

HARALD GLÖCKLER



INHALT

Prolog

I

Im Namen der Rose
Paläste und starke Frauen
Zeichen
Leben im Horrorfilm
Flucht aus dem Dorf

II

Schicksalhafte Begegnungen
Alles, alles – nur nicht Stuttgart
Es wird pompöös – mit zwei ö
Nicht ohne meine Rüschchen
Ein Schloss für mich
Gina, Chaka, Grace
Mr. X
Hongkong, Helau!
Pompöös goes east

III

Der Kampf beginnt
Schöne Kunst, Bella Italia und Gina Nazionale
Phoenix aus der Asche
Premiere in Düsseldorf

Berlin, Berlin

Falsche Nerze und dünne Höhenluft

Blanke Busen und Fidel Castros Strümpfe

IV

Zufälle? Gibt es nicht!

Teleshopping und der Cinderella-Effekt

Haremsdamen, opulente Düfte – und ein paar Intrigen

Wer ist hier primitiv?

Tu Gutes – und rede darüber

(M)ein Herz für Kinder

Harald Glööcklel Supelstal – und ein Besuch aus Hollywood

Who is that man? – Eine Vorschau als Nachwort

Danksagung

Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein
Joh 8,7

Zu viel von einer guten Sache kann wundervoll sein!
Mae West

*Menschen, an denen nichts auszusetzen ist,
haben nur einen Fehler: Sie sind uninteressant.*
Zsa Zsa Gabor

PROLOG

Im Alter von sechzehn Jahren verbrachte ich meine Ferien mit meiner Tante in Opatija in Kroatien. Unser luxuriöses Hotel am Meer verfügte über ein Spa, was damals noch eine Seltenheit war, und zum Urlaubsarrangement gehörte eine Massage. Die Behandlungsräume lagen im katedralenartigen alten Gewölbekeller des Hauses und waren in das stimmungsvolle Licht dicker Kerzen getaucht, die Luft war geschwängert vom Duft orientalischer Öle. Dort lag ich bäuchlings in ein Leinentuch gewickelt auf einem Tisch, den Blick zur Seite, während mich der glatzköpfige Masseur durchknetete. Ich entspannte mich, und eine überwältigende Müdigkeit ergriff von mir Besitz. Mit einem Mal hörten sich die Geräusche, die die kräftigen Hände des Masseurs auf meiner eingeöhlten Haut machten, verzerrt an, das Flackern der Kerzen nahm zu, der Duft der Öle wurde intensiver. Der Raum schien sich zu verändern, alles verschwamm. Dann plötzlich, ein klares Bild ...

Ich liege auf einer harten Unterlage und weiß, ich bin ein Pharao. Ich bin im Inneren einer Pyramide – meiner eigenen Pyramide – und werde einbalsamiert. Das Einbalsamieren eines Pharaos ist ein sehr wichtiger und langwieriger Akt. Der Prozess dauert 70 Tage. Der Vorgang soll den Erhalt des Körpers für das Leben nach dem Tod garantieren. Die Mumifizierungspraxis war im alten Ägypten wohl im Glauben an ein Leben nach dem Tod begründet. Nach ägyptischer Vorstellung lebten die Verstorbenen im Jenseits so wie zu Lebzeiten. Wer im Diesseits als Pharao tätig war, übte dies auch nach seinem Tode aus. Viele Grabstätten lassen erkennen, wie ernst die Ägypter es mit dem Leben nach dem Tod hielten, indem sie ihre Gräber wie ihre Paläste

gestalteten. Damit es dem Verstorbenen an nichts fehlte, gab es auch hier mehrere Räume, die durch (Schein-)Türen miteinander verbunden waren. Nischen und herrlich bemalte Wände rundeten das Ambiente ab. Zur Versorgung des Toten wurden ihm auch Nahrungsmittel und Spiele zur Unterhaltung mitgegeben.

Im Nacken fühle ich ein tiefes Loch, eine Wunde. Ich bin tot. Die Szenerie verändert sich, ich komme in einen Palast, alles ist dunkel, modrig und kühl. Doch als ich langsam durch den Raum gehe, springen die Läden vor den Fenstern auf und gleißendes Licht und Hitze ergießen sich auf den Steinboden. Vor den Fensteröffnungen sehe ich eine Menschenmenge und mitten darin mich selbst. Vor dem Hintergrund des blauen Himmels, der vor Hitze flimmert, sitze ich auf einem Thron. Der Thron steht auf einem riesigen, seltsamen Holzgestell, das von Hunderten Männern mit nackten braunen, eingeölten und in der Sonne glänzenden Oberkörpern im Schneckentempo durch die jubelnde Menge gezogen wird.

Neben mir, auf einem zweiten Thron, sitzt meine Frau. Mehrere hochrangige Diener fächeln uns mit Marabufedern von der Seite Luft zu. Ich bin über und über geschmückt mit Gold und trage eine Art goldenen Hut als Krone, meine Augen, wie auch die meiner Frau, sind schwarz geschminkt wie die einer Katze. Das Ziel der kurzen Reise ist eine riesige mit Gold besetzte Barke, die schon auf dem Nil wartet, mit einem Thron, der sichtbar wird, wenn die ihn umgebenden Vorhänge im heißen Wind flattern. Der Nil glitzert in der sinkenden Sonne, und ich spüre plötzlich eine große Liebe zu all den Menschen mit der bronzefarbenen Haut und den schwarzen Haaren. Für mich sind sie meine »Kinder« und ich ihr Vater. Doch bevor wir das Boot erreichen, bin ich zurück im düsteren Kern der Pyramide, mein Körper wird einbalsamiert

und ich fühle, dass dies hier nun die Vergangenheit ist und sich ein neues Leben nähert.

In dem Moment kehrte ich in die Gegenwart des kroatischen Spas zurück. Ich sehe die Szenerie des Traumes noch so deutlich, als sei ich gerade erst aufgewacht, zum Greifen real. Ich hatte einige solcher eindringlichen Träume, und jedes Detail ist mir ins Gedächtnis gemeißelt. Aber ansonsten liegt über vielen Teilen meiner Kindheit und Jugend ein milchiger Nebel, aus dem nur ein paar Inseln der Erinnerung hervorschauen. Inseln, auf denen sich Szenen abspielen. Einige sind auf den ersten Blick ganz banal, ein paar Szenen sind dabei, die funkeln und glitzern wie der Spiegelsaal in Versailles, mit großartigen Menschen, die mir gezeigt haben, was es heißt, das Leben zu genießen. Und dann gibt es Szenen, die nur noch da sind, weil sie zu traumatisch sind, um sie zu verdrängen. Ich gehöre leider nicht zu den Leuten, die ihre Kindheit rückblickend als warmen Ort mit vielen glücklichen Erinnerungen empfinden. Es gab schöne Momente, aber meine Kindheit war in vielen Aspekten ein reiner Horrorfilm.

Ich weiß, dass unter dem Nebel noch Vieles verborgen ist, vor dem mich meine Psyche schützen will. Oder vielleicht sind es auch meine Schutzengel. Ich stelle mir immer vor, dass ich mehrere Engel habe, einen ganz großen mit riesigen Flügeln und viele kleine, pausbäckige barocke Engelchen, die kichernd um den großen herumwuseln wie ein Schwarm aufgeregter Vögel.

Wir Menschen neigen leider dazu, das Negative zuerst wahrzunehmen. Das wurde mir sehr früh klar. Viel zu oft kritisieren wir, statt zu loben. Deshalb meide ich alles Negative. Zumindest, wenn ich es nicht in etwas Positives verwandeln kann. Alle negativen Erinnerungen verbanne ich. Wenn man sich an schlimme Dinge erinnert, gibt man ihnen wieder Energie. Das ist so, als würde man

Zombies ausgraben, die eigentlich lange tot sind, aber die plötzlich wieder herumlaufen. Ich habe das gemerkt, als ich in vielen Interviews nach meiner Kindheit gefragt wurde. Mit einem Mal war alles wieder da, mit allen schlimmen Gefühlen, und ich musste das Ganze noch einmal durchleben. Ich bin also sehr dankbar, dass ich mich an manches nicht erinnern muss, denn ich glaube an das Hier und Jetzt. Es gibt nur diesen Moment, und daraus wird die Zukunft. Nur in diesem Moment kann ich meine Träume verwirklichen, nicht gestern oder vor zwanzig Jahren. Ich glaube an die Liebe, und ich glaube an mich und das, was ich kann. Da, wo Liebe ist, ist immer Licht, niemals Dunkelheit.

Ich möchte meine Energie *jetzt* in gute Dinge fließen lassen. Doch dies ist die Geschichte meines Lebens, und in meinem Leben habe ich es geschafft, Negatives in Positives zu verwandeln. Um zu verstehen, wie ich das geschafft habe und wie ich der Harald Glööckler wurde, der ich jetzt bin – Harald Glööckler, der Modeprinz mit dem »Doppel-ö« –, ist die Vergangenheit dann doch wichtig. Um zu verstehen, warum ich so einen starken Willen habe, die Welt in einen schöneren Ort zu verwandeln. Warum ich niemals aufgebe. Warum ich ein guter Mensch sein möchte und, vor allem, alle Frauen zu Prinzessinnen machen will. Und ich hoffe, es macht Mut, zu sehen, was man trotz widriger Umstände und Stolpersteinen erreichen kann, wenn man an seine Träume glaubt. Also werde ich jetzt versuchen, mich zu erinnern. Ausnahmsweise.

I



Es ist der Traum jeder Frau, der Traum eines Mannes zu sein.
Barbra Streisand

Männer kann man analysieren, Frauen nur bewundern.
Oscar Wilde

IM NAMEN DER ROSE

Im Garten meiner Großmutter hinter dem alten Fachwerkhäus in Illingen gab es ein riesiges Rosenbeet. Es lag ganz hinten, hinter den knorrigen alten Apfelbäumen mit den winzigen feuerroten Äpfelchen, die aussahen wie Clowns-nasen auf Ästen. Ich mochte die Bäume, doch die Rosen waren mir am liebsten. In Großmutter's Garten wuchsen alle möglichen Sorten. Langstielige und kürzere, knallrote und sattgelbe, pastellfarbene und sogar welche in Orange. Ich steckte meine Nase gern in die Kelche und atmete ganz tief den schweren süßen Duft ein. Eine Rose war so perfekt, viel perfekter als die Welt. Ich fasste ganz vorsichtig die Blütenblätter an, die übereinanderlagen wie die seidigen Lagen eines Ballkleides. So, wie ich mir die Ballkleider der Prinzessinnen im Märchen vorstellte. Aschenputtels rauschendes Kleid, in dem sie als unnahbare Schönheit den Prinzen betört. Auch Rosen waren unnahbar, denn wenn jemand die Rose einfach abbrechen wollte, bekam er die Dornen zu spüren. Ich mochte das. Eine Rose war nur eine Blume und konnte nicht einmal weglaufen, aber sie hatte trotzdem Macht. Weil sie so schön war und weil sie sich wehren konnte.

Großmutter wohnte allein in dem großen Haus, seit Großvater gestorben war, und ich kam einmal, hin und wieder auch zweimal die Woche zu Besuch. Bei ihr schneite man nicht einfach so herein, man musste sich anmelden, sie hielt Audienz. Sie war sehr liebevoll, aber legte Wert auf Umgangsformen. Darum war sie für mich auch »Großmama« und nie »Oma«. Man musste vorher anrufen und fragen, ob es ihr passte.

Meistens passte es nach der Schule, zum Mittagessen um ein Uhr. Dann kochte sie etwas, Braten oder Eintopf, oder es gab ihre

wunderbaren geraspelten Karotten. Die Karotten hatte sie selbst im Garten gezogen, und sie schmeckten unvergleichlich, nur mit etwas Zucker und Zitrone.

Großmutter hatte sich dann auch für die zwei oder drei Stunden meiner Anwesenheit nichts anderes vorgenommen. Das gab mir das Gefühl, wichtig zu sein. Sie erzählte mir von früher, zeigte mir vergilbte Schwarz-Weiß-Fotos mit ihr als junger Frau und mit Familienmitgliedern, die schon lange nicht mehr lebten. Aber wenn es warm war, ging ich nach dem Essen fast immer erst in den Garten zu den Rosen, meistens kam Großmutter mit. Manchmal jätete sie Unkraut, häufiger saß sie an dem alten Marmortisch und trank Tee.

Ich liege auf dem Rücken im Gras am Rosenbeet und schaue in den Himmel. Es ist schwül, und es hat sich zugezogen. Ein Gewitter kündigt sich an, irgendwo rumort ein Donner. Kleine Gewittertierchen sitzen auf meinen Armen, die ich nach oben strecke, um die kitzelnden Wesen zu betrachten. Ich blinzele gegen die Heligkeit. Dann spüre ich den ersten Tropfen am Kinn, kurz darauf den zweiten. »Junge, lass uns reingehen, sonst werden wir noch nass«, sagt Großmutter und räumt mit leisem Klirren das Teegeschirr auf das silberne Tablett.

Fast alles, was in Großmutters Haus aus Silber oder Gold war, hatte mein Großvater selbst gemacht. Er war Gold- und Silberschmied gewesen und gestorben, als ich vier war. Aber ich hatte immer das Bild eines gütigen alten Mannes vor Augen. Das stammte wahrscheinlich mehr aus Großmutters Geschichten über ihn, als aus meinen tatsächlichen Begegnungen mit ihm. Sie erzählte mir immer, dass er schöne Dinge geliebt hatte und sehr geschickt mit seinen Händen gewesen war. Er hatte vor dem Krieg bei einem

Baron Rothschild gearbeitet, der in Pforzheim seine Firma betrieb. Mein Opa hatte dort nicht nur silberne Teetablets, sondern auch Schmuck, Schalen, Türbeschläge und vieles andere hergestellt.

Überall im Haus fanden sich seine Kunstwerke. Ich war fasziniert von den feinen eingepprägten Mustern und dem funkelnden Metall. Es gab natürlich auch eine Schmuckschatulle, in die ich immer heimlich hineinschauen wollte – das Miststück hatte allerdings eine Spieluhr, die losging, sobald man sie aufklappte. Ich wurde also jedes Mal sofort ertappt. Aber die Versuchung war viel zu groß, und Großmutter freute sich auch eigentlich eher, dass ich Großvaters Werk zu würdigen wusste. Die Schmuckstücke waren einfach großartig. Darunter waren Colliers mit riesigen polierten Halbedelsteinen, phantastische Ohrgehänge und wunderbare Ringe. Einen mit einem besonders schönen, dunkel glänzenden Stein hat mir Großmutter irgendwann geschenkt. Er war mir natürlich viel zu groß, nur vom Daumen fiel er nicht sofort wieder runter. Da ich Angst hatte, das wertvolle Stück zu verlieren, bewahrte ich ihn neben meinem Bett auf, wo ich ihn immer sehen konnte.

Noch stolzer als auf Großvaters Werke war Großmutter auf ihr Hochzeitsfoto. Darauf lächelte Großvaters Chef, der Baron Rothschild, mit in die Kamera – er war einer der beiden Trauzeugen. Das Bild war Mitte der Dreißiger aufgenommen worden, nicht lange bevor die Pforzheimer Firma den Besitzer wechselte. Die meisten Mitglieder der jüdischen Familie Rothschild verließen Deutschland, als es gefährlich wurde. Auch Großvaters Chef hatte sich mit seiner Familie in Sicherheit gebracht.

Anschließend hatten die Nazis meine Großeltern aufs Korn genommen. Zum einen, weil mein Großvater für eine jüdische Familie gearbeitet hatte. Aber vor allem, weil weder Großmutter noch er, noch ihre Kinder, meine Mutter und ihre Geschwister, »typisch

deutsch« aussahen. Blond und blauäugig war bei uns niemand. Auch ich habe das eher südländische oder orientalische Aussehen geerbt, viele hielten mich als Kind für einen Italiener oder Spanier.

Großmutter hatte dunkelbraune Augen, und ihr ursprünglich dickes dunkles Haar war inzwischen grau und kurz geschnitten, jedoch immer etwas flotter und moderner als das der Nachbarnfrauen. Überhaupt war sie modischer als alle um sie herum. Sie experimentierte, trug Hosen und Blousonjacken oder Etuikleider wie aus einem Modemagazin statt Kittel und bequeme Schuhe. Großmutter kleidete sich selbst im höheren Alter noch immer sehr schick. Ich erinnere mich sehr gut an ein wunderschönes, elegantes weißes Kleid mit einem Muster aus roten Rosen, das sie noch mit weit über achtzig trug. Sie liebte Schmuck, fließende Kleider und Kostüme, ihre Schuhe hatten meistens hohe Absätze. Diese zeitlose Eleganz hob Großmutter aus all den »praktischen« Frauen hervor. Meine Mutter hatte nicht nur Großmutter's Aussehen, sondern auch deren ausgeprägten Sinn für Stil geerbt. Beide liebten das Theater, Konzerte und Museen. Beide liebten das Leben.

Großmutter stellte ich mir immer als eine Königin aus Tausenundeiner Nacht vor. Und meine Mama war logischerweise die wunderschöne Prinzessin, und ich, ich war natürlich der Thronfolger. Irgendwann würde man schon noch herausfinden, dass wir eigentlich eine königliche Familie waren.

Als ich Großmutter einmal von meiner Vermutung berichtete, erklärte sie zu meiner Enttäuschung, wir seien leider keine königliche Familie: Sie und Großvater hatten in den Dreißigerjahren einen Stammbaum beschaffen müssen, der bewies, dass sie tatsächlich das waren, was man bei den Nazis als »arisch« bezeichnete – also nicht mit jüdischen Menschen verwandt. Dabei, das erklärte mir Großmutter bei der Gelegenheit, waren die eigentlichen Arier

Nomaden gewesen, die im Orient und in Indien gelebt hatten, vor vielen Hundert Jahren. Das waren Leute, die vermutlich eher so aussahen wie wir und nicht wie das blonde, blauäugige Nazi-Ideal. Obwohl meine Großeltern bewiesen hatten, dass sie »richtig deutsch« waren, wurde getuschelt. Großmutter erzählte mir davon mit einer gehörigen Portion Verachtung.

Sie war stolz und hasste Klatsch und Tratsch aus tiefstem Herzen. Und ich habe sie nie schlecht über jemand anderen reden hören. Einmal erzählte sie mir, wie sie zum Friseur gegangen war und die Friseurin gefragt hatte: »Sie waren doch Sonntag in der Kirche – wie predigt denn der neue Pfarrer?« Großmutter hatte geantwortet: »Gehen Sie in die Kirche, dann wissen Sie's.«

Draußen blitzt und donnert es. Ich nehme mir eine Banane aus der Obstschale, die mit Kiwis, Mangos, Orangen und Ananas gefüllt ist. Bei meinen Eltern gibt es meistens nur Äpfel und Birnen, vielleicht mal einen Pfirsich. Großmutter hat immer exotische Früchte. Ich frage, ob ich den Fernsehapparat einschalten darf. Sie erlaubt es. Die Kindersendung, die ich sehen will, hat noch nicht begonnen, in den Nachrichten wird gerade der Ausschnitt einer Bundestagsdebatte gezeigt. Großmutter steht neben mir und schaut auf den Bildschirm. Dann sagte sie ungewohnt heftig: »Weißt du, Harald, ich mag diese Politiker nicht. Die schreien alle nur herum. Herbert Wehner, Franz Josef Strauß, es ist ganz egal, von welcher Partei. Ich habe von dieser Brüllerei seit dem ›Dritten Reich‹ mehr als genug. Da hat man ja gesehen, wohin das geführt hat. Wer gute Argumente hat, muss nicht schreien.« Ich weiß, was sie meint. Ich mag es auch nicht, wenn jemand schreit. Überhaupt nicht. Und dann denke ich an zu Hause und daran, dass ich da nicht hin will.

Wir wohnten in Zaisersweiher, das ist etwa acht Kilometer von Großmutters Haus in Illingen entfernt. Ich war in Zaisersweiher geboren worden, die Eltern meines Vaters hatten hier einen großen Bauernhof. Seine Familie lebte seit vielen Generationen in diesem verschlafenen Nest, das ursprünglich einmal »Ceidolfeswilare« geheißen hatte, also »der Weiler des Ceidolf«. Ich hatte im Rathaus gelesen, dass es auch einen sogenannten »Dorfadligen« gegeben hatte, der »von Zeisolf« hieß. Aber der hatte weder etwas zu sagen, noch war er mit uns verwandt. Das fand ich natürlich etwas enttäuschend.

Zaisersweiher ist heute der Stadt Maulbronn eingemeindet und wäre nur eines von vielen hübschen, nichtssagenden Dörfern seiner Art, gäbe es nicht das Kloster: 1993 hat die UNESCO das ehemalige Zisterzienserklster Maulbronn zum Weltkulturerbe erklärt, weil es als die am besten erhaltene mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen gilt. Allerdings wohnen darin schon lange keine Mönche mehr, sondern seit vielen Jahrzehnten sind dort das Rathaus und die Polizei untergebracht. Das hatte den Vorteil, dass man, schon als ich Kind war, ohne Probleme hineingehen konnte. Unser Haus lag nicht weit von der Klosterkirche, und ich war ganz fasziniert von dem alten Gebäudekomplex. Über die Jahrhunderte war immer einmal hier und einmal da etwas angebaut worden, zuletzt in der Spätgotik.

Für mich war das Kloster ein magischer Ort. Ich stellte mir vor, dass die vergangenen Tage irgendwie darin gespeichert waren. In den Mauern, in den kleinen Tierfiguren aus Stein, die auf den Säulen saßen, und in den Pinselstrichen der Ornamente an den Decken. Ich habe schon seit jeher das Gefühl gehabt, eigentlich in eine andere Zeit zu gehören, in vergangene Jahrhunderte. Aber oft wollte ich auch einfach nur so weit wie möglich weg.

Ich stehe an einem Spitzbogenfenster im Kreuzgang. Es ist schön kühl hier, draußen taucht die Sonne alles in gleißendes Licht. Über mir spannen sich Steinbögen, die in der Mitte der Decke in einem X zusammenlaufen. Es ist ganz still. Ich stelle mir vor, wie Mönche in langen Kutten ins Gebet vertieft die Gänge entlangeliegen. Es fühlt sich an, als würden sie hinter meinem Rücken vorbeihuschen. Draußen sehe ich Männer und Frauen in mittelalterlichen langen Gewändern, mit Schnabelschuhen und ausladenden Kopfbedeckungen. Würde ich die Hand ausstrecken, könnte ich sie anfassen. Ich höre eine Tür klappen, jemand sagt »Auf Wiedersehen!« und ein Radio dudelt. Ich schaue nach, woher die Geräusche kommen. Als ich mich wieder umdrehe, sind die Figuren draußen verschwunden, der Platz vor dem Kloster ist leer.

Bei uns im Ort gab es ein paar Regeln, die man beachten musste, wenn man dazugehören wollte. Zu den wichtigsten zählte, dass man sonntags in die Kirche ging und ansonsten auf gar keinen Fall aus der Reihe zu tanzen hatte. Alle, die irgendwie anders waren, hatten einen schweren Stand. Meine Großeltern väterlicherseits waren das Paradebeispiel der Dorfbewohner: Sie waren, wie es so schön heißt, »rechtschaffene Leute«, die sich in der Dorfgemeinschaft nichts zuschulden kommen ließen. Aber sie waren das Gegenteil von meiner kosmopolitischen Großmutter in Illingen, das Gegenteil von weltoffen. Die Welt, das war Zaisersweiher: ein paar schmucke Fachwerkhäuser mit Kopfsteinpflaster dazwischen. Und Punkt. Stuttgart war vierzig Kilometer entfernt, Pforzheim nur etwa zwanzig Kilometer, aber aus der Perspektive eines alteingesessenen Einwohners von Zaisersweiher befanden sich beide Städte bereits in einer anderen Galaxie.

In diesen spießigen Mikrokosmos hatte meine Mutter, diese schöne und kluge Frau, eingeheiratet. Eine Frau, die sich für

Kunst, Musik und Theater interessierte. Mein Vater hatte Metzger gelernt und interessierte sich für Alkohol.

Wie mein Vater und meine Mutter überhaupt zusammenkommen konnten, ist mir ein Rätsel, und bis heute habe ich nicht in Erfahrung bringen können, wie sie sich kennengelernt haben. Ich frage mich manchmal, ob sie jemals ineinander verliebt gewesen sind. Aber am Ende ist das auch egal – es würde ja auch nichts mehr ändern.

Meine Eltern führten einen Gasthof. Kurz nach der Hochzeit hatten sie die Chance bekommen, das Haus mit der Wirtschaft im Erdgeschoss zu kaufen, das nur ein paar Meter vom Hof der Eltern meines Vaters entfernt lag. Mein Vater kümmerte sich hauptsächlich um die Schlachtereier und um seinen Alkoholpegel. Das bedeutete, dass meine Mutter den Betrieb mit unseren fünf Angestellten fast alleine am Laufen hielt. Das Haus war riesig, mit Fremdenzimmern, Restaurant und jeder Menge weiteren großen Räumen, in denen ein Sammelsurium aus antiken Möbeln aller möglichen Stilrichtungen herumstand. Die Möbel stammten aus beiden Familien, aber den größeren Teil hatte Mama von meiner Großmutter mitbekommen.

Doch unser Haus war anders als das von Großmutter. Es war ein kaltes Haus. Das hatte zum einen ganz einfach damit zu tun, dass alle nicht genutzten Räume nicht geheizt wurden, denn es gab keine Zentralheizung. In jedem Raum stand zwar ein großer Ofen, der wurde aber nur dann befeuert, wenn man sich dort aufhielt.

Aber vor allem war das Haus kein Nest, in dem ich mich aufgehoben fühlte. Durch den Gasthausbetrieb übernachteten ständig fremde Leute bei uns. Und weil mein Vater am Haus die Tiere schlachtete, hing über dem Ganzen eine subtile Atmosphäre des Tötens. Vater tötete nicht nur Tiere fürs eigene Restaurant, die

Leute aus dem Dorf brachten ihm auch ihre Schweine und Rinder, die sie essen oder deren Fleisch sie verkaufen wollten.

Im Dorf gab es keine Massentierhaltung, die Tiere hatten ein »artgerechtes« Leben hinter sich und mein Vater schlachtete sie mit gezielten Handgriffen in wenigen Sekunden. Wenn er etwas wirklich beherrschte, dann war es sein Handwerk. Ich glaube nicht, dass die Tiere sehr gelitten haben, und das Schlachten war für mich damals normal. Genauso, wie es normal war, Fleisch zu essen. Trotzdem: Immer, wenn ein Tier geschlachtet wurde, das ich von klein auf kannte und das einen Namen hatte, floh ich irgendwohin. Genauso, wie ich floh, wenn es wieder losging.

Ich liebte Tiere, und wir hatten einen richtigen Zoo in unserem großen Garten. Neben Enten, Gänsen, Hühnern, Schweinen und Ziegen besaßen wir auch ein paar Pferde. Außerdem hatte mein Vater irgendwann beschlossen, sich als Hobby eine Rottweiler- und eine Dackelzucht zuzulegen, doch seine anfängliche Begeisterung schwand bald und meine Mutter übernahm den Job. Besonders angetan hatten es mir unsere kleinen schwarz-weiß-braun gesprenkelten Stummenten. Als eine Ente im Frühling Küken bekommen hatte und einer der Rottweiler neugierig auf die kleinen fluffig-gelben Vögel lossprang, verwandelte sich die Entenmama in eine so fauchende Furie, dass der Hund mit eingezogenem Schwanz das Weite suchte.

Ein paar Jahre lang hatten wir auch eine große Voliere mit Bussarden, Falken und anderen Raubvögeln. Wir hatten sogar einen Raben, der wie ein Papagei sprechen konnte! Im Gartenteich schwammen Fische herum, und natürlich hatten wir Katzen, die stundenlang danebensitzen konnten und geduldig warteten, bis es ihnen gelang, einen der Fische herauszuangeln. Hinter dem Haus lagen die Ställe und die Scheunen, daneben erstreckte sich der Garten mit riesigen Sträuchern von echtem Jasmin mit seinen

kleinen weißen Sternen als Blüten. Und natürlich gab es auch hier Rosen.

Mama kümmerte sich auch um die Blumenbeete und um die Tiere. Mama kümmerte sich um alles. Aber nur sehr selten um sich selbst.

PALÄSTE UND STARKE FRAUEN

Es ist der Stöckelschuh, der mir als Erstes einfällt, wenn ich an Anita denke. Er war knallrot, hatte einen langen, schlanken Absatz und war ohne Zweifel nie getragen worden. Dieser rote Schuh steckte in den Verzierungen einer Rokoko-Konsole. Ganz selbstverständlich, fast gelangweilt – und mit Knalleffekt. So auffällig wie eine schöne Frau in einem roten Kleid auf einer Party, auf der alle anderen weiblichen Gäste das langweilige »kleine Schwarze« tragen. Er war ein Objekt, nicht einfach ein Schuh. Ein Supermodel, das es sich leisten konnte, alle Blicke auf sich zu ziehen. Auch wenn es genau wusste, dass man als roter Stöckelschuh eigentlich nicht in Konsolen zu stecken hat. Schon gar nicht alleine, ohne den Partner. Aber das war diesem Schuh egal. Oder besser gesagt, es war Anita egal, die den Schuh dort drapiert hatte.

Anita war die beste Freundin meiner Mutter und stammte aus einer sehr wohlhabenden Familie. Anita war ein paar Jahre älter als meine Mama, die sich als junge Frau etwas dazuverdient hatte, indem sie auf Anitas Kinder aufpasste. Die Frauen mochten sich sofort, und bald war Mama nicht mehr zum Babysitten gekommen, sondern um Anita zu besuchen. Mama nahm mich oft mit, wenn sie zu ihrer Freundin in deren Villa in Mühlacker fuhr. Wenn sich die beiden Frauen trafen, zelebrierten sie das immer wie einen besonderen Feiertag. Dabei war es meistens ein gewöhnlicher Dienstag, denn dienstags hatte unser Restaurant seinen Ruhetag.

In Anitas Gesellschaft lebte Mama das aus, was ihr zu Hause verwehrt blieb. Die Freundinnen liebten Musik aus den Zwanzigern, auf diese Weise lernte ich schon als Kind Duke Ellington und anderen frühen Jazz kennen. Manchmal zogen sie sich passend dazu Charleston-Kleider an. Anita hatte einige davon in ihrem

Kleiderschrank, der ein Koloss war und sich über eine ganze Wand in ihrem Schlafzimmer erstreckte. Weil Mama und sie die gleiche Kleidergröße hatten, konnten sie sich beide austoben. Viele von Anitas Kleidern waren sogar maßangefertigt, sie hatte einen sehr guten Schneider in Stuttgart – aber Mama passte trotzdem hinein. In ihren schönen Kleidern tranken sie dann Kaffee aus schlanken Porzellantassen mit goldenem Rand. Einmal sah ich, wie sie Zigaretten aus der Spitze rauchten – und das, obwohl sie eigentlich Nichtraucherinnen waren.

Ich fand beide wunderschön. Die extravagante Anita und Mama, die hier aufblühte. Aber das war nicht alles, ich liebte die ganze Atmosphäre. Für mich war das Haus nicht nur eine Villa. Für mich war es ein Palast. Hier gab es Schönheit und Luxus im Überfluss. Die Wohnungen der Eltern meiner Spielkameraden waren mit günstigen Ikea-Möbeln eingerichtet. Das war nichts Verwerfliches, aber eben auch nichts Besonderes.

Im Haus von Anitas Familie standen dagegen überall antike Möbel. Einige aus dem Biedermeier und anderen Epochen, die meisten aus dem Rokoko. Die Stühle und Sofas hatten Polster aus Brokat oder Samt in kräftigem Bordeauxrot oder Königsblau, kunstvoll geschnitzte Reliefs verzierten Armlehnen und Füße. Vor den Fenstern hingen schwere Vorhänge, und auf dem blank gewienernten Parkett lagen schwere orientalische Teppiche in allen Größen mit Endlosmustern aus Blumengirlanden.

Ich sitze im Schneidersitz und habe die Augen geschlossen, die Hände liegen auf meinen Knien. Ich konzentriere mich, so gut ich kann. Ich spüre die Fasern des Teppichs unter mir. Er kommt aus Persien, hatte mir Mamas Freundin gesagt. Im alten Persien, das hatte ich irgendwo mal gehört, gab es früher ausschließlich fliegende Teppiche. Dieser hier, da bin ich ganz sicher, ist einer

davon. Langsam bewegt sich etwas. Ich fühle, wie ich abhebe, nicht viel, vielleicht ein paar Zentimeter, aber die ganz eindeutig. Ich traue mich nicht, die Augen zu öffnen. Als ich es doch mache, um nachzuschauen, wie hoch ich schon bin, sitze ich sofort wieder auf dem Boden – ich muss noch mehr üben. Ich gehe zurück in den Salon. »Mama, ich bin geflogen«, sage ich. Mama lächelt und antwortet: »Ich weiß.«

Während die Erwachsenen sich unterhielten, konnte ich tun, was ich wollte, Mama und ihre Freundin vertrauten mir. Ich war gut erzogen und hatte auch viel zu viel Respekt vor all den schönen Dingen, um irgendetwas unbedacht kaputt zu machen. Andere Kinder hätten vielleicht auf den langen Fluren Fußball gespielt, ich verrenkte mir stattdessen den Hals, wenn ich die einzelnen Kristalle auf mehreren Etagen der glitzernden wagenradgroßen Kronleuchter zählen wollte, die von den stuckverzierten hohen Decken hingen. Zwischendurch musste ich immer wieder von vorn anfangen, weil das Funkeln meinen Blick verwirrte.

Im Bad kam das Wasser aus vergoldeten Hähnen, Boden und Wände waren aus weißem italienischem Marmor und alle Spiegel – und Spiegel hingen hier viele – hatten üppig verzierte goldene Rahmen. Auf polierten Tischen standen ausladende Blumenbouquets aus Lilien oder Rosen, auf Chaiselongues lagen dicke Samtkissen. Es gab Miniatur-Statuetten und Schränke, in deren Türen kunstvolle Mosaike eingearbeitet waren.

Dabei wirkte dieser ganze Luxus nicht protzig, sondern ganz natürlich. Alles geschah hier leise, beiläufig und mit Eleganz. Die Möbel waren Erbstücke, und Silberbesteck war hier so alltäglich wie woanders das aus Edelstahl. In Anitas Familie war es vollkommen normal, so zu leben. Und sie wirkte so ganz anders als die kreischenden neureichen Frauen, die manchmal in unser Gasthaus

kamen und mit dicken Pelzmänteln darauf aufmerksam machen wollten, dass sie sich so viel totes Tier leisten konnten. Das hatte Mamas Freundin nicht nötig. Sie musste niemandem etwas beweisen. Das hat mir imponiert.

Dieses natürliche Selbstbewusstsein brachte sie auch auf Ideen wie die mit dem roten Stöckelschuh auf der Rokoko-Konsole. Ich glaube, schon mir sechsjährigem Knirps schwante damals, dass Kunst genau so funktioniert: die Tradition mit einer neuen eigenen Idee nicht brechen, sondern bereichern.

Überhaupt, Kunst hat mich bereits damals fasziniert! In der Galerie der Familie hingen jede Menge Originale in Öl, es gab sogar ein paar Gemälde von Otto Dix. Ich konnte stundenlang davorstehen, denn ich wollte mir alle Einzelheiten merken. All das hat in mir etwas zum Schwingen gebracht. Ich glaube aber nicht, dass es etwas in mir geweckt hat, was nicht schon da gewesen war.

Andere Kinder wollten unbedingt mal nach Disneyland fahren. Das interessierte mich nicht. Edle Dinge, Schönheit und Kunst, das war es, wovon ich träumte. Warum, dachte ich, konnten nicht alle so leben wie Anita? Warum konnten wir nicht so leben? Wenn ich erwachsen war, wollte ich auf jeden Fall so eine Umgebung! Und ich sah doch die Metamorphose meiner Mutter. Wenn wir zu Hause losfuhren, war sie noch ernst und ich konnte die Last auf ihren Schultern spüren. Doch kaum übertraten wir die Türschwelle von Anitas Haus, glätteten sich die sorgenvollen Falten auf ihrer Stirn. Ihr ganzer Körper sprach eine andere Sprache. Ich sah sie lachen, hier war sie ganz sie selbst. So gelöst und fröhlich wie meine Mutter bei ihrer besten Freundin war, so sollte sie immer sein. Anitas Leben war das einer Prinzessin – und nicht nur meine Mutter, alle Frauen sollten so leben können. Und sie sollten dieses Glück nicht nur ab und zu haben. Sondern jeden Tag.

Ich gehe zurück ins Nebenzimmer, zurück zu meinem fliegenden Teppich. Setze mich, schließe die Augen und beginne mich zu konzentrieren. Plötzlich stoppt die Musik im Nebenzimmer. »... darfst du dir nicht gefallen lassen ...«, höre ich Anita sagen, »... er bringt dich sonst noch um.« Die Stimme meiner Mutter erwidert: »Wenn ich ihn tatsächlich verlassen würde, dann müsste ich am Ende noch für ihn aufkommen. Du weißt doch, dass er alleine nichts hinbekommt. Aber jetzt komm, lass uns lieber über was anderes reden.« Dann höre ich Absätze auf dem Parkett, ein Knacken, und die Musik setzt wieder ein.

Auch in der Familie meines Vaters gab es nicht nur Spießer. Eine sehr starke Frau in meiner Umgebung war Tante Katharina, eine Cousine meines Vaters. Die Tante betrieb mit ihrem Mann eine Getreidemühle. Dabei war die »Mühle« keiner dieser altmodischen Türme mit Windrad, gegen die Don Quixote im Märchen kämpft. Die Mühle der Tante war eine richtige Fabrik, in der das Getreide maschinell gemahlen wurde. Neben dem Betrieb gab es einen großen Gutshof mit weitläufigen Stallungen für Pferde, Kühe und Schweine. Auch Waldstücke und kleine Seen drum herum zählten zum Besitz. Meine Tante gehörte zu den Honoratioren der Stadt und war so prominent, dass sie sonntags in der Kirche ihren festen Platz hatte – und das wollte etwas heißen!

Dabei drängte sie sich nie in den Vordergrund. Sie besaß eine ganz natürliche Autorität und Würde, eine innere Haltung und Eleganz. Es war schön zu beobachten, wie die größten Wichtigtuier und Machos, die eben noch herumgeschrien hatten, ganz klein mit Hut wurden, sobald sie den Mund aufmachte. Ihre Meinung hatte in der Gemeinde Gewicht. Egal, ob es um eine Kunstaussstellung in der Stadthalle, eine neue Straßenkreuzung oder auch nur um das Wetter ging. Selbst mein Vater ließ sich von ihr zurechtweisen wie

ein Schuljunge. Trotzdem hat er nicht auf sie gehört, wenn sie ihm ins Gewissen redete.

Egal, was sie sagte, sie hatte dabei immer dieses charmante, laszive und leicht spöttische Lächeln auf den Lippen, das auch Marlene Dietrich kultivierte. Ein Lächeln, das ich bewundere, seit ich es das erste Mal gesehen habe. Sowohl bei der Dietrich als auch bei meiner Tante. Es war ein Lächeln, das jeden in seinen Bann zog.

Auch diese Tante führte ihr Leben auf besondere Art und Weise. Dabei ging es auf dem Anwesen nicht so »royal« zu wie in der Stadtvilla von Anita. Die Tante pflegte eine modernere und bürgerlichere Version des guten Lebens. Ihre Möbel waren zwar nicht antik, aber beim Schreiner maßangefertigt und sehr elegant. Sie benutzte für jeden Anlass anderes Porzellan. Wenn sie Geburtstag hatte oder ein anderes Fest gab, war das in jedem Fall bis ins Detail durchdacht. Sie lud dann neben der Familie die illustren Leute des Ortes ein, den Bürgermeister, Ärzte und lokale Künstler, ihre Feiern waren richtige gesellschaftliche Ereignisse. Auf gesteiften Tischdecken standen dann Kandelaber, Blumengestecke, auf jedem Platz gab es kunstvoll gefaltete Servietten und im Hintergrund lief klassische Musik.

Einmal, ich glaube, es war an ihrem fünfzigsten Geburtstag, hatte sie sogar Musiker engagiert. Ein kleiner Dicker saß hinter dem Cello, zwei dünne Jünglinge waren die Violinisten. Die einzige Frau spielte die Bratsche. Es wurden Stücke von Mozart und Haydn gegeben. Ich war fasziniert – nicht so sehr von der Musik als vom Kleid der Bratschistin. Es war bodenlang, schulterfrei und aus schwarz glänzender und fließender Seide. Direkt unter dem Busen befand sich eine Stickerei aus dunkel glitzernden Pailletten. Mit Jeans und T-Shirt hätte das Mädchen mit den glatten blonden Haaren, dem Seitenscheitel und der braven Haarklammer ganz durchschnittlich und ein bisschen langweilig gewirkt. In diesem

Kleid war sie eine Göttin. Noch am selben Abend begann ich, in einem leeren Block Zeichnungen von Kleidern anzufertigen, die mich beeindruckt hatten oder die ich mir selbst ausdachte. Dieses hier kam auf die erste Seite.

Bei den Festen der Tante gab es stets ein mindestens fünfgängiges Menü, alle Freunde und Verwandten packten an, den Tisch zu decken und die Speisen aufzutragen. Aber auch an anderen Tagen kochte sie so gut, dass ich jeden Sonntag nach dem Mittagessen daheim um Punkt zwölf die Viertelstunde Fußweg von uns bis zum Anwesen der Tante lief. Bei ihr wurde erst um eins oder halb zwei gegessen, das fand ich ganz wunderbar. Ich hatte als Junge keine Probleme, zwei Mittagessen zu verdrücken, denn ich hatte immer Appetit. Vorab gab es meistens eine Suppe, darauf folgte ein deftiges Hauptgericht. Danach legte sich die Tante immer für eine halbe Stunde hin, und wenn sie wieder aufstand, gab es Kaffee und dazu immer ganz frischen, selbst gebackenen Kuchen. Irgendwoher mussten ihre Kurven ja kommen.

Wenn die Tante ihr Mittagsschläfchen hielt, nutzte ich fast immer die Gelegenheit, auf den Speicher hinaufzuklettern. Der war eigentlich eine »verbotene Zone«. Die Tür zum Dachboden hatte einen Magnetverschluss, und wenn man nicht aufpasste, machte der ein lautes »Klack«-Geräusch. Aber ich schaffte es meistens, die Tür völlig geräuschlos zu öffnen. Dahinter lag eine richtige Wunderwelt. Da standen jede Menge alte, verschnörkelte Möbel, Skulpturen aus Alabaster oder Metall, Ölbilder, große Büsten und orientalische Vasen herum. Alles Familienerbstücke, gesammelt über buchstäblich Jahrhunderte. In einer Truhe lagerte lauter Silberzeug, Taschen aus silbernem Mesh-Gewebe, mehrarmige Kerzenleuchter und altes, edles Besteck, das niemand brauchte. Wenn ich den knarrenden Koloss aufklappte, kam ich mir jedes

Mal vor wie ein Pirat, der den lange verschollenen Schatz gefunden hatte.

In einem zweiten Speicherraum standen Schränke mit Kleidern und alten Pelzen, uralten Stolen aus Fuchsschwanz und Nerzmänteln. Ich bin ein Gegner von Pelzen, aber die Tiere, aus denen diese hier hergestellt waren, waren schon sehr lange tot. Sie stammten aus einer Zeit, als man sich über das Quälen von Tieren für die »Gewinnung« von Pelzen noch keine Gedanken machte; die gesellschaftliche Sensibilität für dieses Thema entwickelte sich erst sehr viel später. Ich stellte mir vor, wie elegante Damen in vergangenen schneereichen Wintern damit eine Landpartie im Pferdeschlitten um das Gut herum unternommen hatten.

Doch es ging noch weiter: In einer Ecke waren fein säuberlich vergilbte Zeitungen gestapelt, die Jahrzehnte zurückreichten. Ich erinnere mich an Fotos von Frauen in Petticoats vor VW-Käfern und an Herren im Anzug mit altmodischen Hüten. Es gab vergilbte Romane in schnörkeliger Schrift und metallene Schatullen mit Bergen von schwarz-weißen Familienbildern. Hier oben vergaß ich vollkommen die Zeit. Alles hier oben befruchtete meine Phantasie.

Sobald ich hörte, wie jemand die Treppe heraufkam, versteckte ich mich schnell. Fast immer entdeckte mich die Tante trotzdem, schimpfte aber nur halbherzig: »Ich hab dir doch gesagt, du sollst das lassen.« Aber wirklich böse war sie mir nicht, glaube ich, es gab hier ja eigentlich auch wirklich nichts zu verbergen. Heute habe ich jede Menge Dinge in meiner Wohnung, die von Tante Katharinas Speicher stammen. In meinem Showroom gibt es einen goldenen Bilderrahmen, den ich von ihr geschenkt bekommen habe, als ich endlich zu Hause ausziehen konnte. Aber als ich auf dem Speicher bei ihr spielte, war dieser herbeigesehnte Zeitpunkt noch Lichtjahre entfernt.

Was mich an der Tante jedoch am meisten beeindruckte: Sie war eine begnadete Hobby-Schneiderin. Das, was sie für sich selbst entwarf und nähte, war erstklassig. Couture, Schneiderkunst, nicht weniger. Sie war zwar bereits zu meinen Kindertagen eine ältere Dame, aber dabei stets so schick wie die Queen: Sie trug lange klassische Mäntel, elegante Röcke, dazu einen perfekt passenden Hut, eine perfekt abgestimmte Tasche im Hermès-Stil und natürlich, das war ein Muss, schicke Schuhe. Sie sah ohne Ausnahme toll aus, dabei trug sie eine »stärkere« Kleidergröße, 44, 46 und später auch 48. Tante Katharina war ein hervorragendes Beispiel dafür, dass Mode nicht nur gut aussieht, wenn man dünn ist. Von ihr lernte ich, dass jede Frau wunderschön sein kann – sie braucht einfach die richtigen Kleider.

Die Nähmaschine, an der Tante Katharina ihre Kleider macht, steht im großen Wohnzimmer in der Ecke. Der Tisch daneben ist voller Schnitte, Nadeln, Garnrollen und Stoffe. Gerade hat sie sich an die Maschine gesetzt, um einen Rock zu kürzen. Auf diesen Moment habe ich gewartet. »Ich muss dir was zeigen«, sage ich und hole den Block mit meinen Zeichnungen aus der Tasche. »Das ist für dich«, sage ich erwartungsvoll. Ich habe extra für die Tante ein Kleid entworfen. Es ist knielang und soll aus durchscheinendem schwarzem Spitzenstoff mit goldgelbem Futter genäht werden. Bei meinem letzten Besuch hatte ich mir diese beiden Stoffe ausgeguckt – die Tante hortet Unmengen verschiedene in einem alten Bauernschrank in einem unbenutzten Gästezimmer. Ich hatte die Stoffe gesehen und sofort gewusst, dass sie phantastisch zusammenpassten. »Oh, Harald«, sagt sie. »Das ist aber hübsch. Da kann ich ja gleich mit Nähen anfangen!«

ZEICHEN

Ich stand schon als Kind unter ständiger Beobachtung. Egal, wohin ich kam, jeder kannte mich. Oft hörte ich, wie jemand raunte: »Das ist der Sohn vom Glöckler.« Das lag natürlich einerseits daran, dass mich meine Mutter im Gasthaus dazu anhielt, immer brav jedem guten Tag zu sagen und die Hand zu geben. Schon allein dadurch lebte ich halb in der Öffentlichkeit.

Aber da war noch etwas anderes. Ich stellte bald fest, dass ich eine bestimmte intensive Aura besaß. Viele Kinder entwickeln Strategien, um auf sich aufmerksam zu machen. Sie sind kleine Clowns oder Rabauken, oder Streber. Bei mir war das ganz anders. Ohne dass ich irgendetwas dazutun musste, hatte ich eine Ausstrahlung. Die brachte selbst wildfremde Leute dazu, sich nach mir umzudrehen. Als ich klein war, hörte ich oft: »Ach, das ist aber ein hübsches Kind.« Die meisten schauten allerdings nur. Vielleicht lag es daran, dass es mir schon immer komplett egal war, was andere von mir dachten. Ich war einfach ich.

Diese Wirkung hatte ich nicht nur auf Erwachsene. Bei Kindern war es ähnlich. Ein paar empfanden mich dadurch instinktiv als Bedrohung und wollten mich ärgern. Die haben dann probiert, mich aufzuziehen, weil ich nicht Fußball spielte und mich nicht für Autos interessierte. Wenn das an mir abprallte, waren sie allerdings ratlos. Dann gab es Kinder, die akzeptierten mich einfach, wie ich war, und liebten auch meine Ideen. Wenn ich mit den Hausaufgaben fertig war, stand immer schon eine kleine Gang vor unserer Haustür und wartete ungeduldig auf mich.

Meistens waren das die vier Kinder des Pfarrers: drei Jungs – Mick, Lars und Stefan – und ein Mädchen, Maria. Sie war bei uns »die Henne im Korb«. Das Pfarrhaus, unser Gasthof und der

Bauernhof meiner Großeltern bildeten die Eckpunkte eines fast gleichschenkligen Dreiecks, in dessen Mitte die Klosterkirche lag.

Oft hatte ich einiges zu schleppen, wenn ich herauskam: Ich brauchte Gardinen und Tücher mit, die ich auf unserem Dachboden gefunden hatte, außerdem Stoffreste, die mir die Tante mitgegeben hatte. Dazu Bänder und Bordüren und viele große Sicherheitssnadeln. Manchmal traute ich mich auch und lieh mir ein paar von Mamas Pfauenfedern. Sie hatte Dutzende und machte immer ein großes Geheimnis daraus, woher sie stammten. »Die sind mir gegeben worden«, sagte sie höchstens. Sie liebte ihre Federn und drapierte sie wie Blumen in einer Vase in unserem Wohnzimmer. Wenn ich sie auslieh, achtete ich darum immer peinlich genau darauf, dass ihnen nichts passierte. Nicht auszudenken!

Das Ziel von uns Kindern war meistens der Garten des Pfarrhauses, denn dort lag am hinteren Ende die »Spatzenburg«, ein kleiner aufgeschütteter Hügel von ein paar Metern Höhe, auf den einige Stufen hinaufführten. Oben wuchsen geduckte alte Bäume, in denen fast das ganze Jahr über Hunderte von dicken kleinen Spatzen hektisch herumhüpften und zwitscherten.

Und dann legte ich los! Unter meinen Händen verwandelten sich die Nachbarsjungs in Prinzen und Maria in eine Königstochter. Meine Freunde wurden zu orientalischen Scheichs mit langen Gewändern, zur mysteriösen Haremsdame, zu Rittern und zum Burgfräulein, zu Cäsar und Kleopatra. Ich drapierte, knotete und steckte Stoffbahnen fest. Wir flochten Kränze aus Stoffresten als Kopfbedeckungen, knoteten Schärpen und benutzten Früchte, Ranken und Tannengrün als Schmuck.

Die Prinzessin ist auf der Suche nach einem würdigen Prinzen. Doch die Kandidaten, die um ihre Hand anhalten, müssen sich zunächst als würdig erweisen und bringen Geschenke. Der erste

legt ihr ein Paar Ohrringe aus rubinroten frischen Kirschen zu Füßen. Der nächste versucht es mit einem Haarkranz aus jungen, biegsamen Zweigen mit frischem Grün. Der dritte kommt mit leeren Händen. Als sie fragt, was er ihr zu bieten habe, sagt er, er werde sie immer auf Händen tragen und außerdem könne er tanzen. »Wann sollen wir heiraten?«, fragt die Prinzessin.

Ich verkleidete die anderen nicht, unter meinen Händen wurden sie zu jemand anderem. Es war ein Zauber! Nicht nur meine Freunde verwandelten sich, auch die Umgebung. Die Schaukel wurde zum Thron, die Gartenliege zur Sänfte. Die »Spatzenburg« war einmal eine mittelalterliche Festung, dann ein Zuckerbäcker-Schloss, ein Palast der Antike oder einfach nur ein Tanzsaal. Damals habe ich zum ersten Mal die Magie der Mode gespürt. Kleidung ist nicht einfach nur Stoff, sie kann die Seele berühren und glücklich machen. Sie ist nicht nur schöner Schein, sondern hat tatsächlich die Macht, etwas zu verändern. Es ist ein anderes Gefühl, ob man einen grauen Kittel trägt oder ein edles Kleid. Kleidung ist wie ein Stoff gewordener Gedanke. Und es ist ein Unterschied, ob dieser Gedanke lautet »Ich bin eine Prinzessin und bin es wert, bewundert und auf Händen getragen zu werden«, oder ob der Gedanke ist: »Ich bin ein Aschenputtel und alle dürfen auf mir rumtrampeln.« Darum mochte ich es so, wenn Mama den Arbeitskittel ablegte und sich mit ihrer Freundin herausputzte.

Völlig unerwartet waren plötzlich die Tage der Spatzenburg gezählt. Ich wusste zwar, dass es dem Pfarrer seit ein paar Monaten nicht so gut ging und dass ein jüngerer Geistlicher aus dem Nachbarort den Gottesdienst übernommen hatte. Aber als Kind nimmt man Dinge hin, wie sie sind. Und wie gut oder schlecht es wirklich um Pfarrer Singer bestellt war, davon hatte ich keine

Ahnung. Wir verbrachten unsere Nachmittage spielend wie immer, und die anderen erzählten – auch das war wie immer – nicht viel von ihren Eltern. Doch wenn ich den Vater meiner Freunde früher immerhin ab und zu mal zu Gesicht bekommen hatte, weil er am Gartentisch Zeitung las oder sich Notizen für den Konfirmandenunterricht machte, erschien jetzt nur noch Frau Singer bei uns draußen. Sie brachte uns Süßigkeiten und Limonade oder Kakao und Kuchen. Ich machte mir darüber weiter keine Gedanken, es war so, wie es war.

Doch als ich an einem der ersten sonnigen Nachmittage im April mit meinen ganzen Sachen herauskam, stand nur Stefan mit seinem verbeulten roten Fahrrad vor der Tür. Er war der Älteste und derjenige, der vorgeschickt wurde. Dass etwas Schlimmes passiert war, war mir sofort klar. Er war sehr blass. Dann sagte er: »Wir können nicht mehr kommen. Papa ist tot. Wir ziehen weg von hier.« Dabei schaute er die ganze Zeit auf den Boden. Anschließend schwang er sich ohne Gruß auf sein Rad und radelte ganz schnell davon. Ich blieb auf der Straße stehen mit meinen Stoffen und Bordüren über dem Arm und sah ihm nach.

Pfarrer Singer, der nie geraucht hatte, war mit vierzig Jahren an Lungenkrebs gestorben. Frau Singer zog mit den Kindern sehr bald in den nächsten Ort, nach Maulbronn. Das Pfarrhaus wurde von dem jungen Pfarrer übernommen, der Singer im Gottesdienst vertreten hatte und der noch unverheiratet war. Wenn ich in diesem Frühling an der Spatenburg vorbeilief, zwitscherten dort nur die Spatzen.

Doch der Kontakt riss nie ab. Schon kurze Zeit nachdem die Familie nach Maulbronn gezogen war, besuchte ich meine Freunde in ihrem neuen Domizil. Dabei erzählte mir Mick, dass seine Mama eine gute Freundin in Paris hatte, und ich bekam große Ohren.

Paris! Die Stadt, von der ich schon träumte, seit ich denken konnte – im wahrsten Sinne. Sofort hatte ich einen Plan und marschierte mit den anderen im Schlepptau zu Frau Singer.

»Können wir nicht mal einen Ausflug nach Paris machen?«

Sie lächelte so lieb wie immer und antwortete dann: »Das ist eine schöne Idee, Harald, aber die Fahrt dorthin ist teuer für so viele wie uns.«

»Dann sparen wir eben«, gab ich zurück, und meine Freunde nickten eifrig.

Von da an legten wir so viel Taschengeld wie möglich beiseite, und nach ein paar Monaten hatten wir – mit der Hilfe von netten Verwandten wie Tante Katharina und meiner Großmutter in Illingen – so viel Geld zusammen, dass wir die Zugfahrt nach Paris selbst bezahlen konnten. Als wir endlich mit unseren Schlafsäcken und Reisetaschen in der Bahn saßen, war ich so aufgeregt wie noch nie zuvor in meinem Leben. Frau Singers Freundin hatte uns die Wohnung ihres Bruders organisiert, der gerade in Urlaub war – mitten im Quartier Latin.

Mein Herz klopft bis zum Hals. Wir machen einen Ausflug ins Schloss Versailles. Und bereits als wir den Weg zum Schloss gehen, weiß ich, dass ich das alles schon einmal gesehen habe. Auch wenn ich keine Ahnung habe, wie das zu erklären ist. Wir laufen durch den Palast, er kommt mir so klein vor wie unser Gasthof. Und wie ich auch die Zimmer bei uns zu Hause kenne, weiß ich jetzt im Voraus, was im nächsten Raum ist. Ich kann mich nicht zurückhalten.

»Frau Singer, da in dem nächsten Zimmer, da sind so große runde Fenster.«

Sie lächelt, aber als wir ihn betreten und sie die Fenster sieht, bleibt sie verdutzt stehen. »Harald, da hast du dich ja richtig vorbereitet.«

Ich schüttele den Kopf. »Hab ich nicht.«

Als ich in die Spiegelgalerie komme, werde ich fast ohnmächtig. Da sind die siebzehn Spiegel, ich muss sie nicht zählen und weiß doch, dass es siebzehn sind. Die Deckengemälde am Gewölbe. Und da vorn, in der Mitte, da geht es zum Schlafzimmer des Königs. Alles verwandelt sich, ich sehe Frauen in Reifröcken, Männer in seidenen Anzügen, irgendwo spielt Musik. Ich will loslaufen, der König erwartet mich. Doch es fasst mich jemand am Arm.

»Harald, ist alles in Ordnung?«, fragt Frau Singer.

»Ja, schon. Ich war nur schon mal hier.«

An den Sonntagen, an denen ich nicht bei meiner Tante Katharina war, fuhr ich ab sofort nach Maulbronn. Alle paar Wochen machten wir einen Ausflug. Mal wanderten wir direkt in Maulbronn los und erkundeten die Umgebung, beim nächsten Mal nahmen wir Frau Singers Passat, um weiter weg zu fahren. Dann quetschten wir uns zu viert auf den Rücksitz, nur Stefan saß immer vorn bei seiner Mutter. Das Ziel war fast immer irgendeine Ritterburg oder ein Schloss. Ich weiß nicht, ob Frau Singer nach dem Paris-Trip mir zuliebe diese Ziele aussuchte, denn sie merkte natürlich, dass ich diese Begeisterung für alles, was irgendwie »königlich« war, hatte. Andererseits waren ihre Sprösslinge selbst längst Feuer und Flamme für vergangene prunkvolle Zeiten. Frau Singer erzählte uns auch viele Geschichten. Sie berichtete von Mata Hari und Anastasia.

Besonders Anastasia hatte es mir angetan. Sie hatte mit ihrer Familie sogar eine Weile im Schwarzwald gelebt – ganz in der Nähe. Ich kam immer wieder auf die junge Zarentochter zu

sprechen, die ich mir schillernd, schön und mondän vorstellte. Ich löcherte Frau Singer damit und erfuhr so alles über das Leben der Großfürstin und die Legende, dass das Mädchen nicht im Alter von siebzehn Jahren mit der restlichen Zarenfamilie ermordet worden war, sondern unter anderer Identität überlebt hatte. Diese Geschichte fand ich ungeheuer aufregend. Anastasia hatte als unerschrocken und rätselhaft gegolten, anders als alle anderen. Genauso fühlte auch ich mich.

LEBEN IM HORRORFILM

Ich sitze im Zug, auf dem Rückweg von Großmutter in Illingen. Die erste Klasse ist ganz leer, ich habe mich einfach hineingesetzt. Das mache ich oft, der Schaffner sagt selten etwas. Hier sind die Sitzbezüge aus Plüsch und ganz weich. Es ruckelt, und ich verfolge, wie die Landschaft vor dem Fenster vorbeizieht. Ich bin müde. Plötzlich ist es dunkel, nur ein schwacher Lichtschein sickert noch herein. Das Ruckeln nimmt zu, ich spüre einen Luftzug. Szenenwechsel! Die hellblauen Seidenvorhänge wehen ins Innere der Kutsche. Ich stecke den Kopf durch das Fenster und sehe sechs schwarze Pferde, die wie der Blitz laufen. In der Ferne taucht das weiße Schloss auf, die Freitreppe wird größer, als wir uns nähern. Alles ist hell erleuchtet, Gäste strömen herbei. Als wir anhalten, steige ich aus. Ich höre Musik, ein Ball ist im Gange. Mein Kleid ist aus hellblauer Seide, darauf sind Brillanten gestickt, auch auf meinem Dekolleté glitzern Brillanten und ein Medaillon, ich trage Ringe und Armreife. Männer mit Perücken und Frauen mit Reifröcken verneigen sich. Im Saal, den ich nun betrete, befinden sich unzählige Spiegel mit verzierten Rahmen. Ich erkenne mein Spiegelbild, eine schöne junge Frau mit einer aufgetürmten Frisur, ich weiß, ich bin die Geliebte des Königs. Ich gehe in meine Gemächer und ziehe die schweren Samtvorhänge auf. Ich erschrecke, denn da steht plötzlich der Schaffner vor mir: »Aussteigen, junger Mann, wir sind da.«

Als ich durch die Hintertür hereinkam, die in unsere Restaurantküche führte, hörte ich sie sofort. »Mein Gott, diese Frau wird ja wohl einmal im Jahr etwas hinkriegen!« Die Mutter meines Vaters echauffierte sich.

Diese Frau, damit war meine Mutter gemeint. Ich fühlte mich hilflos und wollte Mama verteidigen, hatte aber das Gefühl, damit vielleicht alles noch schlimmer zu machen. Also hielt ich mal wieder den Mund. Großmutter ließ kein gutes Haar an ihrer Schwiegertochter – dabei störte es sie nicht, wenn ich in Hörweite war, ganz im Gegenteil. Sie versuchte immer wieder, mich auf ihre Seite zu ziehen und bei mir gegen Mama Stimmung zu machen.

Natürlich glaubte ich die gemeinen Sachen nicht, die meine Großmutter über meine Mutter herumtratschte. Am liebsten hätte ich sie rausgeworfen oder wäre gegangen. Aber ich konnte ja mit acht Jahren nicht einfach sagen: »Adele, ich ziehe aus.« Wäre ich erwachsen gewesen, hätte ich den Kontakt abgebrochen, aber als Kind musste ich mir alles anhören. Es blieb mir nichts anderes übrig: Ich sagte nichts dazu und zog mich in meine eigene Welt zurück. Ich schottete mich innerlich ab gegen die Leute aus der Familie meines Vaters, die schlecht über meine Mutter redeten. Noch heute nehme ich instinktiv sofort Abstand von Menschen, die über andere lästern – wer es sich mit mir verderben möchte, braucht bloß damit anzufangen.

Meine »rebellische« Mama passte Vaters Mutter einfach nicht ins Konzept. Mama sah zu gut aus, war zu klug, und sie wagte es vor allem, Widerworte zu geben. Und wenn sie dann so »unerhörte« Dinge sagte wie: »Dass man etwas schon immer so gemacht hat, heißt ja nicht, dass man nicht auch einmal etwas anderes ausprobieren könnte«, war Großmutter hilflos wie ein Fisch auf dem Trockenen. Also griff sie zu ihrer Verteidigungsstrategie: Sie versuchte, ihre Schwiegertochter bei der nächsten Gelegenheit schlechtzumachen. Vor wem auch immer, meistens vor meinem Vater. Mama konnte angeblich nicht richtig kochen – was eine Lüge war, das Gasthaus hatte einen hervorragenden Ruf für seine

Küche und war immer sehr gut besucht. Viele Fabrikanten und Geschäftsleute aus Mühlacker und sogar manche aus Pforzheim nahmen in ihrer Mittagspause den Weg bis nach Zaisersweiher auf sich, um bei uns saftigen Rehbraten oder die anderen rustikalen Köstlichkeiten zu essen, die Mama angeblich nicht hinbekam.

Aber es gab natürlich noch viele andere Dinge, die meine Mutter ihrer Meinung nach falsch machen konnte. Sie wusch die Wäsche falsch, führte den Haushalt schlampig, erzog mich nicht richtig. Doch die Lästerei war nicht das Schlimmste.

Zufrieden betrachte ich mein Werk. Die Kommode in der Diele, an der mein Zimmer liegt, ist mir schon lange zu nüchtern und rustikal. Doch mit den Schleifen aus weinrotem Satin, die ich an jedem Knauf angebracht habe, gefällt sie mir schon viel besser. Die Sitzfläche des Stuhls daneben habe ich im gleichen Stoff neu bezogen. Jetzt müsste man nur noch, darauf abgestimmt, obenauf Blumen oder ... Ich erstarre. Da ist ein Geräusch, sehr weit weg, alarmierend. Ich renne zum Fenster im gegenüberliegenden Gästezimmer. Die Scheibe ist doppelt verglast, und man hört nicht viel von dem, was draußen passiert. Ein Stummfilm. Im Garten sehe ich meinen Vater, der mit schnellen Schritten auf unser Haus zugeht. Hinten an den Wäscheleinen hockt meine Mutter auf der Erde. Überall um sie herum, auf der Wiese, in den Gemüsebeeten, den Büschen und Sträuchern liegen und hängen Wäschestücke. Hemden, T-Shirts, Unterwäsche, Laken. Als ich die Treppe nach unten renne, nehme ich bei jedem Schritt zwei Stufen auf einmal.

Die Angst kroch jeden Tag in mir hoch, sobald ich aus der Schule nach Hause kam. Wenn mich meine Mutter lächelnd begrüßte, fiel mir jedes Mal ein Stein vom Herzen. Manchmal war sie aber auch verschwunden. Dann fühlte ich, wie mir sofort die Panik den

Rücken heraufkroch. Ich suchte sie überall. In der Restaurantküche, im ganzen Haus. Ich fragte unsere Angestellten im Gasthaus und sogar die Nachbarn. Wenn ich meinen Vater betrunken und mit verdrehten Augen in irgendeiner Ecke entdeckte, wurde ich noch panischer.

Manchmal tauchte Mama dann doch plötzlich aus dem Keller auf, weil sie nur ein paar Kartoffeln geholt hatte. Oder sie winkte mir aus dem Garten, wo ich sie hinter den Jasminsträuchern zunächst nicht gesehen hatte. Viel zu oft fand ich sie aber auch irgendwo.

Dann lag sie auf dem Sofa im Wohnzimmer oder kauerte hinter den Ställen an der Wand. Häufig blutete sie aus irgendeiner Platzwunde. Mal an der Schläfe, mal auf dem Wangenknochen. Sie hatte blaue Flecken und ab und zu auch ein blaues Auge. Auf ihren Wangen sah ich die salzigen Schlieren ihrer Tränen. Wenn Mama weinte, zerriss es mir das Herz. Da kamen aller Schmerz der Welt und schreckliche Hilflosigkeit zusammen. Ich brachte dann kaum mehr heraus als »Mama« und fing selbst an zu heulen. In diesem Moment nahm sie mich jedes Mal in den Arm und versicherte mir, es sei halb so schlimm. Mama hasste es, wenn man wehleidig war. »Die Tiere jammern auch nicht rum, wenn sie was haben«, sagte sie immer. Aber ich sah ja, dass es schlimm war. Ich wollte ihr helfen, sie retten, ein Prinz auf einem Schimmel sein, der sie in eine Festung brachte, wo sie sicher war. Aber wie? Wie?

Es kam auch vor, dass ich zu Hause war, wenn es losging. Ich habe nie wirklich herausgefunden, worüber sie sich stritten. Geld war es sicher manchmal, aber in den Wortfetzen, die ich so hörte, ging es auch um den Haushalt, das Restaurant, um mich, um die Tiere. Mama war wortgewandt und ließ sich in Diskussionen nicht unterkriegen. Das frustrierte meinen Vater, weil er ihr geistig nicht gewachsen war. Er kompensierte diese Unterlegenheit mit

jähzornigen Wutausbrüchen. Indem er meine Mutter schlug, wollte er klarstellen, dass er das Sagen hatte. Und dass sie trotzdem nicht klein beigab, brachte ihn umso mehr in Rage, und seine Schläge wurden härter und gnadenloser.

In mein Gedächtnis ist ein Bild eingebrannt. Dieses Bild versuche ich seit damals zu vergessen, weil es mich immer wieder aufwühlt. Aber es geht nicht weg. Es ist das Bild, wie mein Vater mit dem Spaltermesser aus der Schlachtereier durch unsere Wohnung hinter meiner Mutter herrennt. Sie schreit vor Angst, bis sie sich auf die Straße flüchtet. In dem Moment hatte ich Todesangst um meine Mutter, wenn man das so sagen kann.

Ab und zu floh sie auch mit mir zu Großmutter in Illingen, wo wir dann über Nacht blieben. »Mama, können wir nicht hierbleiben?«, bat ich sie immer am nächsten Tag, aber sie sagte nur: »Wir müssen uns doch um die Tiere kümmern! Und Papa ist nicht wirklich böse. Er muss nur wieder nüchtern werden.« Das stimmte sogar möglicherweise, leider wurde er nur nie nüchtern.

»Harald.« Meine Mutter legt mir die Hände auf die Arme und schaut mich eindringlich an. »Du musst mir versprechen, mit niemandem darüber zu reden, Harald. Hörst du? Sprich nie mit jemandem darüber, was Papa manchmal macht.« Ich nicke. Auch wenn ich weiß, dass es falsch ist.

Es klingt vielleicht im ersten Moment unvorstellbar, aber mich hat Vater nie geschlagen. Es war immer so, als habe er einen Bogen um mich gemacht. Ich glaube, ich war ihm unheimlich und er hielt einen Sicherheitsabstand. Manchmal, wenn er an mir vorbeiging, blieb er stehen. Dann starrte er mich eine Weile aus der Distanz an und sagte kein Wort. So, als wolle er begreifen, wer ich bin. Ich starrte zurück. Es war immer er, der klein beigab. Wie ein Hund,

der anerkennt, dass er der Unterlegene ist. Doch das bedeutete nicht, dass ich meinen Vater hätte stoppen können, wenn er meine Mutter angriff. Als ich noch kleiner war und er einen seiner Ausbrüche hatte, lief ich jedes Mal weg. Dann versteckte ich mich unter meiner Bettdecke, weinte und hielt mir die Ohren zu, bis ich es schaffte, an etwas anderes zu denken. Das andere, das war meistens das Schloss, das ich haben würde, wenn ich endlich erwachsen war. Erwachsen zu sein erschien mir wie das Paradies. Endlich etwas tun können, endlich nicht mehr hilflos sein. Endlich weg.

Je älter ich wurde, umso häufiger versuchte ich, dazwischenzugehen, wenn sie sich stritten, um zu verhindern, dass die Situation eskalierte. Das führte dann allerdings nur dazu, dass die Szene kurz einfror, bis Mama sagte: »Harald, schon gut, alles in Ordnung, geh spielen.« Und kaum glaubte mich Vater außer Hörweite, begann das Gebrüll von Neuem.

Wenn mein Vater Mama so übel zugerichtet hatte, dass etwas genäht werden musste, fuhr meine Mutter zu unserem Hausarzt ins nahe gelegene Maulbronn. Ich weiß nicht, ob ihm jemals leid tat, was er gemacht hatte. Es sah nicht so aus, aber ich war ein verängstigtes Kind, und so fragte ich ihn auch nicht.

Danach arbeitete sie weiter. Mit Make-up auf den blauen Flecken und Pflastern auf der Stirn oder an der Schläfe. Und einem Lächeln auf den Lippen. Wenn jemand nicht peinlich berührt über ihre Blessuren hinwegsah, sondern sich traute zu fragen, was denn passiert sei, antwortete sie das, was sie auch dem Arzt im Krankenhaus erzählte: »Ach, ich bin die Treppe runtergefallen. Man sieht so schlecht, wo man hintritt, mit einem Wäschekorb in der Hand.« Sie wusste, ein Gastwirt, der seine Frau schlägt, schadet auch dem Geschäft. Niemand will Teil eines Horrorfilms werden. Auch dann nicht, wenn es nur in der Mittagspause ist. Trotzdem bekamen die

Besucher des Gasthauses und die Dorfbewohner natürlich nach und nach mit, dass etwas nicht stimmte, in einem winzigen Dorf mit anderthalbtausend Einwohnern lässt sich wenig geheim halten. Geholfen hat ihr niemand.

Es war irgendwann im Herbst, mitten in der Nacht. Ich war inzwischen dreizehn. Weil ich nicht schlafen konnte, hörte ich Musik über Kopfhörer, meine Lieblingskassette mit Chansons von Edith Piaf. Dabei konnte ich schon damals entspannen. Mir blieb vor Schreck fast das Herz stehen, als ich plötzlich merkte, dass jemand in mein Zimmer gekommen war. Ich saß sofort senkrecht im Bett. Dann sah ich zu meiner Verwunderung, dass es Mama war. Sie schloss von innen ab, legte den Finger zu einem stummen »Psst!« an den Mund und deutete mit einer Handbewegung an, dass ich mich wieder hinlegen solle. Dann legte sie sich auf das kleine Sofa, das in meinem Zimmer stand. Das war ungewöhnlich und sehr beunruhigend. Mama hatte immer versucht, mich aus allem herauszuhalten. Dass sie bei mir Schutz suchte, war noch nie vorgekommen. Ich machte die Musik aus und legte die Kopfhörer weg. Merkwürdigerweise war es im ganzen Haus still, fast unheimlich. Natürlich konnte ich jetzt erst recht nicht schlafen. Ich lag da, starrte an die Decke und fragte mich, was das zu bedeuten hatte. Erst gegen Morgen fielen mir die Augen zu.

Ich wurde davon wach, dass es an die Tür hämmerte. »Komm sofort da raus!«, brüllte mein Vater. Dann begann er, gegen die Tür zu treten. Das Schloss bog sich, es war nur eine Frage kurzer Zeit, bis es nachgab. Weil ich von meinem Vater noch nie etwas hatte befürchten müssen, dachte ich, es sei das Beste, die Tür aufzumachen und ihm so den Wind aus den Segeln zu nehmen. Er wusste ja vielleicht nicht, dass Mama bei mir war. »Bleib liegen, Mama«, flüsterte ich, bevor ich aufstand.

Doch sie hörte nicht auf mich. In dem Moment, als ich die Tür öffnete, stand sie schon hinter mir. Ich konnte gar nicht so schnell schauen, wie mein Vater ihr einen Faustschlag ins Gesicht verpasste. Mama hielt sich das Gesicht und sackte zusammen. Sie begann sofort zu bluten wie verrückt. Ich stürzte zu ihr. Doch er zerrte sie an mir vorbei vom Boden hoch und begann, sie hart zu schubsen. Immer wieder. Sie taumelte in Richtung Treppe. Versuchte, sich zu fangen und am Geländer festzuhalten, doch verfehlte es um einen Zentimeter. Mein Vater schubste sie noch einmal. Und sie fiel. Die ganze Treppe fiel sie hinunter, bis sie am unteren Ende liegen blieb. Der Mann, der ihr das angetan hatte, schritt daraufhin seelenruhig die Stufen hinunter, stieg einfach über sie hinüber, spazierte zur Haustür hinaus und ging zur Arbeit.

Ich war in Panik. Überall war Blut. Eimerweise. Ich brachte es irgendwie fertig, den Hausarzt anzurufen, der wiederum den Krankenwagen alarmierte. Ich holte Handtücher und Kissen und versuchte, die Blutung zu stillen. Nach Ewigkeiten war dann der Rettungswagen da. Doch als ich mit zu Mama in den Rettungswagen steigen wollte, hielten mich die Sanitäter zurück: »Bleib hier, Junge. Das ist nicht gut.«

Ich erinnerte mich an eine Szene vor ein paar Jahren, als ich Mama mal wieder übel zugerichtet gefunden hatte: Wie meine Mutter mir einmal erzählt hatte, dass sie unserem Hausarzt Dr. Harder gesagt hatte, ihr Mann schlage sie noch tot. Darauf hatte der Arzt erwidert: »Frau Glöckler, das schafft er nicht mehr, der hat Leberzirrhose im Endstadium.«

Ich ahnte, dass sie nicht mehr nach Hause kam. Am nächsten Tag holte mich Frau Singer ab und brachte mich und ihre Kinder in die Nachmittagsvorstellung eines kleinen Zirkus, der in Müh-lacker gastierte. Dann fuhr sie ins Krankenhaus. Sehr viel später hat sie mir erzählt, dass Mama, die sich sonst nie beklagte, voller

Sorge um meine Zukunft gewesen war, wenn sie nicht mehr wäre. Frau Singer hatte versucht, sie zu beruhigen, und gesagt, was man in solchen Situationen sagt: »Aber Frau Glöckler, nun machen Sie sich keine Gedanken. Sie werden doch wieder gesund!« Aber Mama hatte gewusst, dass sie sterben würde.

Drei Tage später war Mama tot. Sie war nur neununddreißig Jahre alt geworden.

Mein Vater zeigte nicht das geringste Schuldbewusstsein und hat Mama nach ihrem Tod sogar noch sezieren lassen. Diese Untersuchung ergab, dass sie an einem Blutgerinnsel gestorben war, das sich infolge des Sturzes aus ihren Krampfadern gelöst und im Gehirn festgesetzt hatte. Sie hat im Krankenhaus wieder behauptet, sie sei die Treppe heruntergefallen.

Wir hatten damals einen Rottweiler, Bella von Bühlertal, die Urmutter aller unserer Welpen. Als ich klein war, bin ich auf ihr geritten, sie war mein Pferd. So verrückt Bella nach mir war, sie liebte meine Mama, sie war ihr Frauchen, die Rudelführerin. Als Mama starb, war Bella schon alt – aber ich glaube trotzdem nicht, dass es Zufall war, dass sie einen Tag später erblindete und drei Tage später für immer einschlief.

Ich habe schon damals nach dem Sinn dahinter gesucht. Mich gefragt, wie es sein kann, dass so etwas Grausames passiert und ob es so etwas wie Schicksal gibt. Ich habe mich natürlich auch gefragt, warum Mama meinen Vater nicht einfach verlassen hat. Ich kam zu keinem Ergebnis. Doch dann fiel mir zufällig ein Buch über Reinkarnation in die Hände, das aus irgendeinem Grund in Tante Katharinas Bibliothek herumstand – und das, obwohl die Tante jeden Sonntag in die Kirche ging. Dort las ich von der Theorie, nach der jede Seele vor der Geburt selbst bestimmt, welche Erfahrungen sie machen möchte. Es hieß, das habe den Zweck, an

diesen Erfahrungen weiter zu wachsen und im nächsten Leben der Erleuchtung näher zu kommen. Nach dieser Theorie treffen sich die Seelen vor der Geburt und besprechen die Rollenverteilung des gemeinsamen Lebens. Da hatte ich die Idee, dass meine Mutter vielleicht dieses Leben benötigte, um – in einem viel größeren Zusammenhang – bestimmte Dinge zu begreifen. Das hat mir damals sehr geholfen, mit meiner Trauer fertigzuwerden. Ich stellte mir vor, dass das Leben wie ein Film ist, für den die Seelen vorher das Drehbuch abgesprochen haben.

Aber auch wenn ein Schicksal nicht schon bei der Geburt vorbestimmt ist, finde ich die Vorstellung einer Wiedergeburt sehr tröstlich. Und oft glaube ich, dass sich nur so meine intensiven Träume und Déjà-vu-Erlebnisse erklären lassen, die ich immer wieder habe und die definitiv nichts mit meinem heutigen Leben zu tun haben. Ich kann das nicht beweisen, aber irgendetwas in mir drin sagt, dass es so ist.

Einige Jahre nach meiner Mutter starb auch meine Großmutter. Nun hat die Friedhofskapelle in Illingen, in der Großmutter Leichnam vor der Beerdigung aufgebahrt war, hinter dem Altar ein Fenster. Ich lauschte den Worten des Pfarrers, als ich plötzlich sah, wie sich hinter der großen Scheibe etwas näherte. Ich kniff die Augen zusammen, um die Tränen zu vertreiben, und sah genau hin. Kurz dachte ich, ich hätte eine Halluzination. Aber ich täuschte mich nicht, draußen stand ein Pfau. Und das, obwohl sich in der Nähe des Illinger Friedhofs kein Tiergarten oder Ähnliches befindet.

Der Pfau stand direkt vor der Scheibe und schien interessiert zu verfolgen, was im Inneren des Gebäudes vor sich ging. Und in dem Moment, als der Pfarrer den Segen sprach, überkreuzte das Tier die Beine, schlug ein Rad und senkte den Kopf, als verneige es sich

vor meiner Großmutter. In diesem Moment dachte ich: Dieser wunderschöne Pfau da draußen, das ist meine Mama. Ich verlor kein Wort darüber, doch als mir später am Grab die Trauergäste die Hand gaben und ihr Beileid aussprachen, sagten zwei ganz bodenständige Bauersfrauen, Nachbarinnen meiner Großmutter, unabhängig voneinander zu mir: »Bub, hast du den Pfau gesehen? Das war deine Mutter.«

FLUCHT AUS DEM DORF

Kaum jemand kannte meine Begeisterung für Stoffe, Mode und schöne Dinge so gut wie Tante Katharina. Etwa ein halbes Jahr bevor ich mit der Schule fertig war, saßen wir mal wieder zusammen bei Kaffee und Kuchen. Zwischen zwei Stücken Kirschstreusel stellte sie eine dieser typischen Tantenfragen: »Harald, weißt du schon, was du nach der Schule machen willst?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte den als Kind gefassten Plan, alle Frauen zu glücklichen Prinzessinnen zu machen, nicht vergessen. Aber bei der Berufsberatung kürzlich hatte ich das lieber nicht erwähnt – ich glaubte nicht, dass die Schubladendenker damit viel hätten anfangen können. Außerdem wollte ich nicht ausgelacht werden. Es gab nicht sehr viele Leute, die wirklich verstanden, was ich damit meinte. Die Zeit war noch nicht reif, das spürte ich.

Tante Katharina fuhr fort: »Du musst etwas lernen, ich spreche mal mit Herrn Sämann, da lässt sich bestimmt etwas machen. Ich glaube, dort zu arbeiten wäre etwas für dich.« Sämann war das größte Modekaufhaus in Mühlacker, und meine Tante kannte den Inhaber sehr gut. »Hmmm, mal überlegen«, sagte ich.

Aber ich überlegte nur kurz. Nachdem Mama tot war, hatte ich das Leben sehr pragmatisch gesehen. Ich hatte mich von meinem Vater ferngehalten, so gut es ging, und den Haushalt geschmissen. Wie ein Häftling dem Tag seiner Entlassung entgegenfiebert, hatte ich darauf gewartet, dass ich endlich von zu Hause ausziehen konnte. Und in einem Modekaufhaus zu arbeiten würde mir endlich genau das ermöglichen. Was Tante Katharina vorschlug, klang doch im Grunde wie ein guter Anfang. Und es würde vor allem

eigenes Geld bedeuten. Die Unabhängigkeit, die ich so lange ersehnt hatte.

Und es klappte! Nachdem ich den Schulabschluss in der Tasche hatte, ging es im Spätsommer sofort los. Ich genoss auf Anhieb einen großen Vertrauensvorschuss. Das motivierte mich zusätzlich, denn ich wollte weder meine Tante noch meinen Chef enttäuschen. Und vor allem wollte ich nicht, dass irgendjemand annahm, ich hätte den Ausbildungsplatz nur durch Vitamin B bekommen. Also legte ich mich in der Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann richtig ins Zeug.

Ich durchlief ratzfatz alle Stationen im Haus, bekam in sämtlichen Prüfungen Bestnoten und war nach der Ausbildung sofort für den Einkauf der Herrenmode in beiden Kaufhäusern verantwortlich – außer dem Haupthaus in Mühlacker gab es noch eines in Vaihingen an der Enz. Das war eine Steilwandkarriere!

Aber ich hatte sogar noch Energie übrig. Ich meldete mich beim Künstlerdienst und verschiedenen Agenturen an und begann, auf Modenschauen in der Umgebung und für Fotoproduktionen zu modeln – am Wochenende oder nach Feierabend. Das lief super und machte mir unheimlich viel Spaß. Mich auf dem Laufsteg in gerade angesagten Klamotten zu Musik zu bewegen und dafür auch noch Geld zu bekommen, das war, als würde ich für ein Hobby bezahlt werden.

Der Catwalk steht mitten in der Fußgängerzone. Die Modenschau wird von einem kleinen Laden veranstaltet, der heute aufgemacht hat. Ich stehe mit den anderen Models frierend im ungeheizten Backstagezelt. Wir warten auf unseren Einsatz. Ich trage eine langweilige Jeans und ein Shirt mit Graffiti-Muster. Der Beat beginnt, ich laufe los. Gestresste Weihnachtseinkäufer eilen vorbei, nur wenige bleiben mit Glühwein in der Hand stehen. Doch dann

wird der Laufsteg plötzlich länger und breiter. Die gelangweilten Passanten verschwinden, links und rechts sitzen Leute in feiner Abendgarderobe, statt Lichterketten hängen Lüster in einem holzvertäfelten Saal. Ein klassisches Orchester spielt, ich habe einen Anzug aus reiner roter Seide an, die Mädchen flankieren mich in voluminösen Reifröcken. Ich wache auf, als die Standing Ovationen in das Klingeln meines Weckers übergehen.

Meine Nebenjobs brachten mich finanziell in eine so gute Lage, dass ich nicht nur endlich zu Hause ausziehen konnte. Ich konnte mir sogar eine schöne Wohnung in der besten Lage von Mühlacker leisten. Ein Mini-Penthouse mit Balkon und Blick übers Tal. Beim Einrichten der Wohnung tobte ich mich richtig aus. Ich hatte natürlich keine Lust auf die Ende der Achtzigerjahre üblichen »modernen« Möbel im »geometrischen« Design und auf Öko-Stil in heller Fichte erst recht nicht.

Auf Tante Katharinas Dachboden, den ich jetzt endlich ganz offiziell betreten durfte, suchte ich mir einige schicke Stücke aus: einen verspielten Beistelltisch, eine bauchige Kommode, silberne Kerzenleuchter aus der Truhe, Spiegel, ein kleines Sofa und noch einiges mehr. Was ich hier nicht fand, entdeckte ich auf dem Speicher des Gasthofs oder im Haus meiner Großmutter in Illingen. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen: Mein kleines Domizil sah fast aus wie eine Mini-Ausgabe von Anitas Stadtvilla.

Die Wohnung kostete 600 Mark im Monat, was für mich damals viel Geld war. Meine Berufsschulkollegen wohnten entweder noch zu Hause oder in winzigen Buden ohne jeden Komfort für maximal 300 Mark. Ich dagegen hatte sogar noch so viel übrig, dass ich mir meinen Geschmack in puncto Kleidung problemlos leisten konnte.

Ich liebte es, farbenfroh und ausgefallen herumzulaufen. Mit der gerade angesagten Mode zu experimentieren und ihr meinen

eigenen Stempel aufzudrücken machte mir genauso viel Spaß, wie früher mit Gardinen und Stoffresten die Nachbarskinder zu verwandeln. An manchen Tagen lief ich als Punk rum, mit Schnürstiefeln und steil nach oben gegelten bunten Haaren. Ein andermal trug ich eine ganz weite schwarze Hose zum schwarzen Shirt und orangefarbenen Jackett. Oder ich entschied mich für ein schwarzes Fifties-Jackett mit braunem Wildlederkragen und passenden Schuhen, dazu modellierte ich mir dann eine Bill-Haley-Locke in die Stirn. Mein Kleiderschrank füllte sich in Lichtgeschwindigkeit, stilistisch war ich überhaupt nicht festgelegt. In meinem Job war das auch zum Glück völlig in Ordnung, denn wenn ein Modeeinkäufer nicht die neueste Mode tragen darf – wer dann?

In Zaisersweiher hatte ich natürlich auch eine Leopardenhose zum Netzshirt angezogen, wenn mir danach war. Dass ich damit von den Spießern schräg angeschaut wurde, war mir völlig schnuppe. Die Kreisstadt Mühlacker war mit ihren dreißigtausend Einwohnern nun zwar von einer Metropole deutlich entfernt, aber im Vergleich zum verschlafenen Nest Zaisersweiher schon eine Entwicklung. Auch hier kannte mich schnell jeder. Mit meiner schillernden Erscheinung brachte ich ein bisschen Großstadtflair in den Ort. Eine Prise London, ein Quäntchen Paris oder einen Schuss New York. Das, was die Spießer sonst nur im Fernsehen in Musikvideos aus England und Amerika sahen. Auch ich hatte die Metropolen der Welt noch nicht live erlebt, aber ich informierte mich und wusste, es war nur eine Frage der Zeit, dass ich der Provinz den Rücken kehrte. Mühlacker war nur mein erster Schritt in die Welt hinaus – ich träumte von München.

Was den Leuten aber am meisten Kopfzerbrechen bereitete und mir eine gehörige Portion Respekt einbrachte, war etwas anderes: Ich war plötzlich aus dem Nichts in Mühlacker gelandet – war per Du mit den ganzen »wichtigen« Leuten!

Da, wo ich war, passierte etwas. Denn natürlich kam auch Mamas alte Freundin Anita in unser Kaufhaus zum Einkaufen. Die Kollegen standen stramm, sobald sie den Laden betrat, schließlich stammte sie aus einer der angesehensten Familien: Was sie nicht in Stuttgart maßschneidern ließ, kaufte sie hier. Aber nach wem fragte sie plötzlich? Nach mir! Wen begrüßte sie mit Küsschen? Mich! Und nicht nur das, sie brachte ihre Freundinnen mit, die High Society der ganzen Region: Adlige, Künstlerinnen, Fabrikantengattinnen, Unternehmerinnen – und alle wollten sie von mir persönlich beraten werden. Sogar, als ich noch »nur« in der Ausbildung war. Das Gleiche passierte mit dem Freundeskreis meiner Tante, auch hier schien die Lokalprominenz zu mir zu pilgern. Meine Kollegen sahen mit offenem Mund zu und kratzten sich am Kopf. Ich wurde zu Cocktailpartys und Vernissagen eingeladen und avancierte peu à peu zu einem kleinen Star.

Ich hatte damals einen Verehrer, der verheiratet und sehr wohlhabend war. Ich hatte ihn bei einer Vernissage in Anitas Galerie kennengelernt. Dass er mehr von mir wollte, war mir schnell klar. Ich hingegen fand ihn nett – das war's. Als er mich fragte, ob er mich zum Essen ausführen dürfe, habe ich ihm sofort freundlich, aber deutlich gesagt, dass er von mir nicht mehr als eine platonische Freundschaft erwarten könne. Ich wollte auf keinen Fall in unangenehme Situationen kommen. Eigentlich hatte ich erwartet, ihn auf diese Weise abzuwimmeln, aber er meinte, das sei in Ordnung. Er wollte mich trotzdem zum Essen nach Karlsruhe einladen. Nun ja, dachte ich, wenn er unbedingt will ...

Bevor er mich abends abholte, habe ich zu Hause beim Styling richtig auf den Putz gehauen. Ich hab mich so bunt und verrückt angezogen, wie es nur ging. Dazu habe ich mich mit jeder Menge Schmuck, Broschen und alten Orden behängt. Das war ein

Experiment, ich dachte: Mal sehen, ob er mit mir so ausgeht. Wenn nicht, kann er gleich wegbleiben. Aber er bestand den Test. Er selbst erschien zwar im dunklen feinen Anzug, machte mir aber Komplimente am laufenden Band.

Kurt sagte mir, er liebe meinen Witz und Charme, und auch ich schätzte zunehmend seine Gesellschaft: Er war gebildet und ein witziger Gesprächspartner. Außerdem tauchte ich durch ihn ein in eine ganz neue Dimension des Luxus. Ab sofort holte Kurt mich häufiger von der Arbeit ab – jedes Mal in einem anderen Wagen seines Fuhrparks. Wenn ich nach Ladenschluss aus dem Personaleingang kam, stand er meistens schon da. Dann gingen wir entweder fein essen oder in eine Kunstaussstellung oder in eine Bar, meistens in Stuttgart oder Karlsruhe. Im kleinstädtischen Mühlacker, so nahmen wir an, hätte es sofort Getratsche gegeben.

Das gab es allerdings auch so: Einer meiner Vorgesetzten, Herr Jassek, trat eines Samstagsmorgens im Pausenraum an der Kaffeemaschine plötzlich ziemlich nah an mich heran. Ich dachte, mich trifft der Schlag, was will denn der jetzt? Dann flüsterte er in anzüglichem Tonfall: »Sag mal, Junge, was ist denn das für eine Sache? Wieso wirst du denn immer von dem Typen da abgeholt? Man könnte meinen, ihr wärt schwul!«

Bis jetzt waren in der Stadt offenbar nur wenige auf die Idee gekommen, dass ich homosexuell sein könnte. Für die meisten war ich ganz einfach der schrille Exzentriker. Die Leute in Mühlacker und Vaihingen hatten eben die typisch ländliche Haltung: Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Nur ein paar Halbstarke an der Dönerbude riefen mir wegen meines Stylings schon mal »Schwuli-Sau« hinterher und zeigten dann kichernd mit dem Finger auf mich – was mir jedes Mal einen Stich versetzte. Zwar ist es mir grundsätzlich egal, was andere über mich denken. Aber »denken« ist nun mal etwas anderes, als sich öffentlich lustig zu machen, das

ist einfach nicht in Ordnung. Ich rufe schließlich auch niemandem »Hetero-Sau!« hinterher. Sexualität ist Privatsache, und da hat sich auch niemand drüber lustig zu machen. Natürlich wäre ich nie auf die Idee gekommen, mich wegen so ein paar Idioten anzupassen und weniger exaltiert zu kleiden.

Nun stand ich also an der Kaffeemaschine und hätte guten Grund gehabt, meinem Chef für sein indiskretes Machogehabe den Kaffee in den Kragen zu kippen. Aber ich hatte etwas viel Besseres als die braune Brühe in petto.

Ich bin mit meiner Kollegin und Freundin Sabine in Baden-Baden. Wir haben frei und wollen uns einen schönen Tag machen in der mondänen und reichen Casino-Stadt. Leider regnet es ausgerechnet heute in Strömen, aber das kann unserer guten Laune nichts anhaben. Auf der Suche nach einem schönen Café laufen wir durch die Stadt, als Sabine auf einmal sagt: »Harald, ist das nicht Jasseks Wagen?« Ich folge ihrem Blick. Auf der anderen Straßenseite biegt ein Jaguar, der verdächtig nach dem unseres Chefs aussieht, auf den Parkplatz des »Sauna-Club Michelle« ein, der aus irgendeinem Grund mitten in der Stadt liegt. Wir bleiben wie angewurzelt stehen, obwohl uns der Regen in den Kragen und die Schuhe läuft. Die Fahrertür des Jaguar geht auf – der Mann, der aussteigt und im Eingang des Bordells verschwindet, ist zweifelsohne Jassek. »Ach, sieh mal an«, sage ich.

Normalerweise hätte ich über diese Episode vor ein paar Tagen niemals ein Wort verloren. Von mir aus soll in den Puff gehen, wer will. Es war die Privatangelegenheit meines Vorgesetzten, wenn er sich am Vormittag seines freien Tages mit Prostituierten vergnügte und abends seine Gattin scheinheilig von der Arbeit abholte. Genau das war nämlich passiert.

Doch jetzt sah ich ihm fest in die Augen und sagte: »Wissen Sie, Herr Jassek, es ist doch so: Der eine wird nun mal von Männern abgeholt, der andere fährt am hellen Mittag nach Baden-Baden in den Puff und holt abends seine Ehefrau von der Arbeit ab. Sollen wir uns darüber jetzt weiter unterhalten, oder können wir es dabei belassen?« Jassek lief knallrot an. Danach hat er mich nie wieder dumm von der Seite angemacht.

Das bedeutete leider nicht, dass ich in Zukunft vor anderen unglaublichen Begebenheiten gefeit war. Ich hatte mich mit einer Ärztin namens Kerstin angefreundet, die bei uns häufiger einkaufte. Eines Tages lud sie mich auf eine Party bei sich zu Hause ein, für die sie sich im Kaufhaus ein tolles Kleid besorgt hatte, das ich ihr empfohlen hatte.

Der Abend lief angenehm an, es gab Cocktails, ein feines Buffet, und die unterschiedlichsten Leute waren gekommen: Kerstins Ärztekollegen ebenso wie ein bunter Querschnitt durch ihre Patientenkartei. Ich sprach mit einer Aquarell-Künstlerin, einem Kneipenwirt und einem Automechaniker. Kerstin war als Gastgeberin sehr bemüht, die Leute miteinander bekannt zu machen, damit alles lebendig blieb und nicht einzelne Grüppchen in der Ecke herumstanden. Nach einer Weile stellte sie mich einer Dame Ende fünfzig vor. Als ich fragte, was sie beruflich mache, sagte sie, sie sei Psychologin.

Kerstin stellte sich dazu, und wir hielten ein bisschen Small Talk darüber, was das Verhalten am Buffet über die Persönlichkeit enthüllte – was sagte es aus, wenn man sich so viel Essen auf den Teller häufte, dass es fast an der Seite wieder herunterfiel und das kein bisschen zusammenpasste? Was waren das für Leute, die warteten, bis fast alles abgegrast war? Ich habe keine Ahnung, wie wir den thematischen Sprung geschafft haben, aber irgendwie kam plötzlich das Gespräch darauf, dass ich von manchen Leuten wegen

meiner Homosexualität angefeindet werde. Und was sagt diese Frau daraufhin zu mir?

»Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Glöckler! Homosexualität ist eine Krankheit, und die kann man heilen!« Ich dachte, mir fällt der Lachs vom Schnittchen! Dann kam sie mit irgendwelchen Theorien des »Umpolens«, die sie vermutlich in irgendwelchen Nazi-Nachschlagewerken aufgegabelt hatte. Kerstin lief hochrot an und versuchte, das Gespräch auf ein unverfängliches Thema zu lenken, doch zu spät: Plötzlich schrie mich die sogenannte »Psychologin« sogar noch an.

Ich war geschockt: »Ich verbitte mir, dass Sie mich so anschreien.« Sie entgegnete: »Das ist Teil meiner Therapie.«

Daraufhin habe ich mich umgedreht und die Party verlassen.

II



*Eine Idee, die nicht gefährlich ist, verdient es nicht,
überhaupt Idee genannt zu werden.*
Oscar Wilde

Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien.
Oscar Wilde

SCHICKSALHAFTE BEGEGNUNGEN

Ich hab da von einer Super-Disco in Mannheim gehört, soll ein ganz schicker Laden sein. Was meinst du, sollen wir da am Wochenende mal hinfahren?«, schlug Kurt ein paar Wochen später vor.

Was für eine Frage, natürlich sollten wir! Mannheim war eine ganze Ecke von Mühlacker entfernt, und ich war froh um jedes Mal, das ich aus unserem kleinen Ort herauskam. Lange würde ich es hier sowieso nicht mehr aushalten, ich sah München schon am Horizont aufziehen wie die rettende Oase. Doch darum würde ich mich später kümmern, erst einmal war Wochenende.

Das, was Kurt von der Disco gehört hatte, klang nach einem sehr edlen Club. Ich überlegte lange, was ich anziehen sollte. Meine Wahl fiel schließlich auf eine weiße glänzende und in sich gemusterte Hose aus Seide zum weißen Seidenhemd mit rostfarbener Wildlederkravatte. Darüber trug ich einen weißen langen Seidenpullover und eine zur Kravatte passende Wildlederjacke. Als Tüpfelchen auf dem i kramte ich noch die weißen Abendhandschuhe aus der Schublade.

Als wir am Connexion parkten, sah ich sofort, dass ich es vielleicht etwas übertrieben hatte: Die Disco war eine alte Fabrik. Eine riesige Lagerhalle, die Leute, die darauf zuströmten, waren fast ausnahmslos sportlich gekleidet und trugen Jeans. Und ich stand da in weißer Seide, als käme die Queen zum Staatsbesuch. Aber deswegen wieder zurückfahren? Kam nicht infrage! Ich sagte mir: Besser auffallen, als in der Masse untergehen, und stürzte mich erhobenen Hauptes ins Getümmel. Ich erntete sofort viele neugierige Blicke und tat genau das, was die Queen auch getan hätte – ich lächelte souverän.

Der Laden war riesig, auf ein paar tausend Quadratmetern gab es Tanzflächen auf mehreren Ebenen. Ich sog die Atmosphäre in mich auf und genoss von allen Seiten anerkennende Blicke: Mein Outfit kam offenbar gar nicht so overdressed rüber, wie ich im ersten Moment gedacht hatte. Und wieder bestätigte sich die Regel: Man kann tragen, was man will, wenn man es mit genügend Selbstbewusstsein und einem Lächeln tut.

Die Tanzfläche ist brechend voll, ich lasse mich ganz in den Rhythmus fallen. Plötzlich weckt etwas meine Aufmerksamkeit. Ein Geruch vielleicht oder eine Berührung, ich kann es nicht sagen. Neben mir tanzt ein Schwarzhaariger in Jeans und Hemd, einen Kopf größer und einige Jahre älter. Der war eben noch nicht da. Ich kann nicht sagen, was es ist, aber etwas an ihm macht mich neugierig. Ich tanze näher an ihn heran, lächle. Er reagiert nicht unmittelbar, sein Blick geht ins Nirgendwo. Dahin, wo sich die von der Discokugel reflektierten Lichter an der Wand drehen. Wie in Trance. Doch plötzlich entdeckt mich der Schwarzhaarige. Er sieht nach hinten über seine Schulter, als wolle er sich vergewissern, dass ich wirklich ihn anlächle. Ich lege meine Hand an sein Ohr und brülle gegen den Geräuschpegel an: »Ich meine genau dich!« Er strahlt übers ganze Gesicht und fragt dann: »Magst du was trinken?«

Zwischen den verschiedenen Ebenen gab es ein kleines Café, im Vergleich zu den anderen Räumen eine Oase der Ruhe. Hier bestellten wir uns zwei Cappuccino und setzten uns an einen der Bistro-Tische. Mein Gegenüber stellte sich als Dieter vor und machte mir ein Kompliment für mein elegantes Styling. Da war irgendetwas an ihm, was mich fesselte. Ich konnte es nicht genau

festmachen, aber es fühlte sich an, als wäre ich gerade jemandem begegnet, der für mein Leben eine große Bedeutung hatte.

Er lächelte mich unentwegt an, aber nach anfänglichem Small Talk ließ sich Dieter irgendwie nicht so richtig aus der Reserve locken. Gut, dachte ich, wenn er nichts erzählen will, dann rede eben ich. Ich war gerade bei meinem Nebenjob als Model angelangt, als uns plötzlich Kurt entdeckte. Ich stellte die beiden einander vor, und sie blieben sehr höflich, aber reserviert. Als ich mich verabschiedete, kritzelte ich Dieter noch schnell meine Telefonnummer auf einen Bierdeckel. Mehr konnte ich kaum tun.

Wochen vergingen. Ich hatte die Sache nicht vergessen, aber machte mir mittlerweile wenig Hoffnungen, als auf einmal das Telefon klingelte. Es war ein sonniger Sonntagnachmittag im Mai, ausnahmsweise stand kein Modeljob an, und ich hatte mir in bester Tante-Katharina-Tradition Kuchen in der Konditorei besorgt und gerade einen Kaffee aufgesetzt.

»Hier ist Dieter.«

Sieh einer an!

»Ich hab hier gerade deine Nummer in meiner Jeans gefunden und da dachte ich, ich melde mich mal.«

Dieter erkundigte sich, ob mein Freund da sei. Natürlich, er musste denken, dass Kurt mein Lebensgefährte war. Kein Wunder, dass er sich nicht gemeldet hatte. Als ich erklärte, ich hätte keinen Freund, wollte er wissen, was ich gerade machte. Diese Offenheit war entwaffnend und charmant. Ich sagte, dass ich in Kürze Kaffee trinken wolle. Wenn er mich sehen wolle, müsse er sich schon in Bewegung setzen. Und tatsächlich!

»Wenn du noch einen übrig hast, komm ich vorbei«, schlug er vor, »wo wohnst du denn?« Als er erfuhr, dass ich in Mühlacker in der Nähe von Pforzheim lebte, war es eine kurze Schrecksekunde

lang still in der Leitung. Dieter wohnte fast zweihundert Kilometer entfernt. Dann meinte er: »Macht nix, ich komm trotzdem. Halt den Kaffee warm!«

Ich gab ihm meine Adresse und überlegte, wie lange es wohl dauern würde, bis er klingelte. Und nach zwei Stunden klingelte es tatsächlich – allerdings nicht an der Tür, es war wieder das Telefon.

»Harald, hier ist Dieter. Ich bin in einer Telefonzelle in deiner Straße. Ich hab eben schon vor deinem Haus gestanden, wusste aber nicht, wie du mit Nachnamen heißt – und bei den vielen Klingeln ...«

Ichklärte ihn auf, und fünf Minuten später stand er dann tatsächlich bei mir auf der Matte. Ich setzte frischen Kaffee auf, wärmte den Apfelstreusel kurz in der Mikrowelle an – und setzte mich dann mit Dieter auf den Balkon.

Sosehr er sich im Connexion geziert hatte, jetzt sprudelte es plötzlich aus ihm heraus. Und ich saß da und hörte mit großen Ohren zu.

So verschieden die Geschichte, die ich nun zu hören bekam, auch von meiner eigenen war, es gab doch einen entscheidenden Berührungspunkt: Dieter war wie ich in der Enge einer piefigen Kleinstadt groß geworden. Und das beeinflusst, ob man will oder nicht. Allerdings hatte sich das bei Dieter auf andere Art ausgewirkt als bei mir.

Er begann seine Story mit dem Knalleffekt: Noch vor einem Jahr hatte er als verheirateter Familienvater gelebt und war Vater von zwei kleinen Töchtern.

Ich war allerdings gar nicht so überrascht, denn ich hatte mir so etwas schon fast gedacht. Ich hatte schon einige solcher Geschichten gehört. Diese Lebensläufe hatten dabei immer eines gemein:

Die Protagonisten hatten ihre homosexuelle Seite zum Teil viele Jahre verdrängt. Und ich hatte recht mit meiner Vermutung: So war es auch bei Dieter gewesen.

Schon als Teenager hatte er so gut Fußball gespielt, dass er damit sogar richtig Geld in drei verschiedenen Vereinen verdiente. Fußball und Kleinstadt, da landete man automatisch in der Hetero-Schublade. Und Dieter hatte sich angepasst – allerdings erst mal ohne überhaupt zu merken, dass er in diese Schublade nun wirklich nicht gehörte. Wie alle anderen seiner Kumpels hatte er eine Freundin und fing neben dem Fußball eine Lehre an. Alles ganz »normal«. Während er seine Ausbildung zum Industriekaufmann machte, träumte er jeden Abend vor dem Einschlafen von einem Bungalow wie in den amerikanischen Vorabendserien. Der Bungalow war sein Traum. Das, was für mich das prunkvolle Schloss war.

»Es klingt vielleicht bescheuert, aber so einen Bungalow wollte ich unbedingt, Harald.«

Nach seiner Lehre hatte er seinem Chef darum sofort die Brocken hingeschmissen und sich selbstständig gemacht, um das nötige Kleingeld zu verdienen und seinen Traum zu verwirklichen. Erst hatte er mit einem Kumpel ein Café eröffnet, das hervorragend lief, weil die Schüler aus dem Gymnasium um die Ecke ihr Taschengeld in den Freistunden dort auf den Kopf hauten. Als er feststellte, dass sein Kompagnon Geld unterschlagen hatte, verlor Dieter allerdings die Lust – und ließ sich ausbezahlen. Stattdessen machte er allein in der Fußgängerzone eine Herrenboutique auf. Und wieder lief es wie geschmiert: »Das war eine Goldgrube. Jeder, der im Ort einen Anzug oder ein Jackett brauchte, kaufte bei mir.«

Seine Freundin wurde bald schwanger, und wie auf dem Land üblich, wurde geheiratet. Dieter baute für sich und seine Familie den amerikanischen Traumbungalow, ganz wie in der Bausparkassen-Reklame. Das Kind war noch nicht aus den

Windeln raus, da wurde die Freundin noch mal schwanger, und alles war genau so, wie Dieter das immer hatte haben wollen.

»Das war wirklich eine schöne Zeit«, sagte er zu mir und seufzte sentimental.

»Aber irgendwas war dann ja wohl doch nicht so toll«, wagte ich einzuwerfen.

Und natürlich gab es diesen kleinen, aber nun mal entscheidenden Schönheitsfehler: Dieter war mittlerweile klar geworden, dass er auf Männer stand. Doch sein Familienleben mit seinen zwei kleinen Töchtern war ihm heilig. Also hatte er die Quadratur des Kreises versucht und angefangen, ein Doppelleben zu führen. Es dauerte ein paar Jahre, dann passierte genau das, wovor er immer Angst gehabt hatte: Ein entfernter Bekannter hatte Dieters Frau gegenüber fallen lassen, dass ihr Mann ab und zu in Schwulenbars gesehen würde. Das war das Ende des trauten Familienlebens.

An dieser Stelle machte Dieter eine Pause und schaute schweigend in die Ferne. Ich unterdrückte den Impuls, zu ihm hinüberzugehen und ihn in den Arm zu nehmen. Immerhin kannten wir uns so gut wie gar nicht. Auch wenn es sich anders anfühlte.

»Mensch, Dieter, das konnte doch auch auf Dauer nicht gut gehen!«, sagte ich stattdessen und war froh, dass mir schon von meiner Kindheit an sonnenklar gewesen war, dass ich mich – im romantischen Sinne – nicht für Frauen interessiere. So eine Situation hätte mir gerade noch gefehlt.

Von nun an sah ich Dieter häufiger und Kurt seltener. Das heißt, eigentlich kam Dieter immer bei mir vorbei und blieb über Nacht – was bedeutete, dass er am nächsten Morgen die hundertachtzig Kilometer nach Frankfurt fahren musste und abends wieder

zurück, denn er wollte nicht allein in seiner kleinen Wohnung in Mannheim bleiben. Eigentlich lebten wir schon wie ein Paar, als ich eines Tages sagte: »Mensch, jetzt zieh doch endlich richtig bei mir ein. Mit deinem Namen an der Klingel und allem Drum und Dran. Oder wir ziehen zusammen woandershin.« Doch Dieter schüttelte den Kopf. Er wollte nicht, zumindest nicht offiziell. Seine Scheidung lief, und er wollte den Kontakt zu seinen Kindern nicht gefährden. Das war seine offizielle Begründung.

Aber ich ahnte: Er brauchte auch einfach etwas länger, um zu kapieren, wo sein Herz hingehörte. Doch ich bin ja ein geduldiger Mensch, wenn es drauf ankommt.

Weil ich früher von der Arbeit nach Hause kam, kochte ich uns meistens etwas. An einem Abend legte ich ihm einen Briefumschlag auf seinen Teller mit einer kleinen Notiz darin: »Für den liebsten Menschen, den ich jemals kennengelernt habe.«

Nichts Besonderes, eigentlich. Nur eine kleine Aufmerksamkeit. Aber als Dieter den Brief öffnete, fing er an zu weinen. Dann kam er zu mir und nahm mich in den Arm. Ab diesem Abend war irgendetwas anders. Ab diesem Abend waren Dieter und ich ein richtiges Paar.

ALLES, ALLES – NUR NICHT STUTTGART

Ich stand vor diesem kleinen, zur Vermietung stehenden Schwabinger Ladenlokal und seufzte. Hinter der blitzenden Scheibe sah ich Fischgrät-Parkett, das in der Sonne glänzte. In der Mitte gab es eine kleine Treppe, die in den rückwärtigen Teil des Raumes führte. Die Decken waren hoch und strotzten nur so vor Stuck. Der Raum war wie geschaffen für pompöse Lüster! Selbst das Schaufenster war von einem kunstvoll gerankten Jugendstil-Rahmen eingefasst. Keine Frage, dieses Münchner Ladenlokal war ein Traum. *Mein* Traum. Zum Heulen schön. Nur leider war der kleine Zettel, der hinter der Scheibe klebte, auch zum Heulen: Das Geschäft kostete monatlich ungefähr das Vierfache dessen, was Dieter und ich uns als absolute Obergrenze gesetzt hatten. Dazu kam die Kautio: Die dreifache Monatsmiete hätten wir noch einmal obenauf hinblättern müssen. Ach, und eine Maklergebühr gab es auch.

»Komm, Harald«, sagte Dieter. »Das hat keinen Sinn, da müssen wir erst gar nicht anrufen. Wir verschwenden hier unsere Zeit. Der Preis ist völlig indiskutabel, das können wir uns nicht leisten. Vielleicht in ein paar Jahren, aber nicht jetzt. Und wir müssten ja auch noch irgendwo wohnen, was meinst du, was *das* hier in München kostet?« Als wir zurück zum Auto gingen, fühlte ich mich wie ein kleiner Junge, der von seinen Eltern vom Süßigkeitenregal weggezerrt wurde.

Überall hatten wir nach Ladenlokalen geschaut. In Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe und sogar in Würzburg. Nirgendwo hatten wir etwas Passendes gefunden. Jedes der angebotenen Lokale hatte einen anderen Haken. Eines war zu klein, das nächste lag im düsteren Souterrain, das übernächste zu groß, zu teuer waren

sowieso fast alle. Es sei denn, sie waren hässlich, hatten schimmelige Wände oder lagen in einer Gegend, wo der Hund begraben war und in hundert Jahren kein Kunde vorbeischaun würde. Es war wie verhext.

Im zweieinhalb Stunden entfernten München hatten wir uns bis zu diesem Wochenende noch nicht umgesehen. Dieter hatte sich bisher quergestellt. Er war der Ansicht, dass München zu teuer wäre und unser derzeit im Grunde nicht vorhandenes Budget sprengen würde. Aber ich war stur geblieben. Wir waren also heute in aller Herrgottsfrühe angereist und hatten uns eine Zeitung besorgt. Doch schnell war klar gewesen, dass Dieter recht gehabt hatte: Die Preise waren astronomisch. Aber weil wir einmal da waren, hatten wir trotzdem begonnen, die gewerblichen Immobilien, die infrage kamen, abzuklappern.

Ich glaubte schon damals unerschütterlich daran, dass sich in meinem Leben alle Wünsche erfüllen, wenn ich nur daran festhalte. Darum hatte ich darauf gebaut, dass uns genau hier, in München, meiner Traumstadt, der ideale Laden begegnen würde. Dieser hier war ja auch ideal. Eben bis auf den Preis. Als wir mit Dieters Wagen wieder zurück nach Mühlacker fuhren, war ich ein bisschen sauer auf das Schicksal. So hatte ich das nicht bestellt. Aber dann bekam ich plötzlich das Gefühl, dass noch irgendetwas viel Besseres auf uns wartete.

Die ganze Idee mit dem Laden war erst einige Wochen zuvor geboren worden. Da hatte ich nachmittags im Kaufhaus herumgestanden, und mir war alles auf die Nerven gegangen. Es waren keine Kunden da, ich langweilte mich und die Fahrstuhlmusik, die im Hintergrund dudelte, war unerträglich. Und dann rannte Jassek auch noch die ganze Zeit vor meiner Nase rum. Der hielt sich zwar seit unserem »Gespräch« an der Kaffeemaschine vornehm zurück,

ging mir aber trotzdem durch seine bloße Anwesenheit auf den Zwirn.

Apropos Zwirn: Die Mode, die um mich herum auf den Kleiderbügeln hing, fand ich einfallslos und fad. Alle Konfektionsanbieter, die mit dem Kaufhaus zusammenarbeiteten, hatten diese Saison das gleiche Zeug in den Kollektionen. T-Shirts, Jeansröcke und immer noch Schulterpolster – langweiliger ging es nicht. Das höchste der Gefühle war mal ein Miedergürtel über der Bluse. Dabei hatten die Designer in Paris, Mailand und London längst viel aufregendere Sachen: kurze Cocktailkleider, Korsagen mit Pailletten und Strass, Etuikleider und bauschige Röcke. Die *Vogue* und *Elle* waren voll davon. Allerdings hätte man davon hier in der Pampa vermutlich ohnehin nichts verkaufen können.

Aber, und das war eine wirklich berechtigte Frage, was machte *ich* dann hier? Der Gedanke, aus Mühlacker wegzugehen, war inzwischen nicht mehr nur eine vage Idee im Hinterkopf, sondern wurde immer drängender. Mein Job hier hielt nicht die geringste Herausforderung mehr für mich bereit. Das bis zur Rente zu machen, um Gottes willen, so stellte ich mir mein Leben ganz sicher nicht vor!

Da war es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen: Ich musste mit Dieter einen eigenen Laden eröffnen. Ich hatte immer jede Menge Ideen, Dieter hatte bereits eine Herrenboutique geführt – was lag da näher als ein gemeinsames Geschäft? Und auf diese Weise würden wir endlich den ganzen Tag miteinander verbringen können. Im Moment sahen wir uns nur abends ein paar Stunden, bevor Dieter todmüde in mein Bett sank. Schließlich musste er am nächsten Morgen schon wieder um halb sechs aufstehen. Als ich meinem Freund am Abend meinen Einfall unterbreitete, war er sofort begeistert: »Harald, das machen wir!«

Ostern hatten wir uns kennengelernt, jetzt war Sommer und wir schauten schon nach Ladenlokalen. Doch wie gesagt, das gestaltete sich eben nicht so einfach wie angenommen.

Wir sitzen beim Frühstück. Dieter liest Zeitung, ich mache mir ein Marmeladenbrötchen.

»Was hältst du denn hiervon?«, fragt Dieter. »Ladenlokal in bester Innenstadt-Lage, 85 Quadratmeter, hohe Decken«. Der Preis ist auch völlig in Ordnung, keine Courtage. Besichtigung ist morgen um zehn Uhr.«

»Klingt super«, sage ich, »Lass uns das angucken. Wo ist das denn? In Mannheim?«

»Stuttgart«, schickt Dieter hinterher, wohl wissend, was ich dazu sagen werde.

»Mensch, Dieter! Alles, nur nicht Stuttgart. Ich hab dir doch gesagt, ich will da auf keinen Fall hin.«

»Harald, so finden wir nie was. Lass es uns wenigstens mal angucken. Absagen können wir immer noch.«

Ich seufze tief.

Ich hatte noch nie viel mit Stuttgart zu tun gehabt, aber ich kannte die Haupteinkaufsmeile, die Königstraße – und die war weder optisch ansprechend, noch hatte sie irgendwelchen Charme. Aber ich wurde müde. Wir hatten uns ja nun schon überall ohne Ergebnis umgeschaut. Überall, außer in Stuttgart. Die Münchner Enttäuschung hatte mich desillusioniert, und ich wollte, dass jetzt endlich etwas passierte.

Es kam, wie es kommen musste: Wir fuhren nach Stuttgart. Selbst das Wetter schien sich an diesem Spätsommertag richtig Mühe zu geben, mich milde zu stimmen: Sonne, fünfundzwanzig Grad, eine laue Brise. Das Ecklokal lag in der Eberhardstraße in

der Innenstadt, in der Nähe vom Renitenztheater und einigen Cafés und Restaurants. Für Laufkundschaft wäre gesorgt. Dazu war es perfekt geschnitten: zwei Räume mit zwei Eingängen von verschiedenen Straßen, lichtdurchflutet und mit Holzboden zum unschlagbaren Preis – ein bisschen wie der Traum in München. Es gab keinen Makler, sondern die Vermieter – ein älteres Ehepaar – waren selbst gekommen.

Die anderen Interessenten zogen schnell wieder ab, und plötzlich standen nur noch Dieter und ich da. Selbst als wir enthüllten, dass wir die Kautions möglicherweise nicht sofort zahlen können, weil wir uns gerade erst selbstständig gemacht hatten, meinten die beiden nur: »Ach, wissen Sie, das können Sie auch später machen, wie es Ihnen passt. Wir brauchen das Geld nicht sofort.« Auf einmal war alles besiegelt. Ich zuckte mit den Schultern.

Dann eben Stuttgart! Am 1. November konnten wir einziehen.

Jetzt hatten wir also einen Laden. Uns fehlte ohne unsere bisherigen Brotjobs allerdings das Geld hinten und vorne. Aber wir waren kreativ. Ich spendete einen meiner Kronleuchter für die Decke und besorgte einen alten Tisch und einen antiken Schrank mit wunderschönen Schnitzereien bei Tante Katharina. Der ehemals bis zum Bersten gefüllte Speicher wurde immer leerer, aber sie sagte nur: »Ich bin froh, wenn die alten Sachen zu neuen Ehren kommen. Dazu sind sie ja da.« Um die Ware an den Wänden unterzubringen, besorgten wir uns die günstigsten Regale in Naturholz und lackierten sie in schlichtem Weiß. Weil wir zunächst noch nicht so viel Ware im Angebot hatten, dass wir beide Räume damit füllen konnten, stellten wir Tante Katharinas Schrank als Raumteiler auf.

Eine Freundin von mir, die ich aus dem Kaufhaus kannte, war Dekorateurin und arbeitete mittlerweile auch in Stuttgart. Sandy

dekorierte uns kostenlos das Schaufenster und unseren Geschäftsraum. Es sollte nach richtig viel aussehen, aber wenig kosten – unsere erste Schaufensterdekoration bestand darum unter anderem aus Mandarinenkisten mit leuchtend orangefarbenen Früchten darin. Die Mandarinen haben dann gleichzeitig noch für eine wunderbare Raumbeduftung gesorgt.

Aus einer Geschäftsauflösung bekamen wir eine Kasse, und über alte Job-Kontakte von Dieter und mir konnten wir unsere erste Ware auf Kommission bestellen – zunächst hauptsächlich Jeans, T-Shirts, Pullover und ein paar Hemden. Ich kannte aber zum Glück aus dem Kaufhaus in Mühlacker einen Vertreter, der direkt in Paris einkaufte und der uns neben den relativ schlichten »normalen« Sachen auch verrücktere Klamotten mitbrachte: Asymmetrische Schnitte, T-Shirts mit Pailletten. Prints und knallige Farbkombinationen. Alles, was man in Deutschland sonst nur sehr schwer fand.

Ich hätte gern noch mehr ungewöhnliche Sachen gehabt, aber ich war realistisch genug einzusehen, dass man zunächst einen Angebotsschwerpunkt brauchte. Etwas, das auf jeden Fall lief. Jeans und T-Shirts waren wie frische Brötchen: Die gingen immer. Alles andere konnte man später immer noch dazunehmen. Und wir waren, der Tatsache musste ich ins Auge sehen, nun mal nicht in München – sondern in Stuttgart.

Am Tag der Eröffnung gingen Dieter und ich mit Losen auf die Straße. Jedes Los gewann eine Kleinigkeit – eine Mandarine, ein Halstuch, ein T-Shirt oder ein Tütchen Lebkuchen. So hatten wir vom ersten Tag an Leute im Laden – und bekamen direkt mit, wie positiv die Menschen auf die Atmosphäre bei uns reagierten. Was war das eine Wohltat, selbst bestimmen zu können, welche Musik aus den Boxen des Ladens schallte! Ich besorgte Aufnahmen

klassischer Konzerte und ganzer Opern auf CD. Außerdem stellte ich Mix-Tapes zusammen mit Chansons von Edith Piaf, Juliette Gréco und Hildegard Knef.

Ich hatte schon seit längerer Zeit in Antiquitätenläden und auf Flohmärkten jedes verfügbare Foto von alten Stars gesammelt, diese Bilder rahmte ich und hängte jeden Quadratzentimeter an den Wänden damit zu. Die meisten zeigten Marlene Dietrich. Marlene hatte ich bereits als Teenager bewundert, seit ich zum ersten Mal den *Blauen Engel* gesehen hatte. Was für eine Frau! Während meine Klassenkameraden Poster aus der *Bravo* an die Wände kleisterten, hatte ich die Dietrich über dem Bett hängen. Ich konnte nie verstehen, warum diese großartige Frau für ihr untadeliges, ehrenhaftes Verhalten gegenüber dem Nazi-Regime in Deutschland als »Vaterlandsverräterin« hingestellt worden war. Welches Vaterland hatte sie verraten? Menschen wie Marlene Dietrich gereichen dem Vaterland zur Ehre. Aber es ist das alte Problem in Deutschland: Sie war für viele zu stark und das macht Angst. Angst ist destruktiv. In meinen Augen vereinte sie Schönheit, Ausstrahlung und Souveränität.

Auf den Fußboden kamen orientalische Teppiche, und wenn wir gerade keine Kundschaft hatten, saßen Dieter und ich gern an einem kleinen Barock-Tischchen und tranken Kaffee. Im Winter bei Kerzenschein und mit einer Schale voll Gebäck vor uns, im Sommer neben einem großen Strauß Rosen oder Lilien. Wäre die Ware nicht gewesen, man hätte sich in einem gemütlichen Wohnzimmer oder Café geglaubt – und das zu einem Zeitpunkt, als die Konkurrenz geschlossen auf unpersönliches Neon-Ambiente, kühle Fliesen und Plastikmusik aus den Charts setzte. Wir waren von Anfang an anders.

Nach den Jahren, die ich für andere Leute gearbeitet hatte, war es einfach nur schön, sein eigener Chef zu sein. Außerdem genoss

ich es in vollen Zügen, die ganze Zeit mit Dieter verbringen zu können. Auch das Geschäft ließ sich gut an. Mit den großen Kaufhäusern in der Nähe hatten wir zwar harte Konkurrenz, aber nach und nach etablierte sich ein solider Kundenstamm. Die Leute liebten die persönliche Atmosphäre! Es kam oft vor, dass wir unseren Kunden eine Tasse Kaffee spendierten und dann bei Plätzchen oder Pralinen den Nachmittag verquatschten. Wir arbeiteten viel, aber es fühlte sich nicht nach Arbeit an, sondern nach der Erfüllung eines Traums.

ES WIRD POMPÖÖS – MIT ZWEI Ö

Monatelang blieb unser junges Geschäft namenlos. Dann waren wir endlich so weit in den schwarzen Zahlen, dass wir das Gefühl hatten, uns jetzt ein Firmenlogo leisten zu können. Eines, das wir draußen über der Tür anbringen lassen wollten. So saßen wir eines Abends kurz vor Feierabend im Laden und blätterten durch die Kataloge der Anbieter von Leuchtreklamen. Wir hatten uns schnell auf ein auffälliges Modell in Rot und Grün geeinigt, der Schrifttyp war dem Hollywood-Zeichen in Beverly Hills nachempfunden. Nur das Feld, in dem man sein Wunschlogo eintragen sollte, war noch leer. So leer wie in diesem Moment mein Hirn. Ich war überarbeitet und unendlich müde. Dieter kratzte sich mit der Oberseite des Kugelschreibers hinter dem Ohr.

»Hmmm ...«, sagte er. »Sag mal, was hältst du von ›Jeans Garden‹?«

»›Jeans Garden‹?«, fragte ich. »Also, ich weiß nicht. Wieso denn ausgerechnet ›Jeans Garden‹?«

»Weil wir Jeans verkaufen«, meinte Dieter und klang sehr nachdrücklich. »Mit dem Namen findet man uns sofort in den Gelben Seiten und im Telefonbuch. Und jeder, der vorbeiläuft, weiß, was er bei uns kaufen kann. Der Name ist sozusagen unternehmerisch sinnvoll.«

»Auch wieder wahr«, sagte ich. Hauptsächlich, weil ich müde war und mir gerade kein Gegenargument einfiel.

Und so trug Dieter JEANS GARDEN in den Bestellcoupon ein.

Damals holte Dieter jedes zweite Wochenende seine kleinen Töchter, zu dem Zeitpunkt drei und sieben Jahre alt, zu sich nach Mannheim. Ich war dabei erst einmal außen vor, doch das sollte

natürlich nicht auf Dauer so sein – denn es sah alles danach aus, dass Dieter und ich zusammenblieben. Folglich sollte ich Susanne und Nicole endlich kennenlernen, und zwar so behutsam wie möglich. Wir wollten den beiden Mädchen jedenfalls nicht einfach so Knall auf Fall zumuten, dass ihr Papa plötzlich mit einem Mann zusammen war. Also entschlossen Dieter und ich uns zu einem kleinen Theaterstück. Wir überlegten uns, so zu tun, als würden wir uns gerade erst begegnen. Dazu verabredeten wir uns an einem schönen Sommertag im Freibad in Bad Dürkheim. Dieter setzte mich zunächst im Schwimmbad ab und fuhr dann wieder los, um seine Sprösslinge abzuholen. Ich breitete derweil mein Badehandtuch an einer vereinbarten Stelle aus – und wartete.

Ich liege bäuchlings in der Sonne und blättere in einer Zeitschrift. Schaue auf die Uhr: Langsam müssten die drei ja mal auftauchen, das Freibad füllt sich immer mehr. Ich weiß nicht, wie lange ich den Platz neben mir noch frei halten kann. Ich überlege gerade, ob ich mein zweites Badelaken vorsorglich ausbreiten soll, als ich endlich Dieters Stimme höre.

»Guckt mal, wir legen uns da vorn hin, da ist was frei.«

Ich drehe mich auf den Rücken und sehe Dieter mit den beiden Kleinen, die ich von Fotos kenne. Doch Susanne, die Dreijährige, bleibt plötzlich stehen und fängt an zu weinen:

»Nein, da will ich nicht hin. Da liegt schon ein Mann!«

Na, das fängt ja super an ...

Irgendwie brachte Dieter es fertig, seine Tochter zu beruhigen. Nach einer Weile schlugen die drei ihr Lager doch neben mir, dem »Mann«, auf – nun war es ein Glück, dass es drum herum so voll war. Und so lernten Dieter und ich uns ein zweites Mal kennen,

während seine Töchter mich einfach schon mal beschnuppern konnten, schließlich würden sie mich in Zukunft häufiger sehen.

Am Ende des Nachmittags war das Eis gebrochen, und als Dieter und die Mädchen nach Hause fuhren, winkten sie und sagten mit ihren hellen Stimmchen:

»Tschüss, Harald. Kommst du uns mal besuchen?«

»Bestimmt!«, sagte ich.

Es war etwa ein Jahr nach Eröffnung unseres Geschäfts. Dieter und ich wohnten jetzt zusammen in Stuttgart in einer sehr schönen Wohnung. Auch die Mädchen kamen uns nun häufig am Wochenende besuchen – mit dem Segen ihrer Mama.

Unser Apartment lag so nah an unserem Laden, dass wir von unserem Domizil aus bequem zu Fuß zur Arbeit gehen konnten. Doch als wir an einem Morgen auf das Geschäft zukamen und ich mal wieder den Schriftzug »Jeans Garden« über dem Eingang sah, blieb ich wie angewurzelt stehen. Plötzlich wusste ich, weshalb ich in den vergangenen Monaten zunehmend unzufrieden gewesen war. Meine Unzufriedenheit hatte mit diesen zwei Worten zu tun: *Jeans Garden*. Wir hatten die Leuchtreklame gerade erst ein paar Monate abbezahlt, und wer ein Jeansgeschäft hatte, konnte das natürlich mit Fug und Recht so nennen. Aber genau das war das Problem: Ich wollte überhaupt keine Jeans mehr verkaufen, ich war von Anfang an viel mehr an den schrillen Klamotten interessiert gewesen, die wir aus Paris geliefert bekamen.

Statt den Laden aufzuschließen, blieb ich also vor der Tür stehen und sagte zu Dieter:

»Es tut mir leid ...«, ich deutete auf die Leuchtreklame, »... aber das muss weg. Das bin ich nicht. Das passt nicht zu mir.«

Dieter schaute wie ein begossener Pudel. »Aber warum denn nicht? Das sieht doch gut aus.«

»Es sieht gut aus, das stimmt«, räumte ich ein. »Aber dieses Jeanskonzept ist nicht meine Welt. Ich will außergewöhnliche Mode verkaufen.«

Dieter murmelte etwas, aber ich war schon auf dem Weg nach drinnen, denn wenn ich mir etwas vornehme, setze ich das nach Möglichkeit sofort in die Tat um. Man muss Altes loslassen um Neues zu erschaffen. Und man muss im Leben immer Opfer bringen. Also holte ich jetzt die Leiter aus dem Abstellraum und begann, das Schild abzumontieren. Und so waren wir erst mal wieder namenlos.

Kurz darauf fuhr ich mit Dieter zur Modemesse. Mein Plan: Ich wollte bei allen Herstellern die buntesten, ausgefallensten und schrillsten Teile aus den Kollektionen bestellen, die ich nur finden konnte. Für Männer und Frauen. Ich war aufgekratzt und in rebellischer Stimmung. Schluss mit den Kompromissen. Von mir aus sollten auch Jeans dabei sein, aber eben welche mit Aufnähern, Pailletten oder Fransen oder in ungewöhnlichen Farben. Sachen, die ich entweder selber anziehen würde oder worin mir unsere Kundinnen und Kunden am besten gefallen würden. Wer bei uns einkaufte, sollte nicht in der Masse untergehen. Mein Ziel war es, dass man die Mode, die es bei uns gab, in keinem anderen Stuttgarter Laden finden konnte. Ich stellte mir vor, wie die Leute auf der Party gefragt würden: »*Darling*, du siehst großartig aus. Wo hast du denn dieses hinreißende Kleid gekauft?« Und »*Darling*« würde wie aus der Pistole geschossen antworten: »Bei ...« Ja, wo? An dieser Stelle hakte meine Vision, denn nach dem Ende des Jeans Garden hatten wir uns noch immer auf keinen neuen Namen einigen können.

Doch die Messe war eine einzige Enttäuschung. Als hätten sich die Modemacher abgesprochen, war das Angebot ein langweiliges

Einerlei. Schlammfarbene lange Pullis über langen Röcken. Darin würde jede Frau aussehen wie eine frustrierte Gouvernante. Kurvenfreie Kostüme zum Gähnen. Bundfaltenhosen zum Einschlafen. Wir suchten fieberhaft nach den Stecknadeln im Heuhaufen. Nach Sachen, die sexy waren und so einzigartig wie jeder einzelne Mensch. Doch das Ungewöhnlichste, was wir finden konnten, waren ein paar Rüschenblusen für Damen, Jeans mit Strassbesatz auf dem Po und ein paar Pullis mit Kapuze. Ansonsten: nichts. Es war ein Trauerspiel.

Um etwas wirklich Abgefahrenes zu bekommen, mussten wir wohl in London oder Paris einkaufen – und uns weiterhin auf unseren bewährten Lieferanten verlassen, der uns mit Mode aus Paris versorgte. Allerdings war seine Auswahl bei Weitem noch nicht genug, um meine Vision von einem kleinen Wunderland wahr werden zu lassen.

Ein paar Tage später saß ich an unserem Tisch im Geschäft, vor mir lag ein Notizblock, auf dem ich in Großbuchstaben das Ergebnis eines Brainstorming notiert hatte. Ich suchte einen neuen Namen für unseren Laden:

BA-ROCK

POMP POMP

GLANZ UND GLORIA

MADAME POMPADOUR

POMP UND POP

ROCK & KO & KO

GLAMOUR BROS

GLAM ROCK

Das ging alles schon in die richtige Richtung, aber hundert Prozent zufrieden war ich nicht.

»Pomp. Pop. Pompadour. Pomp. Pomp. Pompös«, überlegte ich laut. Ich schrieb POMPÖS auf die Liste und starrte das Wort einige Minuten an. Pompös, das klang richtig. Ein bisschen provokant und dekadent, nach Glamour und Champagner. Aber es sah fürchterlich langweilig aus. Ich ließ den Filzschreiber unsicher über dem Blatt Papier schweben. Dann malte ich zwei Ö-Dötzchen über das erste O.

PÖMPÖS

Das sah zwar hübscher aus, wie ein Wort mit zwei Krönchen, klang aber irgendwie nach Sprachfehler. Die Idee mit dem zweiten Ö fand ich trotzdem nicht übel.

»Dieter, hilf mir mal«, sagte ich.

Mein Freund war gerade dabei, Ware ins Regal zu räumen. Jetzt kam er neugierig zu mir und sah mir über die Schulter. Er sagte sofort:

»»Pompös« ist geil. Und die zwei Ö sind auch super. Aber mach das doch so ...« Er nahm mir den Filzstift ab und schrieb

POMPÖÖS

auf die Liste. Das war's!

»»Pompöös«, wie »Harald Glööckler«, scherzte ich. »Dann will ich ab sofort aber auch das zweite Ö in meinem Namen haben.«

Abends nahm ich das Pappschild mit dem Label eines Jeansherstellers mit nach Hause und malte auf die Rückseite, so ordentlich ich es mit verschiedenfarbigen Lackschreibern hinbekam, unseren neuen Namen. Dabei ersetzte ich die Pünktchen auf dem Ö durch

jeweils ein kleines Krönchen. Eine Krone als Logo, das gefiel mir. Ich machte mich sofort daran, eine Krone zu kreieren und ließ diese von einem Grafiker perfekt umsetzen. Ein paar Tage später montierten wir das Werk draußen über der Tür – in der Hoffnung, dass es Wind und Wetter ein paar Tage standhielt.

Es ist ein extrem warmer Spätsommertag, unsere Tür steht weit offen, damit ein bisschen frische Luft hereinwehen kann. Der Laden ist noch leer, Dieter und ich sitzen beim ersten Kaffee des Tages. Vor dem Schaufenster bleiben zwei Frauen mittleren Alters stehen und beäugen neugierig unser Schild. »Ei, was steht denn da? ›Pompöös‹?«, hören wir die eine sagen und kichern. Darauf entgegnet die zweite: »Und dann hams des auch noch falsch geschribbe: mit zwei Ö. Wie bled!« Beide schütteln amüsiert den Kopf und ziehen weiter. Dieter und ich gucken uns an. Als die Damen außer Hörweite sind, brechen wir in schallendes Gelächter aus.

NICHT OHNE MEINE RÜSCHEN

Ich hatte die ungewöhnlichsten Sachen, die wir für die kommende Herbst/Winter-Saison auf der Messe gefunden hatten, im Schaufenster drapiert. Darunter auch die Rüschenbluse – und die war vom allerersten Tag ein Renner. Die Leute lechzten nach etwas, das sich vom Einheitsbrei abhob. Schon nach kurzer Zeit mussten wir Ware nachbestellen. Das Interessante aber war: Nicht nur Damen kamen in den Laden und wollten das Teil anprobieren. Jeden Tag fragten mindestens ein oder zwei junge Männer nach dem »tollen Piratenhemd im Fenster«.

»Das ist leider eine Damenbluse. Sie können's gern mal anprobieren, aber passen wird's wohl doch nicht«, mussten wir die Herren jedes Mal enttäuschen.

Ich sah mir das eine Weile an, dann rief ich bei einem Hersteller an. Ich fragte, ob es möglich wäre, dass man Herrenhemden mit Rüschen produzieren könne. Stille in der Leitung. Ich dachte schon, mein Gesprächspartner hätte aufgelegt, aber nach einer langen Pause sagte der Verkäufer:

»Herr Glöckler, Entschuldigung, habe ich Sie richtig verstanden? Sie meinen *Herrenhemden mit Rüschen*? Seien Sie mir nicht böse, aber das wird kein Trend.«

»Aber ja doch«, beharrte ich. »Wir haben hier jede Menge Kunden, die das haben wollen.«

Der Mitarbeiter des Modeunternehmens räusperte sich. Ganz offensichtlich hielt er mich für komplett plemplem. Aber er blieb professionell.

»Wenn Sie das so sagen, wird das wohl so sein. Aber ich muss Sie trotzdem enttäuschen: Wenn Sie Rüschen wollen, müssen Sie die wohl selbst auf die Hemden nähen.«

Ähnliche Gespräche führte ich mit einigen weiteren Herstellern. Aber jetzt fühlte ich mich herausgefordert. Vielleicht, dachte ich, war das mit dem Selbst-Nähen gar keine so üble Idee! Coco Chanel hatte doch auch so angefangen: Sie hatte sich große Hüte besorgt und mit Blumen und Federn dekoriert. Ich hatte diese Geschichte immer geliebt.

Also fackelte ich jetzt nicht lange. »Bin gleich wieder da«, informierte ich Dieter und war schon aus der Tür und auf dem Weg in die Stadt. Im nächsten Stoffladen kaufte ich Spitze und Bordüren vom Meter, dazu dicke Rollen dickes Nähgarn.

»Was willst du denn damit?«, fragte mich Dieter, als ich nach einer halben Stunde zurückkam.

»Unsere Kunden wollen Rüschenhemden, also mache ich ihnen Rüschenhemden«, antwortete ich. »Selbst ist der Designer. Das wird schon nicht so schwer sein.«

Am nächsten Tag hieften Dieter und ich meine alte verstaubte Nähmaschine aus unserem Keller zu Hause. Die Maschine war ein echter Koloss, ein Erbstück meiner Mutter, auch wenn ich mich nicht daran erinnern konnte, Mama jemals daran sitzen gesehen zu haben. Das schwere Teil schleppten wir nun – neugierig beäugt von der Stuttgarter Bevölkerung – zu unserem Geschäft. Ab sofort saß ich mitten im Laden und nähte im Zeitlupentempo weiße Rüschen an schlichte weiße Hemden – für Herren und für Damen.

Ich war zwar schon immer an Mode interessiert gewesen, hatte aber noch nie wirklich selbst genäht. Tante Katharina hatte mir vor gut zehn Jahren mal gezeigt, wie es geht. Ich hatte also eine grobe Idee, aber das war auch alles.

Die allererste dieser selbst hergestellten Symbiosen kaufte eine Friseurin aus einem Salon ein paar Häuser weiter. »Das zieh ich gleich morgen an«, erklärte sie uns.

Doch die gleiche Dame stürmte am übernächsten Tag in unser Geschäft und hielt mir empört das Hemd unter die Nase. Sie schnaubte: »Meine Freundin ist Designerin, und sie hat mich darauf aufmerksam gemacht, was Sie mir für einen Mist angedreht haben.«

Ich schaute etwas irritiert auf mein Werk und begriff nicht, was damit nicht stimmen sollte. Sah alles tadellos aus.

Sie schimpfte weiter: »Die Rüschchen sind nur aufgenäht!« Sie betonte das so, als hätte ich ihr Falschgeld angedreht.

Zum Glück war kein anderer Kunde im Laden.

»Das tut mir leid«, erwiderte ich, »aber irgendwie musste ich sie ja festmachen, zaubern kann ich leider nicht.« Doch sie ließ sich nicht beruhigen.

»Ich möchte das Hemd zurückgeben. Hier ist der Kassenzettel.«

Was sollte ich tun? Ich nahm das Hemd zurück, gab ihr das Geld – und sah sie von dannen rauschen. So ruhig ich gerade zum Glück geblieben war, im Inneren war ich jetzt verunsichert. War das vielleicht doch der falsche Ansatz? Würde es noch mehr so empörte Kunden geben? War es falsch, Rüschchen auf Hemden zu nähen? Sollte ich die Produktion einstellen, bevor sie richtig angelaufen war?

An diesem Tag nähte ich jedenfalls kein Hemd mehr, und abends im Bett schlief ich mit Zweifeln ein – aber mein erster Gedanke am nächsten Morgen war: Jetzt erst recht!

Und ich nähte weiter. Und nähte. Ich kam mir vor wie die Königstochter, die Stroh zu Gold spinnen sollte, aber leider tauchte kein Rumpelstilzchen auf, das mir mit ein bisschen Hokusfokus den mühsamen Job abgenommen hätte.

Als ich das Nähen schon etwas draufhatte, nahm ich auch noch Rüschchen in anderen Farben dazu. Dieter wälzte in der Zwischenzeit

Kataloge von Firmen, die Etiketten nach Wunsch webten, denn natürlich sollte unser eigenes Pompöös-Label mit der Krone die Kreationen zieren. Als die erste Etiketten-Lieferung eintraf, nähte ich auch die von Hand selbst in meine barocke Rüschenkollektion ein – eine Höllenarbeit.

Immer, wenn ich dachte, dass ich jetzt wirklich keine Lust mehr habe, waren die frisch hergestellten Unikate schon verkauft – und ich musste wieder von vorn anfangen. Je mehr wir verkauften, umso wilder wurden die Leute. Unsere Rüschenhemden wurden ein richtiger Hype. Plötzlich erhielten wir Anrufe aus Italien, Spanien und Schweden – selbst bis nach New York hatte sich nur über Mund-zu-Mund-Propaganda die Nachricht von unseren Hemden verbreitet. Und so wurde das weiße Rüschenhemd für Herren zum ersten und einzigen Stück in der allerersten Pompöös-Kollektion. Im ersten Jahr verkauften wir von den Hemden allein fünfhundert Stück!

Dieser Riesenerfolg ermutigte mich. Es ging mir allerdings schnell gegen den Strich, dass fertige Ware als Grundlage für meine Kreationen diene. Außerdem war es mir wirklich zu mühsam, alles selbst zu nähen: Ich bin generell kein geduldiger Mensch. Und vor allem konnte ich natürlich lange nicht so schnell schneiden, wie meine Ideen sprudelten. Das musste auch anders gehen!

Also kaufte ich mir ein paar Schneiderpuppen und fing damit an, Kleider auseinanderzutrennen und auf den Puppen neu zu drapieren und abzustecken. Ich besorgte mir außerdem Stoffe, schnitt sie nach meinen Vorstellungen zurecht und nähte sie mit groben Stichen zusammen. Es fühlte sich an wie damals als Kind in der »Spatzenburg«, als ich die Nachbarskinder verkleidet hatte. Ich hatte immer ein genaues Bild vor Augen, wie ein Teil auszusehen hatte, und formte das Material nach meinen Vorstellungen.

Ergänzend machte ich kleine Modezeichnungen, um zu verdeutlichen, wie ich mir Details vorstellte – einen Kragen, Gürtel oder Ausschnitt. Die Skizzen heftete ich mit einer Stecknadel an die jeweilige Puppe.

Mit diesen »Prototypen«, das war mein Plan, wollte ich mir Schneiderinnen suchen, die daraus genau das zaubern sollten, was mir vor meinem geistigen Auge schwebte.

Zum Glück war es einfach, in der Gegend gute Ateliers zu finden. Die Stoffe suchte ich zuvor selbst aus und brachte sie mit, dann konnten meine Entwürfe unter den Händen der fleißigen Damen zu echten Kleidern werden. Das war unheimlich aufregend! Im Laufe des Entstehungsprozesses schaute ich immer wieder vorbei, um zu kontrollieren, ob nicht doch noch eine Naht oder eine Absteppung geändert werden musste, ob der Ausschnitt tiefer besser aussah oder der Rocksaum nicht vielleicht eine Handbreit weiter nach oben gehörte. Es war faszinierend zu beobachten, wie aus der Vision von einem Kleidungsstück nach und nach Wirklichkeit wurde. So gefiel mir die Arbeit: Ich kümmerte mich um das erste Modell, die Reproduktion überließ ich anderen.

Und von Anfang an ließ ich alles auch in größeren Größen anfertigen. Mein Traum war es, dass jede Frau, egal, ob füllig oder gertenschlank, ob jung oder alt, wunderschön aussah. Ich wusste ja auch, dass das möglich war – das hatte mir schon Tante Katharina bewiesen, als ich noch ganz klein war.

Ohne dass ich es bewusst geplant hatte, war der Wunsch, den ich als Sechsjähriger gen Himmel geschickt hatte, in Erfüllung gegangen: Ich machte Frauen zu Prinzessinnen – auf meine Art! Bei der Arbeit vergaß ich vollkommen die Zeit, ich sank in eine Art meditativen Zustand, aus dem ich mehr Energie zog, als ich

hineinsteckte. Ich hatte plötzlich sogar das Gefühl, weniger Schlaf zu benötigen.

Neben den Kleidern entwarf ich auch Hüte und Schuhe, die ich bei Hutmacherinnen und Schuhmachern in Auftrag gab. Und ich hatte das Erbe meines Großvaters angetreten und mich in Schmuckdesign versucht: Ich entwarf prachtvolle Ringe und mächtige Colliers, die ich bei Goldschmieden der Umgebung anfertigen ließ.

Unser Laden wurde nach und nach zum Showroom und füllte sich mit unserem eigenen Pompöös-Label. Bald hatten wir mehr als genug Eigenkreationen, um die ganzen 85 Quadratmeter zu bestücken. Endlich konnten wir Tante Katharinas Schrank, der bisher als Raumteiler fungiert hatte, in den rückwärtigen Raum stellen und den ganzen Platz nutzen.

Wer durch die Tür trat, landete in einem Märchenland: Wir hatten rauschende Roben, Rüschenhemden, elegante Kostüme, Samtjacken und Abendmäntel aus Samt und Seide. Außerdem funkelte und blitzte es überall.

Es dauerte nicht sehr lange, da hatten wir gar keine Ware anderer Firmen mehr im Sortiment, nur bei meinen Trips nach Paris stockte ich unser eigenes Schmuckangebot manchmal mit antiken Stücken auf. Unser »Headquarter« wurde zum Pompöös-Showroom und zum Szene-Treffpunkt, besonders kreative Leute fühlten sich angezogen. Es kam oft vor, dass die Künstler aus dem Renitenztheater um die Ecke mit einer eisgekühlten Flasche Champagner hereinschnitten oder uns mit Kuchen oder mit ein paar Bechern Eis überraschten. Darunter waren so schillernde Persönlichkeiten wie die Sängerin Romy Haag, die in den Siebzigern mal mit David Bowie liiert gewesen war, Kabarettist Matthias Richling und eine der deutschen Grandes Dames des Chansons, Margot Werner.

Auch die Besucher des Theaters schauten vor den Vorstellungen gern bei uns herein.

Anfangs besaßen wir im Laden noch keinen Kühlschrank, darum hatten die Getränke manchmal nicht die perfekte Temperatur. Eines Tages traf eine Lieferung bei uns ein – ein kleiner Kühlschrank, wie man ihn oft in Hotelzimmern findet. Dabei lag eine Notiz einer unserer Stammkundinnen: »Lieber Harald, lieber Dieter, eine kleine Aufmerksamkeit aus reinem Eigennutz – denn ich trinke meinen Champagner gern eisgekühlt! Bussi und bis bald, Eure A.« Fast wöchentlich feierten wir im Laden eine kleine Party, mit Künstlern, Kunden und Passanten, jeder war willkommen. Bei uns gab es »Wellness«, lange bevor das Wort existierte, Seelen-Wellness. Bei uns fühlte sich jeder wohl – und so kommt es auch, dass viele der Kunden der ersten Stunde tatsächlich heute noch mit uns befreundet sind.

Peu à peu – oder pö à pö – wurde Pompöös in Stuttgart und Umgebung zum Geheimtipp. Ohne dass wir einen Pfennig in Werbung investieren mussten, gingen die Sachen weg wie warme Semmeln. Und das, obwohl die von mir entworfenen Stücke nicht gerade billig waren. Das lag in der Natur der Sache: Ich verwendete nur Stoffe von bester Qualität, und die Herstellung in den Schneiderateliers war aufwendig und teuer. Viele der Kleider waren außerdem Einzelstücke oder limitiert auf wenige Exemplare. Das bedeutete, ich begann jedes Mal bei null.

So gut der Laden mittlerweile lief, außerhalb von Stuttgart blieb Pompöös weiterhin weitgehend unbekannt. Daran änderte auch nichts, dass uns die Mundpropaganda Fans aus Hamburg, München oder dem Ausland bescherte und sogar Prominente wie Hartmut Engler von Pur oder Michael Schumacher bei uns einkauften, wenn sie in der Stadt waren.

Immer häufiger bekamen wir Anfragen von Schmuckherstellern oder Studenten der Stuttgarter Berufsfachschule für Mode, ob wir nicht mal gemeinsam eine Modenschau organisieren sollten. Doch ich winkte jedes Mal ab. Eine Modenschau war einer meiner großen Träume – aber wenn, dann wollte ich es richtig machen. Allein, nicht mit anderen zusammen.

Ein Label, das einen Namen wie »Pompöös« trug, durfte nicht kleckern. Das musste klotzen. Je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde meine Vorstellung.

»Dieter, wir machen das im Schloss!«, sagte ich. »Die *Pompöös Haute Couture Show*. Die rauschendste Modenschau, die diese Stadt je gesehen hat. Mit echten Prinzessinnen und Kutschen und Rittern und allem Drum und Dran ...«

Dieter sah mich nur an und meinte: »Harald, super. Ich liebe deine Ideen.«

EIN SCHLOSS FÜR MICH

Das Stuttgarter Schloss liegt mitten in der Stadt. Früher haben hier die württembergischen Könige residiert, mittlerweile ist die Administration des Landes Baden-Württemberg hier eingezogen. Einer der prachtvollsten Räume des Baus ist der ovale »Weiße Saal« mit gläsernen Flügeltüren, wagenradgroßen Kronleuchtern, weißen Wandreliefs und klassizistischen Säulen. Hier hält der baden-württembergische Ministerpräsident immer seine Neu-jahrsansprache, und genau diesen Saal wollte ich für meine Modenschau haben.

»Se wolle' was?«, fragt mich die blonde gelockte Mitarbeiterin im Rathaus in breitem Schwäbisch und sieht mich über den Rand ihrer goldenen Lesebrille ungläubig an.

»Den Weißen Saal im Neuen Schloss mieten. Im Sommer«, wiederhole ich so geduldig wie möglich. Bin ich schwer zu verstehen? Rede ich Kisuaheli? »Ich möchte da eine Modenschau veranstalten.«

Sie schüttelt den Kopf. »Eine Modeschau im Weißen Saal? Da bin ich net sicher, ob des möglich ist. Se könne im Schloss ein klassisches Konzert gebe oder einen Vortrag halde, aber für Modeschau tun wir des Schloss normalerweise net vermidde.«

Sie lächelt etwas bemüht, dann sucht sie auf ihrem Schreibtisch herum und legt mir schließlich ein Formular vor.

»Se müsse in jedem Fall erst einen Antrag stelle, und dann wird des entschie, ob Sie den Saal bekomme. Wenn Se des alles ausgefüllt habbe, schicke Se des an uns oder bringe mir des, und dann sehe mer weider, gell?«

Damit ist die Angelegenheit für sie erledigt, und sie würdigt mich keines weiteren Blickes. Willkommen im Bürokratenland.

Was blieb mir anderes übrig. Ich schrieb haarklein auf, was ich im kommenden Juni vorhatte, vom Laufsteg bis zum Buffet. Als ich den Brief in den Kasten warf, schickte ich ein Stoßgebet zu den Engeln. Ich war mir sicher, die wollten im Schloss auch mal was anderes sehen als langweilige Ansprachen.

Mit den Vorbereitungen für eine eigene Modenschau hatte ich schon begonnen. Neben der Ware für den Laden entwarf ich nun Haute-Couture-Stücke und gab sie bei den Schneiderateliers in Produktion. Aber natürlich dachte ich mir nicht einfach irgendetwas aus: In einem Rokoko-Schloss musste auch entsprechende Mode gezeigt werden. Ich wollte die Visionen, die ich damals als Kind in Versailles und in meinen vielen Träumen gehabt hatte, Wirklichkeit werden lassen. Ich wollte Samt, Seide und Brokat. Ich wollte Luxus, Schmuck und Prunk. Ich wollte, dass die Models Kleider mit tiefen Dekolletés, Korsagen und goldenen Bordüren trugen. Ich wollte ausladende Reifröcke für die Damen und Anzüge im Louis-XIV.-Stil für die Herren, mit langen Kasack-Jacken, Pumphosen und Schnallenschuhen. Ich wollte ein wundervolles Barock-Spektakel, ein rauschendes Modefest, das in aller Munde sein würde. Etwas ganz Besonderes, den fantastischen »Ball Pompoös«.

Wie im Rausch arbeitete ich fieberhaft Tag und Nacht. Die Schneiderinnen machten große Augen, als ich mit meinen Entwürfen ankam, und waren ein bisschen ängstlich: So etwas hatten sie noch nie genäht. Ich versuchte sie zu beruhigen. »Das schaffen Sie. Nehmen Sie sich Zeit. Es ist nicht wichtig, wie lang das dauert – wichtig ist, dass es perfekt wird.«

Es stimmte zwar nicht so ganz, dass es keine Rolle spielte, wie lange meine fleißigen Helferinnen brauchten. Je länger etwas dauerte, umso teurer wurde es ja auch. Jedes Teil bedeutete für Dieter und mich eine Investition von einigen Tausend Mark – ohne meine eigene Arbeitszeit anzurechnen und ohne zu wissen, ob ich irgendwas davon jemals wieder hereinbekommen würde. Die Kosten für die Stoffe und die Herstellung summierten sich jetzt schon zu einem Vermögen. Da es fast ausschließlich Handarbeit war, saß eine Schneiderin an einem Kleid zwischen achtzig und hundert Stunden.

Aber uns war klar, dass jetzt die Zeit war, in zukünftigen Erfolg zu investieren. Wenn wir nun ängstlich auf jede Mark schauten, die wir vorinvestieren mussten, konnten wir das Ganze auch gleich sein lassen. Außerdem machte ich keine halben Sachen. Also versuchte ich darauf zu vertrauen, dass sich die ganze Arbeit rentieren würde – vielleicht nicht augenblicklich, aber irgendwann. Ohne Mut, Visionen und Risiko erreicht man im Leben nichts, davon bin ich überzeugt.

Ich wollte unter allen Umständen, dass die Schneiderinnen sauber und in Ruhe arbeiteten und dass jedes Teil so perfekt wie nur irgend möglich wurde. Wenn sie anfangen zu schludern, weil sie die Kleider schnell fertig kriegen wollten, würde der Schuss unweigerlich nach hinten losgehen. Man bekommt nie eine zweite Chance für einen ersten Eindruck – und das gilt ganz besonders für Haute-Couture-Modenschauen.

Was viele, die mit Mode nicht so viel zu tun haben, nämlich nicht wissen: Das, was die Designer auf ihren großen Schauen zeigen, ist nie dazu gedacht, auf der Straße getragen zu werden. Haute Couture bedeutet »Hohe Schneiderkunst«, und eine Haute-Couture-Schau ist immer eine Parade ausgefallener Einzelstücke.

Es ist die Kür, nicht die Pflicht. Bei so einer Show zeigt der jeweilige Designer, was er kann. Auf diese Weise versucht der Modemacher, die Aufmerksamkeit der Journalisten auf das Label zu lenken, damit Berichte in den Zeitungen und Modemagazinen erscheinen. Und je schriller und außergewöhnlicher die Show ist, desto besser klappt das. Das ist der Grund, aus dem die großen Designer in Paris und Mailand ihre Models manchmal in einem Hauch von Nichts auf den Laufsteg schicken – völlig untragbar in der U-Bahn, aber mit Sicherheit ein Aufmacher in den Zeitungen am nächsten Tag. Und genau das wollte ich auch: Aufmerksamkeit. Die Leute sollten mich kennenlernen. Meine Mode, meinen Namen und mein Label: Pompöös.

Erst wenn man sich auf diese Weise einen Namen gemacht hat, kann man später im größeren Stil Mode verkaufen – so läuft das im Fashion-Business nun mal. Damit ist eine Haute-Couture-Show einerseits Werbung und andererseits natürlich auch Barometer für Modetrends. Sie ist insofern aber etwas vollkommen anderes als eine Prêt-à-porter-Show. Bei Prêt-à-porter-Schauen werden Journalisten und Einkäufern später die alltagstauglichen Kollektionen gezeigt, die in die Läden kommen. Das bedeutet Prêt-à-porter ja auch: fertig zum Tragen.

Dieter und ich begannen bald damit, Mannequins zu casten. Wir wollten exotische Models engagieren, denn dunkelhäutige Schönheiten in Rokoko-Roben, das hatte es noch nie gegeben, war überaus exzentrisch – genau mein Ding. Das Ganze war gar nicht so einfach, denn Mitte der Neunziger waren dunkelhäutige Models nicht sehr gefragt. In Stuttgart brauchten wir uns erst gar nicht umzuschauen, aber auch international hatten die meisten Agenturen nur ein oder zwei dunkelhäutige Mädchen oder Jungs in ihrer Kartei. Man sah solche Models damals nur sehr selten in

Katalogen, Modezeitschriften und auf dem Laufsteg, die Modewelt war unterschwellig rassistisch und bevorzugte weiße Fotomodelle. Gefeierte Ausnahmen waren nur Naomi Campbell und David Bowies Frau, das Übermodel Iman, die seit den Siebzigerjahren ein Superstar war. Nach einigem Überlegen entschloss ich mich dazu, Models aus den großen Modemetropolen zu buchen. Ich würde die Mannequins aus Paris, New York, Mailand und London einfliegen lassen – das war noch einmal ein enormer Kostenfaktor, aber ich wollte kein Risiko eingehen. Ich brauchte unbedingt Modelle, die einige Erfahrung darin hatten, professionell Haute-Couture-Mode zu präsentieren. Die Art, konventionelle Mode zu präsentieren, ist von der Art, eine Haute-Couture-Show zu zelebrieren, völlig verschieden. Die Models sind exzentrischer, in jeder Hinsicht.

Pausenlos zerbrach ich mir den Kopf über alle Details der Show. Ich hatte so etwas ja noch nie gemacht, und wir mussten uns um alles selber kümmern. Ständig fiel mir etwas Neues ein. Ich besorgte mir im Kostüm-Fachhandel Perücken, wie man sie im Rokoko getragen hatte, und Schönheitsflecke zum Aufkleben. Ich fahndete nach Visagisten und Stylisten, die die Models nach meinen Vorstellungen zurechtmachen sollten. Ununterbrochen lief ich mit Notizblock und Stift herum, zeichnete Make-up-Vorlagen und machte Skizzen von Frisuren. Es kam auch schon mal vor, dass ich im Restaurant die Servietten benutzte, um meine Ideen festzuhalten.

Dann gab es noch die technische Seite: Wir brauchten eine professionelle Musik- und Lichtanlage, dazu engagierte ich Licht- und Tontechniker, die alles perfekt in Szene setzen sollten. Ganz nebenbei organisierte ich in einem Vorraum des Schlosses, der öffentlich zugänglich war, eine Fotosession mit mir im Barock-Mantel und einem der Models im Rokoko-Kleid: Wir brauchten Bilder für Einladungskarten und Plakate.

Ich wühlte mich durch Plattenläden, überlegte, welche Musik zu welchem Outfit passte, von klassischer Musik über Chansons bis zu glasklarem Pop. Dazu dachte ich mir schon erste Schrittfolgen für die Models aus, um der Choreographin später genaue Instruktionen geben zu können. Dafür probte ich oft mit Kundinnen, die zufällig gerade im Laden waren und fast immer begeistert mitmachten. Das waren magische Momente, denn hier sah ich mal wieder, dass jede Frau das Zeug zur Glamour Prinzessin hat – man muss sie nur lassen und den Glamour mit den richtigen Zutaten herauskitzeln. Das funktioniert mit der richtigen Kleidung, Schmuck, Musik und der gehörigen Portion Bewunderung. Jede Frau kann eine Prinzessin sein.

Ich sitze abends mit Dieter in der Brasserie Flo im Breuninger, einem unserer Lieblingslokale. Auf der Bühne spielt eine Band eigene Rocksongs. Die Sängerin hat eine ganz tolle Stimme – doch sie und ihre Musiker liefern eine Performance ab, die so aufregend ist wie eingeschlafene Füße. Bewegungslos, ohne Kontakt mit dem Publikum. Ich schaue mir das eine Weile an, dann sage ich: »Dieter, das ist das Problem heute in Deutschland: Die können alle super singen, aber keine Show machen.«

Ich denke an Marlene Dietrich: Sie sang nicht im herkömmlichen Sinn, aber ist so extravagant aufgetreten, dass der Applaus schon einsetzte, wenn sie auf die Bühne trat.

»Weißt du was?«, sage ich zu Dieter. »Wir machen selbst eine CD. Für unsere Show. Ganz extravagant.« Dieter zieht die Augenbrauen hoch.

»Aber wir können doch gar nicht singen«, gibt er zu bedenken.

»Eben«, kontere ich.

Unser Laden war zum Glück die beste Business-Kontaktbörse – einer unserer Kunden besaß ein Musikstudio und hatte gute Kontakte zu einem Komponisten, der seine Brötchen hauptsächlich mit Werbejingles verdiente. Dieser Musiker meinte, es sei überhaupt kein Problem, auf die Schnelle ein paar Songs für uns zu komponieren und mit uns einzuspielen. Er könne allerdings keine Garantie abgeben, dass das Ganze ein Welterfolg werden würde. Ich meinte, das sei ausnahmsweise tolerierbar. Schließlich ging es mir um den Knalleffekt für meine Show, nicht um einen Nummer-eins-Hit – auch wenn das natürlich ein schönes Extra wäre.

Mir schwebten einige poppige Stücke mit Technobeat vor – aber der Hauptsong der CD sollte ein Rap sein. Ich hatte vor, die Strophen zu rappen, und eine Sängerin sollte den Refrain singen. 1994 war das groß in Mode, und die meisten Songs in den Charts waren nach diesem Muster gestrickt. Der Text des Refrains stand schon fest und bestand aus einem einzigen Wort: »Pompöös«. Ich glaube, nicht wenige Leute hielten mich damals für verrückt, aber ich folgte einfach meinem Instinkt. Und der sagte mir: Mach es!

Die Aufnahmen von den insgesamt zehn Songs waren dann in nur einem Tag erledigt. Dabei war die Sängerin beeindruckend professionell: Sie machte ihre Stimme ein bisschen warm, sang dann exakt auf den Punkt, was wir von ihr haben wollten, bekam ihr Geld und verschwand wieder. Meine Aufnahmen als »Lead-sänger« dauerten einen Tick länger, auch Dieter steuerte ein bisschen Backgroundgesang bei. Die ganze Aktion war ein ziemlicher Spaß – auch wenn uns dabei klar wurde, dass unsere Talente doch in anderen Bereichen liegen.

Langsam wurde ich nervös, da nach gut einem Monat noch immer keine Antwort von der Stadt da war. Als ich deshalb besorgt anrief und mich erkundigte, erklärte mir ein Beamter, der beim Reden

fast einschlief, die Sache sei noch nicht entschieden. Irgendein Kulturgremium müsse zuerst noch zusammentreten und die Veranstaltungen für das nächste Quartal beraten. Ich atmete tief durch, um ruhig zu bleiben. Die Vorbereitungen waren schon so weit gediehen, und alles war auf diesen einen Saal abgestimmt. Nebenbei noch eine alternative Location zu suchen hätte einen Riesenstress bedeutet. Aber ich bekämpfte erfolgreich meine Zweifel: Es würde klappen. Es musste einfach klappen.

Und endlich – endlich! – trudelte nach Wochen der ersehnte Brief vom Land Baden-Württemberg ein. Ich hatte vor Aufregung zitternde Finger, als ich ihn öffnete. Mir fiel ein Stein vom Herzen: Wir hatten den Saal. Für eine beträchtliche Stange Geld zwar, aber wir hatten ihn. Dann sah ich allerdings noch mal genauer hin und las zu meinem Erschrecken: Die »Konzertbestuhlung« hätte im Raum zu verbleiben und man könne uns die »Errichtung eines Laufstegs« nicht bewilligen. So konnte man natürlich keine Modenschau machen, das war beides vollkommen inakzeptabel. Das mussten wir auch noch hinbiegen – aber ich wäre nicht ich, wenn ich nicht auch schon eine Idee gehabt hätte. »Keine Panik. Hauptsache, wir sind drin«, sagte ich zu Dieter, der sich schon sorgenvoll das Kinn rieb.

Jetzt, da zumindest schon mal Datum und Veranstaltungsort un-
verrückbar feststanden, konnte ich damit anfangen, meine Einladungen zu schreiben. Es war höchste Zeit, denn ein Event steht und fällt mit den Gästen. Und zu einem perfekten Rokoko-Fest gehörten für mich eben auch echte Prinzen und vor allem Prinzessinnen. Ich hatte es absolut ernst gemeint, als ich in der Nacht vor einem halben Jahr zu Dieter gesagt hatte, dass ich einen »Ball mit echten Prinzessinnen« haben wollte.

Man darf mich in diesem Punkt keinesfalls missverstehen: Ich bin selbst nicht adlig, und mir ist jeder Mensch erst mal gleich viel wert, egal, ob adlig oder nicht. Aber warum sitzen Millionen Leute mit einer Monatspackung Taschentücher vor dem Fernseher, wenn irgendein Prinz oder eine Prinzessin heiratet, und heulen Rotz und Wasser vor Ergriffenheit? Weil da das Kopfkino anspringt. Wenn man eine echte Prinzessin vor sich stehen hat, denkt man an prunkvolle Schlösser und an goldene Kutschen. An Märchen und Träume, die in Erfüllung gehen. Man denkt an Cinderella und Dornröschen, an Schneewittchen und all die anderen betörend schönen Königstöchter aus den alten Märchen. An Wunder und an die wahre Liebe, die am Ende immer siegt. Man denkt an rauschende Roben und prunkvolle Feste – nichts passt besser zu meiner Mode. Meine Mode entführt in eine andere, bessere und schönere Welt.

Aus diesem Grund schickte ich an alle Adelshäuser persönliche Einladungen, durchweg handgeschrieben, mit Füllfederhalter auf feinstem Papier. Und tatsächlich, einige Tage, nachdem die Briefe rausgegangen waren, klingelte bei uns das Telefon. Seine königliche Hoheit, Michael Prinz von Preußen, der Enkel des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II., war persönlich am Apparat. Er bedankte sich höflich für die Einladung. Gemeinsam mit seiner Frau, Brigitta Prinzessin von Preußen, wollte er sehr gerne zu unserem Ball kommen.

Am nächsten Morgen stand ich als Erstes wieder im Rathaus vor der Tür mit dem seltsam verdrehten Namen »Vermögen und Bau Baden-Württemberg-Amt«. Wieder traf ich auf die blonde Goldrandbrille, auf deren Namensschild »H Müller« stand. Ich legte der Dame den offiziellen Wisch vor, der es Dieter und mir untersagte, die flächige Konzertbestuhlung im Raum auch nur einen

Zentimeter umzustellen und einen Laufsteg aufzubauen, und bat sie ganz freundlich, ihn kurz zu lesen. Dann fragte ich: »Frau Müller, haben Sie schon einmal eine Modenschau gemacht?« Als sie darauf betreten dreinsah und nicht antwortete, redete ich weiter.

»Vielleicht wissen Sie das nicht, aber ohne Laufsteg ist so eine Modenschau ein bisschen schwierig durchzuführen.«

Sie schob sich nun nervös die Brille auf der Nase zurecht und sagte: »Des habe ich net zu entscheide. Wenn des Gremium sagt, das Sie kei Laufsteg in den Saal 'nei baue dürfe, dann is des leider auch so.« Nun war der Moment gekommen, und ich schüttelte meinen Trumpf aus dem Ärmel:

»Also gut, dann interessiert es Ihr Gremium vielleicht, dass das Prinzenpaar von Preußen und eine Menge Prominente sich angekündigt haben. Außerdem wird sehr viel Presse vor Ort sein. Sie möchten offenbar, dass Prinzessin Brigitta von Preußen vor laufender Fernsehkamera sagt, dass sie leider von der Show nichts gesehen hat, weil die Stadt Stuttgart und das Land Baden-Württemberg zu spießig waren, einen Laufsteg zu genehmigen. Sehe ich das richtig?«

Jetzt war die Dame plötzlich ganz blass.

Der große Tag war ein Samstag im Juni. Am Freitag davor standen wir noch den ganzen Tag im Laden – mit Adrenalin bis in die Haarspitzen vor Aufregung. Ich lief aufgekratzt hin und her, denn ich wollte endlich anfangen. In der Nacht von Freitag auf Samstag konnte ich kaum schlafen, weil ich noch letzte Hand an die moderne Version eines Rokoko-Kleides legte, mit Silberfolie, Schleifen und Goldglitter. Ständig fragte ich mich: Würde alles klappen? Hatten wir irgendwas vergessen? Ich hatte Lampenfieber, so musste sich ein Rockstar vor dem Auftritt fühlen.

Dieter und mir war vor ein paar Tagen siedend heiß eingefallen, dass wir zwar sonst an alles gedacht hatten, aber mit unserem kleinen Auto wohl kaum die ganzen voluminösen Kleider von dem Lagerraum, den wir extra für ein halbes Jahr angemietet hatten, knitterfrei zum Schloss transportieren konnten. Um das zu bewerkstelligen, hätten wir schon einen Kleinlaster gebraucht – aber für den Weg von nur einem Kilometer extra so ein Ding übers ganze Wochenende mieten? Die Kosten für alles waren ohnehin bereits enorm, und jede zusätzliche Mark wollten wir uns gern sparen. Also entschieden wir uns, zu Fuß zu gehen.

Wir hatten uns zwei extra lange Kleiderstangen auf Rollen besorgt – und mit denen rollten Dieter und ich nun morgens um sechs im Zeitlupentempo durch die halbe Stadt. Anfangs hatten wir es etwas flotter probiert, aber sobald wir schneller wurden, ließen sich die Ständer wegen der schweren Kleider entweder nicht mehr navigieren oder irgendwas fiel runter. Ständig mussten wir anhalten und etwas vom Boden klauben, während der jeweils andere beide Kleiderstangen festhielt. So schob sich unsere kleine »Zwei-Mann-Karawane« Meter für Meter voran, und wir brauchten für die kurze Strecke eine Dreiviertelstunde. Hinter uns bildete sich trotz der frühen Stunde eine Schlange aus neugierigen Leuten: Dieter und ich, die Rattenfänger von Stuttgart.

Und dann ging der ganze Stress erst richtig los. Weil uns jeder zusätzliche Tag auch zusätzliche Kosten verursacht hätte, mussten wir alles am Veranstaltungstag selbst hinkriegen. Um sieben Uhr früh rückte schon die Firma an, die den Catwalk nach meinen Vorstellungen aufbauen sollte – nach meinem kleinen Auftritt bei der Stadt war die Genehmigung plötzlich nur noch eine reine Formsache gewesen.

Zur gleichen Zeit wie die Handwerker erschienen die zwanzig gebuchten Models und zwölf Anziehhilfen zum »Fitting« – so heißt die Anprobe und das Anpassen der Kleider vor einer Modenschau im Fachjargon. Im Saal sprangen schon die Leute herum, von denen ich die Licht- und Tonanlage geliehen hatte: Für diese mussten zunächst riesige Traversen aufgebaut werden – wir konnten schließlich nicht mit Dübel und Bohrer die Wände des unter Denkmalschutz stehenden Barock-Saales perforieren, um unsere Lampen daran aufzuhängen.

Weil der Laufsteg noch aufgebaut wurde, markierten Dieter, die Choreographin und ich nun mit Klebestreifen auf dem Boden einen vorläufigen »Catwalk« in Originalgröße, auf dem die ersten Proben stattfinden konnten.

Auch draußen vor dem Gebäude war Action angesagt. Hier wurde ein Zelt für das Catering nach der Show aufgebaut – dafür hatte ich extra Köche und Kellner engagiert, die ein opulentes Buffet auffahren sollten. Meine Gäste sollten den Abend mit allen Sinnen genießen.

Gegen Mittag war endlich der Laufsteg fertig, und wir konnten mit den Proben unter »Realbedingungen« beginnen. Die Mannequins, die gerade nicht übten, wurden geschminkt und gestylt. Im Backstageraum hatte sich mittlerweile unser Stargast Margot Werner eingefunden und machte Stimmübungen. Die Chansonsängerin würde die Show mit einem Programm ihrer größten Erfolge eröffnen.

Kurz: Es war alles noch ein einziges Chaos, und ich rannte von einer »Baustelle« zur nächsten. Ich wollte, dass auch wirklich alles genau so umgesetzt wurde, wie ich es mir vorgestellt hatte. Und die Zeit lief ...

»Harald, das ist der absolute Wahnsinn«, sagt Dieter.

Ich bin gerade dabei, einem Model zu helfen, eine Korsage zu schließen.

»Guck mal raus.« Dieter hält mir den Vorhang zur Seite. Draußen herrscht ein Gewusel aus Ü-Wagen, Mikros, Kameras und hin und her eilenden Journalisten. Ich erkenne die Sender-Logos von RTL, von Sat.1, vom ZDF, vom SWF ... Ich bin baff! Wir haben ja nicht mal eine PR-Agentur, sondern haben alle Pressemappen selber rausgeschickt! Dass ich bei meinem Besuch bei der Stadt von »laufender Fernsehkamera« gesprochen hatte, war eigentlich nur ein Bluff gewesen. Aber offensichtlich hat sich die Nachricht, dass ein verrückter Designer das Schloss für seine allererste Show gemietet hat, wie ein Lauffeuer verbreitet. Dieter tippt mir auf die Schulter.

»Und jetzt sieh dir das an. Kannst du zaubern oder so?« Er deutet nach rechts, wo gerade eine weiße Kutsche vorfährt, die von zwei Schimmeln gezogen wird. Davor steht ein weißer Rolls-Royce, aus dem in diesem Moment das Prinzenpaar aussteigt.

»Kneif mich mal. Sonst glaub ich's nicht«, sage ich zu meinem Freund.

Ich wagte einen heimlichen Blick in den Saal. Die Atmosphäre war eine ganz andere als noch vorhin bei den Proben. Er war brechend voll, mir schlugen Stimmengewirr und die Körperwärme von Hunderten von Menschen entgegen. Und, es war nicht zu fassen, im Publikum sah ich tatsächlich einen Gast in Ritterrüstung! Wie in meiner Phantasie! Eben die Kutsche, jetzt das. Es war, als sei jedes Detail meiner Wünsche in Erfüllung gegangen. Die meisten anderen Gäste trugen edle Abendroben, viele mit extravaganten Details wie auffälligem Schmuck, Schleifen im Haar, Fächern oder venezianischen Augenmasken.

Dieter und ich hatten uns nach zahlreichen Diskussionen und vielem Hin- und Herkalkulieren darauf geeinigt, den Preis für die Eintrittskarten mit 300 Mark anzusetzen. Das war zwar ein Spottpreis im Vergleich zu einer Fashion-Show in Paris, aber für die sparbewussten Schwaben immer noch ein Haufen Geld – vor allem, weil wir die absoluten Newcomer waren. Aber ein zu niedriger Preis hätte den Gästen einfach nicht die richtige Wertigkeit vermittelt. Meine Mode repräsentierte Luxus, Überfluss und die Dekadenz des Rokoko. Außerdem hofften wir, über den Eintritt die für unser bescheidenes Budget viel zu hohen Organisationskosten zumindest in Teilen zu decken. Die allerersten Tickets haben Fans unseres Ladens gekauft, die uns unterstützen wollten. Darunter auch Mamas alte Freundin Anita, Tante Katharina und einige Künstler aus dem Renitenztheater. Auf ein ausverkauftes Haus hatte ich aber in keinem Augenblick zu hoffen gewagt – und nun war es so, dass wir noch mindestens hundert Karten mehr hätten loswerden können.

Endlich ging es los! Dieter hielt eine kurze Begrüßungsrede und stellte unser Label vor. Dann betrat Margot Werner die Bühne, es wurde mucksmäuschenstill. Sie trug ein gefühlvolles Medley eigener Stücke und Chanson-Klassiker wie *Je ne regrette rien* vor und bekam dafür rauschenden Applaus. Aber noch bevor der verebbte, setzte das barocke Stück ein, das ich als Entree ausgesucht hatte: Jetzt schritten die ersten Models in ihren prächtigen Roben über den Laufsteg. Ich stand mit Dieter hinter der Bühne und hatte einen Gänsehautschauer nach dem anderen. Das waren meine Kreationen! All diese Leute waren hergekommen, um meine Haute Couture zu sehen! Ich konnte es kaum fassen!

Die Gäste offenbar auch nicht: Die Gesichter der Menschen sahen aus wie die von Kindern vor dem Weihnachtsbaum. Viele

saßen mit vor Staunen offenem Mund da. Andere lächelten breit, während meine märchenhaften Modelle vorbeischwebten. Es war fast wie in dem Traum, den ich vor Jahren gehabt hatte. Sogar brausenden Zwischenapplaus gab es, sonst eine Rarität bei Modenschauen.

Zum Schluss standen die Leute sogar auf vor Begeisterung. Normalerweise ist das der Moment, in dem der Designer flankiert von seinen Models den Laufsteg betritt. Stattdessen rauschte ich im Louis-XIV.-Outfit mit Brokat und Rüschchen auf die Bühne. Am Arm führte ich meine »Mätresse«, eines der Models, das die Rolle der Sängerin übernahm und mit mir den taufrischen *Pompöös*-Rap zum Besten gab. Zur Sicherheit allerdings mit Vollplayback. Das war ein Heidenspaß. Das Publikum geriet nun komplett außer Rand und Band und fing tatsächlich an zu tanzen ... Ich bin sicher, das hatte es im Neuen Schloss noch nie gegeben.

Nach der Show wurden wir von der Presse bestürmt und mussten unzählige Interviews absolvieren. Die Journalisten gaben sich in der Backstage die Klinke in die Hand und wollten alles über dieses mysteriöse neue *Pompöös*-Label wissen. Währenddessen wurden draußen im Publikum Meinungen zur Show gesammelt, ich habe die Sendungen später alle im Fernsehen gesehen. Es gab viele Leute, die mich mit berühmten italienischen und französischen Modemachern verglichen, und einige fanden, die Performance hätte etwas von einem Happening des surrealistischen Künstlers Salvador Dalí. Natürlich wurde auch das Prinzenpaar ins Visier der Kameras genommen – ganz, wie ich es auf dem Amt prophezeit hatte. Allerdings sagte Brigitta von Preußen zum Glück nicht, dass sie nichts gesehen hätte, wie ich es auf dem Amt schwarzgemalt hatte. Stattdessen schwärmte sie mit leuchtenden Augen: »Es war ganz wunderbar. Ich dachte tatsächlich, in Paris oder New York zu sein.«

Dieter und ich saßen nach dem Event noch lange mit unseren Gästen draußen in der lauen Sommernacht. Als wir im Morgengrauen todmüde ins Bett fielen, schwirrte mir der Kopf vor lauter unglaublichen Eindrücken. Doch statt mich wenigstens einmal eine Nacht auf den Lorbeeren auszuruhen, war ich schon wieder mit den Gedanken Lichtjahre voraus. Ich sagte zu Dieter:

»Das war schon mal gut. Aber das geht noch besser. Nächstes Mal machen wir das Ganze noch größer und mit internationalen Stargästen. Mit Weltstars. Im ganz großen Stil. Hörst du?«

Keine Antwort.

»Dieter?« Ich beugte mich nach links und sah meinen Freund leise schlafen. Er hatte mich nicht gehört – aber meine Engel. Das konnte ich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht ahnen.

GINA, CHAKA, GRACE

Unser Fest im Schloss hallte noch eine Weile nach. Etliche Sender berichteten über uns, alle Zeitungen brachten etwas über Pompöös und das »rauschende Fest auf dem Schloss«.

Nur unsere heimliche Hoffnung erfüllte sich leider nicht: Wir hatten darauf gesetzt, dass sich durch eine überzeugende Haute-Couture-Show ein starker Geschäftspartner finden würde. Einer, der gemeinsam mit uns meine Mode produzierte. Eine Firma, die das Know-how und die Logistik hatte, um Pompöös vom Geheimtipp zu einem großen Label zu machen. Wir brauchten dringend Möglichkeiten zur Distribution.

Im Moment hatten wir den berühmten *Enfant-terrible*-Status. Die Leute mochten uns, schienen aber zu denken: Toll, da sind zwei Verrückte in Stuttgart, die machen Happenings und ganz schrilles Zeug. Dass wir das nicht allein zu unserem Vergnügen taten, sondern Pompöös auch ganz gern verkaufen würden, kam dagegen noch nicht so glasklar rüber. Wie sollte es auch, wenn man unsere Sachen fast nirgendwo bekommen konnte? Unsere Mode gab es ja nach wie vor nur in unserem kleinen Showroom in der Eberhardstraße in Stuttgart. Doch früher oder später musste sich die Show rentieren, sonst wäre es das mit Pompöös gewesen, bevor es überhaupt richtig angefangen hatte. Die Show hatte ein Riesenloch in das bescheidene finanzielle Polster gerissen, das wir uns seit Geschäftseröffnung geschaffen hatten.

Ein gutes halbes Jahr nach unserer großen Modenschau im Schloss kaufte ich mir wie gewöhnlich im internationalen Zeitschriftenladen am Bahnhof die neuesten Ausgaben der wichtigsten Modejournale: *Vogue*, *Donna*, *Harper's Bazaar*, *Le Figaro* und wie sie

alle heißen. Als ich sie diesmal durchblättert, hatte ich ein Déjà-vu nach dem anderen. Vivienne Westwood hatte in Paris ihre Prêt-à-porter fürs nächste Frühjahr präsentiert. Das ist an sich noch nichts Besonderes, das macht Frau Westwood öfter. Höhepunkt der Show war allerdings Naomi Campbell in einem goldenen Rokoko-Kleid. Einem Kleid, das – was für ein Zufall – nahezu eins zu eins aussah wie eines meiner Modelle. Was hat sie wohl dazu inspiriert? Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Doch Dieter und ich beschäftigten uns eigentlich mit ganz anderen Dingen. Wir mussten dringend dafür sorgen, dass Geld einging. Da kam es uns ganz gelegen, dass unsere eigentlich bloß als Gag geplante Gesangseinlage völlig unerwartet Früchte trug. Ich wurde als »der rappende Rokoko-Modeschöpfer« in alle möglichen Fernsehshows eingeladen: in den ZDF-*Fernsehgarten*, zu Thomas Koschwitz und zu Harald Schmidt.

Bei Harald Schmidt war ich zu Gast mit Grace Jones. Wow! Was für eine Frau! Sie sprüht wie ein Vulkan. Grace war sofort begeistert von mir und wollte ganz genau wissen, wer ich sei und was ich mache. Sie lud mich in ihre Garderobe ein und bot mir Austern und Champagner an. Ich fühle heute noch die Energie dieser aufregenden und im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubenden Frau.

Unsere CD *Pompöös is my life* schaffte es in einer Woche sogar auf den ersten Platz der Radio-Charts und wurde in einige Compilations aufgenommen. Viel verdienten wir daran nicht, aber es machte mir Spaß und ich nutzte die Gelegenheit natürlich, meine Mode vorzustellen – schließlich hatte ich immer ein Model dabei, das die Rolle der Sängerin übernahm. Und dann geschah sowieso etwas viel Besseres.

Ich fertige gerade einige ergänzende Skizzen zu neuen Modellen an, als das Telefon im Laden klingelt. Die Vorbereitungen für die nächste Show laufen bereits auf Hochtouren, und meine Schneiderinnen nähern sich die Finger wund. Es ist zwar noch ein knappes halbes Jahr hin, aber gut Ding will Weile haben. Das Telefon steht direkt neben mir auf dem Tisch und bimmelt nun schon zum vierten Mal, doch ich will mich jetzt nicht in meinem kreativen Fluss stören lassen.

»Dieter, kannst du bitte mal rangehen?«, rufe ich, aber Dieter ist schon dran. Nach der Begrüßung ist er ganz still.

»Ach, das ist ja ein Ding«, höre ich ihn nach einer Weile sagen. »Ja, einen Augenblick bitte. Ich hol mir nur gerade einen Kugelschreiber.«

Er geht zur Kasse und kommt mit Zettel und Stift zurück. Auf den Zettel kritzelt er eine ellenlange Nummer, die mit 0039 anfängt. 0039. Ich grübele. Welches Land ist das noch mal? Österreich? Spanien? Plötzlich bin ich gespannt wie ein Flitzebogen. Nachdem er aufgelegt hat, sagt er zu mir:

»Harald, weißt du, was das hier ist?« Er tippt ein paar Mal mit dem Zeigefinger auf den Zettel. »Das rätst du nie.« Ich habe keinen blassen Schimmer.

»Nun sag es schon!«

Dieter wedelt mit der Hand. »Das ist die persönliche Nummer von Gina Lollobrigida in Rom.«

»Alles klar, Dieter – und ich bin der Kaiser von China.«

Doch Dieter beharrt. »Es stimmt. Frau Lollobrigida möchte dich gerne kennenlernen.«

Und dann erzählte er eine Geschichte, von der ich nur den Anfang kannte. In der Woche zuvor war ich bei der *RTL Nachtschau* von Thomas Koschwitz in Köln gewesen. Bei solchen Shows bekommt

jeder Gast eine eigene Garderobe, und man muss schon Stunden vor der Sendung erscheinen. Damit einem die Wartezeit bis zur Showtime nicht zu lang wird, schneit dann jeden Augenblick ein Betreuer herein, der den Job hat, den Gästen jeden Wunsch von den Augen abzulesen und ständig neue Getränke, Schnittchen und Süßigkeiten aufzutischen. Ich hatte neben dem Kleid für meine »Sängerin« ein paar Couture-Modelle mitgebracht, die ich in meiner Garderobe auf einen Kleiderständer gehängt hatte. Während ich mit dem *Pompöös*-Song auftrat, sollten einige Kölner Models die Kleider präsentieren.

Meine persönliche Betreuerin war eine Studentin, die sich beim Sender etwas dazuverdiente – und sie war sofort hin und weg. Sie kriegte sich gar nicht mehr ein, so sehr schwärmte sie von meinen Kreationen. Und mich schien sie auch zu mögen. Ich habe mich natürlich sehr darüber gefreut, aber nicht weiter darüber nachgedacht.

Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nicht ahnen, dass in der gleichen Show eine Woche später Hollywood-Diva Gina Lollobrigida eingeladen sein würde. Und nun geschah einer der Zufälle, die meiner Meinung nach gar keine Zufälle sein können, sondern vielmehr Fügungen des Schicksals: Frau Lollobrigida hatte die gleiche Betreuerin wie ich. Das Mädchen schäumte ganz offensichtlich immer noch über vor Begeisterung für meine Mode und hatte der Schauspielerin dann auch gleich die Aufzeichnung der Sendung mit meinem Auftritt gezeigt. Das muss »La Lollo« so neugierig gemacht haben, dass die schließlich sagte: »Diesen jungen Mann will ich kennenlernen.« Es lohnte sich also doch immer, freundlich zu sein!

Ich verlor keine Zeit: Ich rief sofort in Rom an. Ich wählte die Nummer. Es ertönte ein tiefes, fremdes »tuut – tuut – tuut«, dann

ein Knacken in der Leitung und am anderen Ende ein angenehm melodisches »*Pronto!*«. Ich erwiderte nervös: »Hier ist Harald Glöckler. Der Designer aus Stuttgart. Ich würde gerne Gina Lollobrigida sprechen.«

Dann kam mit einer kraftvollen, energischen Stimme: »How are you? It's me, Gina.«

Ich bekam eine Gänsehaut. Ich sprach hier wirklich mit Gina Lollobrigida! Die großen Filmdiven der Fünfziger und Sechziger hatten mich schon immer fasziniert.

Was sie sagte, sagte sie nicht einfach so dahin. Jedes Wort hatte seine Bedeutung. Es war bezaubernd, wie leidenschaftlich sie sich ausdrückte. Ich war ganz aufgeregt – Gina Nazionale, La Lollo, direkt am Apparat! Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte ihr, ich würde sie liebend gerne zu meiner nächsten Haute-Couture-Show einladen.

Ich kam gar nicht dazu, noch irgendwelche Details zu erwähnen, sie sagte ohne jedes Zögern:

»Ich komme!«

Von einer Sekunde auf die nächste hatte ich den ersten internationalen Stargast – und was für einen. Glauben würde ich das zwar erst, wenn Gina Lollobrigida mir in Fleisch und Blut gegenüberstand, aber viel Zeit, darüber nachzudenken, hatte ich ohnehin nicht, denn der Stress hatte mich wieder voll im Griff.

Ein paar Tage nach dem Telefonat mit Gina Lollobrigida meldete sich Günther Vossen, ein TV-Journalist, der für den Südwestfunk arbeitete und in der Nähe von Mannheim lebte. Er hatte die erste Show im Schloss aufgezeichnet, und seitdem hatte sich eine Freundschaft zwischen uns entwickelt. Er schaute immer im Laden vorbei, wenn im Theater nebenan eine Premiere war. Als er anrief, dachte ich zunächst, er wolle seinen nächsten Besuch ankündigen.

Darum überraschte es mich, dass er mich direkt nach der Begrüßung fragte:

»Harald, kennst du Chaka Khan?«

»Was für eine Frage!«, rief ich und fing gleich an zu singen. »*Ain't Nobody ... Loves Me Better ...*« Natürlich kannte ich die große amerikanische Soulsängerin. Wie ging noch mal der andere Hit? Ach richtig! Ich sang weiter. »*I'm Every Woman ...*«

Günther unterbrach mich: »Das glaub ich dir aufs Wort, aber darf ich deine Darbietung kurz unterbrechen? Es ist natürlich etwas kurzfristig, aber hättet ihr zwei, Dieter und du, Zeit, heute Abend zu mir nach Weißenheim zum Essen zu kommen, Dieter und du – meine Freundin und ich würden was Schönes kochen.«

Jetzt war ich etwas verwirrt und fragte: »Ein schönes Dinner ist immer toll, aber was hat Chaka Khan damit zu tun?«

Günther lachte. »Chaka ist meine Freundin. Und sie möchte euch unbedingt kennenlernen, ich hab ihr jede Menge von euch erzählt.«

Wir sitzen in der Veranda von Günthers altem Bauernhaus auf filigranen Gartenmöbeln aus Metall mit Blick auf den Garten mit seinen riesigen, altherwürdigen Bäumen. Die Blätter färben sich schon an einzelnen Stellen bunt. Draußen neigt sich ein goldener Oktobertag seinem Ende zu, drinnen schlemmen wir »Hühnchen à la Chaka«, das sie mit Günthers Assistenz gekocht hat. Die Soul-diva sieht genauso aus, wie ich sie aus ihren Videos in Erinnerung habe, nein, eigentlich noch viel besser: eine kleine Frau mit tollen Kurven und wallender Mähne, unvergleichlich herzlicher Ausstrahlung und einem Gesicht wie ein Engel. Sie ist ein Engel.

»Harald, du machst so tolle Sachen! Günther hat mir ganz viel gezeigt. Ich kann gar nicht erwarten, die Sachen selber zu sehen«,

sagt sie mit ihrer dunklen Stimme und in erstaunlich flüssigem Deutsch.

»Warte!«, antworte ich und suche in meiner riesigen Tasche nach meinem Notizbuch mit Ideen und Skizzen und einem Umschlag mit Fotos, die ich ihr zeigen möchte. Und ich suche. Und suche. Diese Tasche ist ein einziges schwarzes Loch! Am Tisch wird es ganz still.

Nach ein paar Minuten sagt Chaka zu Dieter: »Genauso ist das auch in meiner Tasche. Ich finde nie was!«

Wir brechen alle in Gelächter aus. Doch ich stocke, als ich im Augenwinkel wahrnehme, wie sich im Garten etwas bewegt. Ich drehe mich um und sehe einen weißen Pfau. Chaka Khan folgt meinem Blick und sagt:

»Magst du unseren Pfau? Dann hab ich was für dich. Das wird dir gefallen.« Sie steht vom Tisch auf, verschwindet im Nebenzimmer und kommt mit zwei weißen Pfauenfedern zurück.

Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich noch lachen soll oder weinen muss.

Chaka Khan hatte keine Ahnung, dass meine Mutter Pfauenfedern so sehr liebte – woher auch? Konnte denn so etwas Zufall sein? Ich wollte einfach nur aufstehen und sie an mich drücken – und genau das habe ich auch getan. Chaka Khan erschrak natürlich erst einmal über meine Reaktion und glaubte, ich hinge wie manche Leute dem Aberglauben an, dass Pfauenfedern Unglück bringen.

»Harald, denkst du etwa, das bedeutet was Schlechtes? In Indien sind Pfauenfedern Glücksbringer!«

Ich schüttelte den Kopf und erklärte, warum ich so ergriffen war. Jetzt war sie es, die mich an sich drückte. Es kam mir vor, als würden sich in dem Moment unsere Herzen vereinigen. So, als

würden wir genau jetzt eine lebenslange Freundschaft besiegeln. Dann hatte ich einen Einfall.

»Weißt du was, Chaka? Du musst bei unserer nächsten Pompöös-Show modeln.«

Jetzt fing sie wieder an zu lachen und konnte gar nicht mehr aufhören: »Ich? Ich singe gern für dich, aber modeln?« Sie machte eine kurze Pause und schien zu überlegen.

Ich sagte: »Ich mache dir ein eigenes Kleid. Ein echtes Prinzessin-Chaka-Kleid!«

Nun schaute sich mich mit Funkeln in den Augen an.

»Wenn das so ist«, sagte sie, »spiele ich gern Model für dich!«

Einige Wochen nach unserem Dinner mit Chaka und Günther wurde in der Stuttgarter Schleyer-Halle *Aida* aufgeführt. Dieter und ich sind große Opern-Fans und hatten uns schon früh im Vorverkauf Logenkarten besorgt. Aber es gab noch einen Grund für unseren Besuch.

Nach den Zusagen von Gina Lollobrigida und Chaka Khan hegte ich insgeheim die Hoffnung, dass ich den Superstar des Abends, die Sopranistin Grace Bumbry, für meine Show gewinnen könnte. Die Amerikanerin Bumbry war schon in den Sechzigerjahren als »Schwarze Venus von Bayreuth« berühmt geworden, als sie die Venus in Richard Wagners *Tannhäuser* gesungen hatte – und war seitdem eine *der* großen Diven in der Opernwelt und galt als überaus exzentrisch.

Ich hatte der Wahl-Schweizerin auf gut Glück einen riesigen Strauß weiße Rosen und die Pompöös-Pressemappe von unserer ersten Modenschau ins Hotel schicken lassen. Auf der Mappe war das Bild von einem Model und mir zu sehen, beide im Rokoko-Outfit in Menuett-Pose. Als ich mich am Abend im Bad fertig machte, sagte ich zu der kleinen goldenen Engelsfigur, die bei mir

auf der Badezimmerkonsole stand: »Wenn ihr das mit Mrs. Bumbry bitte auch noch für mich arrangieren würdet? Das mit Gina Lollobrigida und Chaka Khan hat doch auch problemlos geklappt.«

Doch es sah nicht so aus, als sei ich erhört worden. Von Frau Bumbry kam keine Reaktion. Aber ich bin nicht der Typ, der auf halber Strecke aufgibt. NEVER GIVE UP ist mein Motto.

Dieter und ich teilten uns die Loge unter anderem mit einem schüchternen blonden Mädchen, das zwar höflich lächelte, aber vor Aufführungsbeginn und in der Pause kein Wort herausbrachte. Erst als nach dem letzten Vorhang der Applaus abebbte und ich gerade überlegte, wie ich an Frau Bumbry rankam, trat unsere Logennachbarin plötzlich auf uns zu.

»Entschuldigung«, sagte sie zu mir. »Ich habe ein kleines Problem, vielleicht können Sie mir helfen! Ich bin eine Gesangsschülerin von Frau Bumbry, und sie hat mich gebeten, nach der Aufführung zu ihr zu kommen. Aber ich habe keine Ahnung, wie ich das machen soll.« Ich schickte ein Dankgebet zum Himmel!

Wie sie darauf kam, dass von den gut zehntausend Besuchern des Abends ausgerechnet ich genau derjenige war, der ihr Zugang zum Backstagebereich verschaffen könnte, war mir nicht ganz klar. Vermutlich lag das an meiner Ausstrahlung oder an meinem wie immer extravaganteren Outfit: Ich trug meinen Lieblings-Barockmantel mit eingestickten goldenen Lilien, viel Schmuck und eine riesige Sonnenbrille. Vielleicht kannte mich das Mädchen aber auch aus dem Fernsehen oder einem Zeitungsartikel. Woran es auch immer lag, ich wusste, das war meine Chance! Ich sagte zu der jungen Frau: »Kein Problem, das kriegen wir hin. Kommen Sie nur mit.«

Mit Dieter und unserer neuen Freundin im Schlepptau bahnte ich uns nun einen Weg durch die aus der Halle herausströmende

Menge in Richtung der Security-Leute. An jeder der zwei Türen, die hinter die Bühne führten, standen jeweils zwei Furcht einflößende Kerle vom Format meines Kleiderschranks. Sie trugen einen Funkknopf im Ohr und den Gesichtsausdruck eines kampfbereiten Pitbulls. Die einzigen Leute, die von diesen Wachhunden durchgelassen wurden, hatten gut sichtbar riesige, in Plastik eingeschweißte Backstage-Ausweise um den Hals hängen.

Logischerweise besaß keiner von uns dreien so ein Sesam-öffnendich-Utensil. Ich ging nun zielstrebig und ohne zu zögern auf den Backstageeingang zu. »Guten Abend«, fing ich an. »Mrs. Bumbry erwartet uns. Wären Sie so freundlich, uns zu unserer Verabredung zu bringen?«, erklärte ich dem Sicherheits-Mann so selbstverständlich wie möglich. Und das Wunder geschah: Er nickte und ließ uns nicht nur ein, er öffnete uns sogar die Tür. Dann brachte er uns durch ein wahres Gänge-Labyrinth bis zur Garderobe der Opernsängerin. »Mrs. Bumbry, Sie haben Besuch«, sagte er und verabschiedete sich von uns mit einem devoten angedeuteten Diener.

Die Diva war gerade dabei, ihre Haare auszubürsten. Aber als sie uns sah, breitete sie sofort ihre üppigen Arme aus und streckte uns ihr enormes Dekolletee entgegen. Voller Begeisterung und mit ihrem starken amerikanischen Akzent rief sie: »Willkommen! Ich erkenne Sie! Sie sind die junge Mann, die mir die wunderbare Blumen geschickt hat! Ich habe die Foto gesehen. Wie *for heaven's sake* haben Sie es geschafft, hier hereinzukommen? Gestern haben die meine Tenor zusammengeschlagen, weil er nicht so eine Plakette hatte. Der Arme wollte nur in seine Garderobe.« Sie lachte und drückte ihre schüchterne Schülerin an sich. »Und meine fleißige Isabell haben Sie auch gleich mitgebracht.«

Grace Bumbry und ich, das war Liebe auf den ersten Blick. Ich bewunderte ihre Meisterschaft als Sängerin, aber aus nächster

Nähe beeindruckte sie mich noch mehr. Ihre Art, mit dramatischen Gesten zu sprechen, ihre starke Aura, die schon einen Meter vor ihr überall ankam. Wir beglückwünschten sie zu ihrem großartigen Auftritt, und nach ein paar Minuten waren wir in ein lebhaftes Gespräch über Oper, Kunst und Mode vertieft, das leider nach einer halben Stunde von Bumbrys Manager jäh beendet wurde. Der kam herein und verkündete, das Taxi zum Hotel stehe bereit.

Doch sehr traurig war ich nicht, denn als wir die Hanns-Martin-Schleyer-Halle wieder verließen, hatten wir eine persönliche Einladung für den nächsten Nachmittag zum Champagnertrinken in der Tasche – im Interconti, denn dort war Grace Bumbry abgestiegen.

Ich war wegen der Erfolge der letzten Zeit schon ganz siegessicher, als ich sie am nächsten Tag fragte, ob sie nicht Lust hätte, vor meiner nächsten großen Show zu singen. Doch Grace Bumbry winkte ab.

»Harald, Sie machen bestimmt eine tolle Modenschau, aber ich bin nicht wie viele mein Kolleginnen. Ich singe nur in der Oper.«

»Wie Sie meinen«, sagte ich. Doch im Stillen dachte ich: Das werden wir schon noch sehen. Dann trank ich einen Schluck Champagner auf Gina Lollobrigida und Chaka Khan.

Grace hatte mir bei unserer Verabschiedung ihre Privatnummer in der Schweiz gegeben, und wir haben danach eine richtige Telefonfreundschaft gepflegt. Das war immer sehr witzig, denn am Telefon war sie genauso aufgedreht und lustig wie in Wirklichkeit. Wenn ich anrief, sagte Grace schon mal Sachen wie: »Oh, Harald, du bist es. Ich bin gerade in die Schlafzimmer, warte eine Moment, ich muss erst ins Büro.« Ihre Villa schien groß zu sein.

Ich versuchte sie natürlich bei jedem Gespräch mit sanfter Überredungskunst zu überzeugen, bei mir zu singen, aber mit diesem Wunsch biss ich weiterhin auf Granit. Sie beharrte darauf,

dass das nichts für sie sei – aber immerhin anschauen wollte sie sich unsere Show gerne. Ich tröstete mich: Eine Operndiva im Publikum war ja auch schon mal etwas wert.

Dieses Mal sollte alles noch eine Nummer größer als im Weißen Saal im Schloss sein – und mindestens genauso beeindruckend. Wir hatten uns schon bald nach dem Event im Schloss die »Alte Stuttgarter Reithalle« im Hotel Maritim als nächsten Veranstaltungsort ausgesucht. Diese Halle war ein außergewöhnlicher großer Saal mit hohem Dach, das auf einer hübschen Stahlkonstruktion wie zu Zeiten von Jules Verne ruhte. Es gab umlaufende Emporen wie in einem alten englischen Theater – perfekt für die Presse, um auch Fotos von oben zu schießen oder alles aus der Vogelperspektive zu filmen. Auch aus diesem Grund hatten wir uns einen überdimensionierten Laufsteg bestellt, der fünf Meter breit und dreißig Meter lang sein sollte – das ist deutlich größer als normal. Bei dieser Show wollten wir die Tickets außerdem nicht einheitlich für 300 Mark verkaufen, sondern die Preise staffeln. Ein Sitzplatz in den vorderen Reihen sollte 1000 Mark kosten, weiter hinten wurde es günstiger. Wir hatten zwar immer noch keinen Distributionspartner, aber der Bekanntheitsgrad von Pompöös war seit der ersten Show dennoch deutlich gestiegen – wäre doch gelacht, wenn wir die Karten nicht verkauft bekämen.

Für den großen Abend ließen wir ein ca. zehn Meter großes Poster für die Hotelfassade anfertigen, die unseren Schriftzug, das Logo sowie Dieter und mich im Barock-Outfit zeigte. Außerdem sollte es große Plakate mit den Stars des Abends geben, mit denen wir die ganze Stadt zukleistern wollten. Jeder sollte von unserer Show erfahren.

Genau einen Tag bevor wir die Plakate für unsere Veranstaltung in Druck geben wollten, meldete sich Grace überraschend noch

einmal. »Weißt du, Harald, ich habe nachgedacht. Du bist so eine nette junge Mann und du machst so schöne Sachen. Ich habe mir überlegt, wenn ich sowieso bei deine Fashion-Show bin, dann kann ich auch singen für dich. Also, wenn du willst, natürlich nur.«

Ich machte einen leisen Luftsprung. Ich hatte es doch von Anfang an gewusst! Ein paar Minuten später sagte ich zu Dieter:

»Wir müssen in der Druckerei anrufen – es gibt eine wichtige Änderung fürs Plakat. Wir haben noch einen weiteren internationalen Stargast.«

Am Tag der Show ärgerten wir uns ein bisschen. Wahrscheinlich hätten wir für die besten Plätze vorn noch mehr als die 1000 Mark nehmen können, alle Karten waren innerhalb von wenigen Tagen ausverkauft. Insgesamt hatten sich siebenhundert Gäste angemeldet – das waren genauso viele, wie in die Halle passten.

Schon am Mittag waren über zwanzig Fernsehteams angereist, dazu mehr als sechzig Fotografen. Doch irgendetwas stimmte mit der Stimmung unter den Presseleuten nicht. Da war zwar Überschwang und Freundlichkeit wie im letzten Jahr, aber darunter mischte sich auch ein Ton der Disharmonie. Einige Pressevertreter schienen die Messer zu wetzen. Bereit, Dieter und mich zu schlachten und mit Hämme zu überschütten, falls irgendwas schiefgehen sollte. Dieter hatte mir berichtet, wie er eine halbe Stunde vor Veranstaltungsbeginn zwei Fotografen tuscheln gehört hatte, als er sich im WC im Foyer des Maritim die Hände wusch.

Der eine hatte gesagt: »Die Lollobrigida kommt nie im Leben. Was soll die denn hier in Stuttgart?«

Und der andere meinte: »Ja, das wird ziemlich peinlich für die Jungs.«

In einer Lokalzeitung hatte in einer Ankündigung unserer Show am Vortag gestanden: »... *angeblich* haben sich hochkarätige Stars

wie Gina Lollobrigida, Grace Bumbry und Chaka Khan angesagt. Ob sich von diesen anspruchsvollen Damen wirklich eine in unsere Breiten wagt oder ob es sich um einen Werbegag der Firma Pom-pöös handelt, bleibt abzuwarten.«

Das ist typisch für Deutschland. Wer sich von der Masse abhebt, wird immer erst argwöhnisch beobachtet, Erfolg wird niemandem gegönnt. Anders als in Ländern wie den USA erkennt man es nicht an, wenn jemand den Aufstieg aus eigener Kraft schafft. Es ist nicht nur so, dass in Deutschland der Prophet im eigenen Lande wenig gilt, hierzulande muss man obendrein noch von irgendeiner anerkannten Koryphäe »entdeckt« werden – aber wen hätte es da schon gegeben, der mich und meine Mode in Deutschland hätte »entdecken« können? Wenn man im Ausland nicht erfolgreich ist, zählt das nicht. Der Prophet gilt eben sprichwörtlich nichts im eigenen Land.

Dazu kam, dass mir im »Schwabenländle« noch viel mehr Gegenwind entgegenwehte, als das in Berlin, München oder Düsseldorf der Fall gewesen wäre. Doch ich wäre nicht ich, würde ich mich von überheblichem Gehabe entmutigen lassen. Ich wusste von Anfang an, was ich kann – und dass ich nur meinem Stern folgen musste.

Wir hatten natürlich einen roten Teppich vor den Eingang legen lassen, um unsere Stars zu empfangen. Und als nun tatsächlich Gina Lollobrigida aus der eigens gemieteten Limousine stieg, geriet die Menge komplett aus dem Häuschen. Es gab einen Tumult, die Fotografen klumpten auf der Jagd nach dem besten Bild in einer dicken Traube um uns herum zusammen. Als sie zurückwichen, während Gina, Dieter und ich uns den Weg durch die Menge in den Saal bahnten, fielen auf beiden Seiten Tische um und Porzellan ging zu Bruch. Dieser wundervolle Augenblick, mit Gina und

Dieter über den roten Teppich zu schreiten, ist mir ins Gedächtnis eingebrannt. Weil es einer dieser Momente war, in denen man begreift, dass alles möglich ist, wenn man nur den Mut hat, etwas zu bewegen.

Unsere Show im Neuen Schloss hatte sich ja schon als außergewöhnlicher Erfolg entpuppt, mit dem eigentlich niemand gerechnet hatte – niemand, außer ich selbst. Aber der Abend in der Reithalle überstrahlte das von Anfang an mit Leichtigkeit.

Gina Lollobrigida eröffnete im Blitzlichtgewitter den Abend mit einer kleinen Rede. Das war etwas heikel, weil die große Diva auf diese Weise die nächste große Diva ankündigen musste: Grace Bumbry. Die betrat in ihrem tief dekolletierten Abendkleid direkt nach »La Lollo« die Bühne und sang ganz phantastisch eine Zusammenstellung von Gospels. Da konnte das Blitzlichtgewitter gleich weitergehen. Ich hatte mir die Sache mit den Gospel-Songs ausgedacht, weil das etwas war, was man vom Opernstar Bumbry nicht im ersten Moment erwartete. Je mehr Überraschungseffekte das Publikum an diesem Abend erlebte, umso besser.

Bei der Show im Neuen Schloss hatte ich sehr viel vom Rokoko inspirierte Haute Couture gezeigt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Die voluminösen Roben, die an vergangene Epochen erinnerten und die ich so liebte, gab es diesmal natürlich ebenfalls, allerdings mischte ich die Stile stärker. Ich schickte die Models vermehrt in phantasievollen moderneren Modellen auf den Laufsteg: in kurzen, figurbetonen Kleidern mit verspielten Details wie Bordüren oder großen aufgestellten Kragen. Die Roben hoben augenscheinlich die Schönheit der Frauen hervor, sie mutierten zu Prinzessinnen. Die Leute sollten zudem wissen, dass meine Bandbreite sich nicht in nur einem Stil erschöpft.

Dazu hatte ich immer die jeweils passende Musik ausgesucht. Ich begann mit der *Carmina Burana*, danach folgte Michael

Jackson – Kontraste, Brüche und unerwartete Kombinationen halten nicht nur die Mode lebendig, sondern machen auch so einen Abend zum Erlebnis. Ich erlaube mir grundsätzlich erst mal alles, bloß nicht eines: langweilig zu sein.

Langweilig wurde es mit drei Diven auch nicht in der Backstage – die aus einem einzigen großen Raum bestand. Ich hatte versucht, Grace, Gina und Chaka mit ihrem jeweiligen Schminktisch so weit wie möglich voneinander entfernt zu platzieren, damit sie sich bloß nicht in die Quere kamen. Dazwischen zogen sich die Models um und bildeten so eine lebendige Pufferzone. Dieter und ich rannten die meiste Zeit zwischen allen drei Damen hin und her – mit Getränken und Komplimenten –, um jeder einzelnen das Gefühl zu geben, die Königin des Abends zu sein. Nicht auszudenken, wenn sich eine der drei zurückgesetzt gefühlt und eine Szene gemacht hätte! Dann hätte die Presse ihre Negativstory gehabt. Aber wir schafften den Spagat, und unsere Stars fühlten sich wohl und auf Händen getragen.

Nach der Show stürzten sich die Journalisten natürlich zuallererst auf Gina.

»Frau Lollobrigida, wie hat Ihnen die Show gefallen?«, wollte ein Interviewer vom Fernsehen wissen.

Sie antwortete mit einem breiten Lächeln. »Es war ganz wunderbar. Ich habe noch nie eine so wilde Show gesehen. Harald Glööckler macht die Frauen sexy, aber niemals vulgär – das finde ich toll.«

Statt diese Aussage nun aber als das anzuerkennen, was sie war – nämlich ein aufrichtiges Lob meiner Arbeit –, stichelte der Fernsehmann: »Aber mit einer Haute-Couture-Schau in Paris ist das hier doch trotzdem nicht vergleichbar, oder?«

Darauf die Lollobrigida: »Aber unbedingt ist das vergleichbar. Ich sage Ihnen auch, was das Ergebnis des Vergleiches ist: Das hier ist noch viel besser als die langweiligen Sachen aus Paris!«

Selbst damit gab sich der Journalist nicht zufrieden. Sein Ziel war es wohl, einen Verriss über uns zu liefern. Also pöbelte er weiter.

»Jetzt seien Sie doch mal ehrlich, Frau Lollobrigida. Das kann doch nicht Ihr Ernst sein.«

Daraufhin flippte Gina aus und stutzte den Blödmann zurecht.

»Wollen Sie mir unterstellen, ich wüsste nicht, was ich sage? Wenn ich sage, es ist toll, dann ist es toll. Belästigen Sie jemand anders mit Ihrer Stümperei!«

Und so rauschte sie von dannen.

Nach der Show gab es ein Dinner für die Stars und Gäste. Alle rissen sich darum, mit Gina Lollobrigida, Grace Bumbry, Chaka Khan und mir an einem Tisch zu sitzen. Oder wenigstens in der Nähe. Wir hatten zudem einen weiteren internationalen Stargast unerwartet zu unserer Show bekommen. Der berühmte italienische Sänger Zucchero. Er gab ein Konzert in Stuttgart, wohnte im Hotel und erschien einfach zur Show. Die Italiener lieben eben Mode! Auch er amüsierte sich prächtig.

MR. X

Unsere Shows waren Spektakel, und sie blieben nicht ohne Resonanz. Die Zeitungen brachten nicht nur unmittelbar danach große Storys. Alle naselang erschienen von nun an größere und kleinere Artikel in Zeitungen und Magazinen. Fernsehtams kamen in unseren Laden, der sich in einen Showroom verwandelt hatte. Ich war gern gesehener Gast in Talkshows, und das Star-Magazin *RTL Exclusiv* begleitete uns seit der ersten Stunde.

Auch das Geschäft lief wunderbar. Zu uns kamen Menschen wie du und ich, die sich mal etwas Besonderes gönnen wollten, doch meine Mode erfreute sich auch größter Beliebtheit bei Adligen. Dass jemand »blaublütig« ist, sieht man natürlich nicht auf den ersten Blick, aber es kam ziemlich oft vor, dass ich an der Kasse eine Kreditkarte in die Hand gedrückt bekommen habe, auf der ein Titel wie »Prinzessin«, »Fürstin« oder »Herzogin« stand.

Bald war klar, dass wir ohne Probleme noch viel mehr hätten verkaufen können, aber wir kamen mit dem Produzieren nicht hinterher. Weil die Kapazitäten der Top-Schneiderateliers in Stuttgart langsam erschöpft waren, fuhr ich zum Teil mehr als hundert Kilometer weit nach Mannheim. Und wir hatten vor allem viel zu wenig Platz. Das musste sich ändern. Wir brauchten einen größeren Showroom und die Möglichkeit, mehr in kürzerer Zeit herzustellen. Außerdem mussten wir dafür sorgen, dass wir die Ware auch unter die Leute bringen konnten. Ich träumte von exklusiven Filialen in allen größeren Städten oder zumindest fürs Erste von einer Kooperation mit einer gehobenen Kaufhauskette. Die »pom-pööse« Show hatte ein weiteres Loch in unsere Finanzen gerissen – die Einnahmen aus dem Laden standen dazu in keinem Verhältnis. Aber irgendwie widerstrebte mir die Vorstellung, Klinken zu

putzen und nach einem Investor zu suchen. »Könnt ihr euch da bitte drum kümmern?«, bat ich eines Abends meine Engel und vergaß die Sache dann auch gleich wieder.

Ein Freund von uns war Rechtsanwalt, und ihm legten wir von Anfang an jeden einzelnen unserer Verträge vor. Ganz egal, ob wir mit einem Lieferanten, einer Schneiderin oder sonst wem zu tun hatten. »Sicher ist sicher«, sagte Dieter immer, und ich war da mit ihm absolut einer Meinung. Weil Peter seine Kanzlei in der Nähe betrieb, verabredeten wir uns mit ihm auch häufig einfach so zum Mittagessen.

Wie an jenem Tag im Herbst 1995. Normalerweise war Peter ein sehr ruhiger Zeitgenosse, aber als wir uns heute mit ihm im Flo zum Lunch trafen, wirkte er aufgekratzt. Noch bevor er überhaupt etwas zu essen ausgesucht hatte, erklärte er uns: »Ihr braucht einen Mäzen! Jemanden, der euch unterstützt.« Wir hatten gar keine Chance, diese Feststellung zu kommentieren, da platzte er schon mit den Neuigkeiten heraus.

»Ich hätte da zufällig jemanden. Einen sehr wohlhabenden Klienten, der daran interessiert wäre, euch zu unterstützen!« Das war ja nun wirklich etwas Neues! Peter redete weiter: »Mein Klient ist selbst ›verzaubert‹, mag euer Label und sucht nach Investitionsmöglichkeiten. Mehr darf ich gerade nicht dazu sagen, er ist sehr darauf bedacht, seine Identität nicht an die große Glocke zu hängen. Aber mit ihm würde ich euch gern zusammenbringen.«

Natürlich sagten wir zu, uns mit dem mysteriösen Mr. X einmal zusammenzusetzen und uns anzuhören, was genau er vorhatte. Außerdem kam der Vorschlag nicht nur genau zum richtigen Zeitpunkt, sondern auch aus vertrauenswürdiger Quelle – wenn irgendwas nicht in Ordnung wäre, würde Peter das ja sofort merken.

Wir sitzen an einem Konferenztisch in Peters Kanzlei. Unser potenzieller Investor ist ein älterer Herr um Mitte sechzig mit schütterem weißem Haar. Er trägt einen sehr feinen Anzug, darüber einen weißen Schal wie Johannes Heesters – fehlt nur noch der Zylinder. Die kurze Begrüßung ist das Einzige, was wir von ihm zu hören bekommen, danach setzt er sich ans Kopfende des Tisches und sagt kein Wort mehr.

Stattdessen spricht nun der Berater des Investors, ein Herr um die vierzig. Und dieser Kerl nimmt aus heiterem Himmel mich ins Visier: Wie ich es unternehmerisch begründen würde, solche riesigen Modenschauen zu veranstalten? Woher das Geld käme? Ob ich einen vernünftigen Businessplan hätte? Die Fragen prasseln ohne Vorwarnung auf mich ein wie Gewehrsalven. Ich komme mir vor wie im Kreuzverhör. Ich finde das unerhört, und statt zu antworten, stehe ich auf und sage:

»Entschuldigung, ich glaube, Sie verwechseln da etwas: Sie suchen eine Firma, in die Sie investieren können – ich dagegen bin nicht auf der Suche nach Almosen. Wenn Sie bei uns einsteigen wollen, müssen Sie erst einmal uns überzeugen, nicht umgekehrt. Sonst kann ich auch gleich wieder gehen. So!«

Das hat gegessen. Ich will schon gehen, da hält mich der Berater zurück.

»Aber Herr Glööckler, bitte setzen Sie sich doch wieder.«

Ich sehe, wie der ältere Herr am Ende des Tisches diskret in sich hineinlächelt.

Es ist ja immer so im Leben: Man muss nur glaubwürdig vermitteln, dass man etwas nicht nötig hat – und schon bekommt man alles, was man will. Es war natürlich nicht so, dass meine Firma mit Finanzspritzen schneller hätte durchstarten können. Doch tief in mir drin war ich immer davon überzeugt, dass wir es auch allein

schaffen könnten. Das würde vielleicht ein bisschen länger dauern, aber es würde klappen.

Mein forsches Auftreten hatte aber dem Berater und dem Investor offenbar so sehr imponiert, dass jeder Widerstand gebrochen war. Plötzlich ging alles ganz einfach. Die beiden wurden handzahn und erklärten, wie sehr sie unsere Arbeit bewunderten und alles, was wir in so kurzer Zeit auf die Beine gestellt hätten.

Mithilfe unseres Rechtsanwalts setzten wir einen Vertrag auf. Daraus ging hervor, dass der ältere Herr, dessen Geld aus einem großen Familienvermögen stammte, als »atypisch stiller Teilhaber« in die Firma einstieg.

Ich geriet ins Schwärmen bei dem Gedanken, welche Möglichkeiten sich nun auftaten. Wir erklärten unserem Gönner, dass wir uns mit seiner Hilfe jetzt richtig nach vorn wagen könnten. Noch größere Shows, eine größere Produktion, ein größerer Showroom, mehr Stars, Pompöös weltweit. Als ich so meine Visionen ausmalte, leuchteten die Augen unseres frischgebackenen Mäzens wie die eines kleinen Jungen, und er sah mich bewundernd an. In dem Moment wurde mir klar, dass er auf seine alten Tage einfach noch einmal eine andere Welt kennenlernen wollte. Er wollte am Glamour schnuppern, den Pompöös verkörperte – und vor allem ich mit meiner Extravaganz. Er wollte ein Leben kosten, in dem alles möglich war.

Es war von Anfang an klar, dass so eine Investition ein Risiko war und dass so eine Sache auch nach hinten losgehen konnte – als atypisch stiller Teilhaber ist man sowohl an den Gewinnen als auch an den Verlusten eines Unternehmens beteiligt. Das legte unser Rechtsanwalt haarklein dar. Aber mit alldem erklärte sich unser neuer, atypisch stiller Teilhaber zu hundert Prozent einverstanden.

Unser Mr. X zeigte sich großzügig. Er besaß etwas außerhalb von Stuttgart in einem Industriegebiet ein großes Gebäude, das komplett leer stand. Darin stellte er uns gratis eine ganze Etage mit fast fünfhundert Quadratmetern zur Verfügung. Zu uns sagte er, wir würden ihm noch einen Dienst erweisen, denn er könne die anderen Etagen wesentlich leichter vermieten, wenn schon mal eine belegt sei.

So hatten wir auf einmal einen neuen Showroom – und was für einen. Es tat uns natürlich in der Seele weh, unseren wunderbaren Laden in der Eberhardstraße aufzulösen, wo wir so viele tolle Stunden verbracht hatten. Aber die Vorteile des neuen Domizils wogen das auf. Und das hatte nicht nur damit zu tun, dass wir ab sofort keine Miete mehr zahlen mussten.

Auf einer so großen Fläche konnten wir uns richtig austoben. Die ganzen prachtvollen Kleider aus den Shows hatten bisher aus Platzmangel ein Aschenputtel-Dasein an verschiedenen Orten geführt – im Lager unseres Ladens, bei den Schneiderinnen, bei meiner Tante und auch bei uns zu Hause hatten wir einige Exemplare aufbewahrt. Jetzt konnten wir alles an einem Ort zusammenbringen, und ich hatte die Möglichkeit, alles so zu drapieren und zu dekorieren, dass es richtig nach etwas aussah. Nun konnte ich Besuchern die ganze Bandbreite meiner kreativen Arbeit präsentieren.

Wir hatten sogar genug Platz, ein eigenes Nähatelier einzurichten und Schneiderinnen sowie ein paar Praktikanten einzustellen. Die Produktion von der ersten Idee bis zur letzten Naht unter einem Dach zu haben war ein großer Fortschritt, der die Arbeit deutlich beschleunigte und vereinfachte. Und natürlich hatten wir jetzt auch endlich Platz für große Partys, Happenings und Vernissagen befreundeter Künstler! So etwas macht nicht nur Spaß,

sondern ist bei einem Mode-Label natürlich auch immer ein Promotion-Event.

Obwohl wir nunmehr weiter draußen residierten, fanden unsere Kunden zu uns. Auch der Kontakt zu den Freunden im Renitenztheater riss nicht ab. Ganz im Gegenteil: Die Künstler von dort kamen regelmäßig zu uns und gaben bei uns kleine Konzerte oder Kostproben ihres Bühnenprogramms, fast jede Woche hatten wir einen anderen Gast. Wir waren fast so was wie ein inoffizielles kleines Theater.

HONGKONG, HELAU!

Anfang 1996 segelte in unserem Showroom das Schreiben eines Faschingsvereins aus Weiterstadt bei Darmstadt aus dem Fax-Gerät. Die Leute wollten, dass wir mit unserem Pompöös-Song und den anderen Liedern von unserer CD *Pompöös is my life* bei ihrer Rosenmontags-Party auftraten. Dieter und ich amüsierten uns köstlich, unsere »Gesangskarriere« trieb langsam interessante Blüten. Ich schrieb dem Verein ganz kess zurück, dass sie uns natürlich gern buchen dürften, ein Auftritt von uns koste allerdings 10000 Mark. Als wir das unserem Plattenlabel erzählten, meinten die nur: »O Gott, seid ihr völlig durchgedreht? Unsere Künstler kriegen im Schnitt 300 Mark für den Abend und sind noch froh darüber.« Ich zuckte mit den Schultern. »Na und? Nicht unser Problem. Wir machen das zum Spaß, die Singerei haben wir nicht nötig – wenn sie 10000 Mark zahlen, treten wir auf. Wenn nicht, bleiben wir hier. So einfach ist das.« Neben der Gage verlangten wir die Erstattung der Reisekosten in der Businessclass und eine Unterbringung im Fünf-Sterne-Hotel.

Und was passierte? Wir wurden trotzdem gebucht! Oder vielleicht gerade deswegen? Nun wollte ich ganz clever sein und schrieb in den Vertrag eine Konventionalstrafe in Höhe der Gage hinein, falls es sich der Verein anders überlegte und uns doch nicht mehr haben wollte.

Ein paar Wochen vor dem Event waren es allerdings Dieter und ich, die ihre Meinung änderten. Musikauftritte waren eigentlich unser Ding nicht, wir wollten uns lieber auf die Mode konzentrieren. Die Kernkompetenz entwickeln, wie es so schön heißt.

Ich hatte schon den Hörer in der Hand und wollte die ganze Sache absagen, da fiel mir die Konventionalstrafe ein. Die galt

natürlich auch für uns selbst. Super, Harald, dachte ich, da bist du ja wirklich ganz schlau gewesen ...

Nach kurzem Überlegen wählte ich die Nummer trotzdem. Ich erklärte dem Vorsitzenden des Vereins: »Es tut uns leid, wir können leider auf Ihrer Rosenmontags-Gala nicht singen ...« Bevor sich mein Gegenüber beschweren konnte, präsentierte ich schnell meinen Joker: »... aber stattdessen bekommen Sie etwas viel Besseres: eine komplette Haute-Couture-Show mit Rokoko-Kleidern und allem Drum und Dran. Wie wäre das?« Ich schlug drei Kreuze, als mein Vorschlag auf Begeisterung stieß.

Nach der Show sitzen wir mit den Models in der Backstage und stoßen auf den gelungenen Coup an. Im Stillen preise ich noch einmal meinen glorreichen Einfall. Plötzlich stürmt Herr Petzold herein, der Berater unseres Investors. Petzold berät mittlerweile auch uns und ist als eine Art »Tourmanager« mitgekommen. Er ist ganz außer Atem. »Herr Glööckler, draußen steht eine Dame, die sagt, sie hätte großes Interesse daran, Sie für eine Modenschau in Hongkong zu buchen. Was soll ich tun? Sie hereinbitten?«

Ich grinse und rufe: »Hongkong Helau! Helau! Helau!«

Alle im Raum kichern. Petzold ist verunsichert. »Ich bin nicht sicher, ob das als Witz gemeint war.« Er verschwindet und kommt nach einer Weile wieder.

»Also, die Dame scheint jetzt sauer zu werden und sagt, sie geht jetzt. Wollen Sie sich nicht wenigstens einmal anhören, was sie zu sagen hat?«

Ich seufze. »In Gottes Namen, dann holen Sie sie herein.«

Eine Minute später steht eine sehr schicke, unkostümierte Dame vor mir und stellt sich als Mitglied der Geschäftsführung der Messe Frankfurt-Hongkong vor. Sie sei verantwortlich für die

Interstoff Asia, die größte Stoffmesse im asiatisch-pazifischen Raum. Dann sagt sie: »Herr Glöckler, genauso jemand wie Sie fehlt uns noch zum zehnjährigen Jubiläum der Messe in Hongkong.«

Im tiefsten Herzen bin ich davon überzeugt, dass nahezu unglaubliche Verkettungen von glücklichen Zufällen die Belohnung des Kosmos für jeden sind, der entschlossen eine Vision verfolgt – natürlich nur, wenn er Gutes im Schilde führt. Im Buddhismus spricht man von Dharma – das ist die Berufung und besondere Aufgabe, die jeder Mensch auf der Welt hat und die viele Menschen jedoch sträflich vernachlässigen. Das Dharma steht immer in Übereinstimmung mit den besonderen Talenten jedes Einzelnen und soll dazu genutzt werden, einen Beitrag zu einer besseren und schöneren Welt zu leisten. Mein Beitrag war, alle Frauen zu Prinzessinnen machen zu wollen, und dazu wurde mir nun der Weg geebnet.

Hätte uns nicht die Angst vor unserem geplanten Gesangsauftritt geplatzt, wäre ich doch nie im Leben auf die Idee mit der Modenschau auf dem Faschingsball gekommen. Vor Jecken exklusive Haute Couture vorzuführen, wäre mir im wahrsten Sinne wie eine Schnapsidee erschienen. Aber wegen der Konventionalstrafe hatten wir ja keine Wahl. Zum Glück! Was im Leben zunächst wie eine Hürde erscheint, ist oft eine große Chance.

Denn sonst hätte uns dort nie die rein zufällig anwesende Messechefin gesehen. Ihre Begeisterung hatte nicht nur meinen Kreationen, sondern vor allem den sorgfältig ausgesuchten Stoffen gegolten, aus denen ich meine Modelle hatte anfertigen lassen. Sie war schließlich eine Kennerin der Materie.

Wir trafen uns also mit der Dame einige Tage später in Frankfurt, und da wurden sehr schnell Nägel mit Köpfen gemacht. Der

Deal war eine ziemlich große Sache: Ich sollte nicht nur eine, sondern sage und schreibe sieben Shows ausrichten. Sämtliche Kosten würden von der Messe übernommen werden. Die Interstoff Asia feierte ausgerechnet im Jahr der Rückgabe der Metropole an China ihr zehnjähriges Jubiläum, und aus diesem Grund wollte man doppelt und dreifach in die Vollen gehen. Niemand wusste so genau, was China mit Hongkong vorhatte. Niemand wusste, wie lange man noch solche Messen veranstalten konnte.

Im Frühjahr 1996 flog ich zum ersten Mal zu einem Schnupperbesuch auf die Messe, im Herbst war ich wieder dort, um mir Stoffe für das große Projekt auszusuchen. Ich lief durch die vielen Hallen, befühlte Hunderte von Stoffen, begeisterte mich für leuchtende Farben und außergewöhnliche Muster. In manche Stoffe waren mit Metallfäden in Handarbeit Motive eingewebt worden, andere waren in mühevoller Kleinarbeit bedruckt. Es gab Stoffe, die traditionell auf kunstvolle Weise geknotet und dann in Farbe getaucht wurden, damit sie beim Entknoten ein bestimmtes Muster aufwiesen.

Die Leute behandelten mich wie einen Fürsten. Es war traumhaft, ich brauchte nur hierhin und dorthin zu zeigen. »Diesen Stoff hätte ich gern und den auch noch. Ach ja – und der da hinten ist auch nicht übel.« Fleißige Helfer folgten mir auf Schritt und Tritt und notierten alle meine Wünsche. Ich fühlte mich wie Alice im Wunderland.

Zurück in Deutschland trafen bei uns im Showroom täglich riesige Pakete mit den wunderbarsten und teuersten Textilien aus aller Welt ein. Ich fühlte mich wie im Paradies! Aus diesem großartigen Fundus durfte ich nun eine brandneue märchenhafte Kollektion entstehen lassen. Ich arbeitete mit Feuereifer, mein Gehirn spuckte nonstop neue Ideen aus. Wo ich ging und stand, kritzelte und zeichnete ich kleine Skizzen und machte mir Notizen.

Manchmal sprang ich sogar mitten in der Nacht aus dem Bett, weil ich im Traum einen genialen Einfall gehabt hatte. Zwar war es bis zur Interstoff Asia noch ein Jahr hin, aber es gab unendlich viel zu tun.

Eines Tages klingelte das Telefon. Es war ein Anruf aus Rom. Das Büro von Helmut Berger – ja genau, diesem Helmut Berger! Filme wie *Das Bildnis des Dorian Gray* und *Ludwig II.* machten ihn weltberühmt. Er galt lange als der »schönste« Mann der Welt. Herr Berger würde gerne Herrn Glöckler persönlich kennenlernen, ließ die Dame am anderen Ende vernehmen. Es wäre ihm eine Freude, Herrn Glöckler in Stuttgart zu besuchen. Ich bedankte mich artig, tat meine Freude kund und fragte, wann er seinen Besuch bei mir angedacht hätte. Die Dame sagte, Helmut Berger wolle noch heute am selben Tag mit der Nachmittagsmaschine aus Rom einfliegen. Das überraschte mich – und auch wieder nicht. Der Mann hatte einen Ruf wie ein Donnerhall. Ich sagte zu. Um sechzehn Uhr klingelte es und Helmut Berger und Gefolge standen vor meiner Tür. Er sah mich an, verzog seine Mundwinkel zu diesem schelmisch-sarkastischen Grinsen und sagte: »Ich sage es dir gleich, in neun Monaten bist du schwanger.« Wir lachten.

Das Eis war gebrochen. Es war ein wunderbarer Nachmittag. Helmut Berger war begeistert von mir, meiner Kreativität und vor allem von meinen Roben. Er probierte stundenlang an und kaufte mehrere Outfits. Später modelte er in einer meiner Fashion Shows an der Seite von Amanda Lear, Dunja Raiter und Birgit Schrowange.

Ein Tag nach dieser schönen Überraschung stand schon wieder Besuch vor der Tür – diesmal leider ungebetener.

Herr X kam mit zwei Männern unangemeldet in den Showroom. Sie waren mir sofort unsympathisch. Ich konnte nicht erklären warum, aber da war ein Alarmsignal in mir und auf mein Gefühl konnte ich mich immer schon verlassen.

Herr X stellte die Herren als seine neuen Berater vor. Sie seien ganz groß im Modebusiness und würden nun die Firma unter die Lupe nehmen. Ab sofort würden sie das Kommando übernehmen.

Ich war baff – aber nur für einen Moment. Ich versuchte es erst auf die höfliche Art und sagte, dass dies nicht der Moment sei für solch ein Gespräch und wir doch bitte einen Termin vereinbaren sollten. Daraufhin wurde einer der Herren frech und meinte, ich hätte gar nichts zu sagen. Es war offensichtlich: Unser atypisch stiller Teilhaber war durch seine neuen Berater auf neuen Kurs gebracht worden.

Herr X wurde nun auch laut und begann mich zu beschimpfen, woraufhin ich alle höflichst bat, den Showroom unverzüglich zu verlassen. Dies geschah dann unter lauten Beschimpfungen seitens Herrn X und der Berater. Herr X meinte, das letzte Wort sei nicht gesprochen. Ich würde schon noch sehen, was ich davon hätte.

POMPÖÖS GOES EAST

Im Oktober 1997 war es dann endlich so weit: Wir flogen mit einem Team von über fünfundzwanzig Leuten nach Hongkong – mit zwanzig Models und einer Choreographin. Unser Grüppchen hatte so viele Gepäck-Container dabei, als wären wir mit einem mittelgroßen Zirkus unterwegs. Und ein bisschen stimmte das ja auch.

Die erste und repräsentativste Show fand auf einer großen Gala im wunderschönen Hotel Grand Hyatt statt. Im schönsten Ballsaal Hongkongs präsentierten unsere Models zwischen marmornen Säulen meine Kreationen vor der internationalen Presse und der versammelten Prominenz der Stadt. Am Catwalk saßen chinesische Minister und Mitglieder der scheidenden britischen Administration. Überhaupt hatte sich die ganze High Society von Hongkong eingefunden: reiche Damen und Herren mit Frack und Fliege, die aussahen wie auf einem Gemälde aus der Kolonialzeit.

Neben barocken Kreationen, wie einem Rokoko-Kleid von vier Metern Durchmesser, zeigte ich auch Ausgeflipptes: etwa meine ganz eigene pompööse Interpretation von Dirndl und Lederhosen. Ich schickte männliche Models in indisch inspirierten Anzügen auf den Laufsteg. Dazu trugen sie Mitren und Tiaren – den Papstkopfschmuck, eine kleine Persiflage auf die katholische Kirche. Ich hatte barocke Kleider aus chinesischer Seide im Programm, in denen die Mädchen mit wagenradgroßen Hüten liefen. Dabei hatte ich bei allen Kleidungsstücken darauf geachtet, nicht zu kurz, zu tief ausgeschnitten oder allzu sexy zu werden – das wäre hier in Hongkong ein Fauxpas gewesen.

Der Erfolg war überwältigend, wir wurden mit Standing Ovationen gefeiert. Wären wir eine Rockband gewesen, hätten wir noch drei Zugaben geben müssen. Mindestens.

Am nächsten Morgen kam allerdings der Chef der Messe ganz aufregt und schwitzend zu uns. »Herr Glööckler, Sie müssen aufpassen, die Chinesen verstehen da keinen Spaß.« Er hielt mir eine der großen Tageszeitungen Hongkongs vor die Nase. Ich konnte die chinesische Schlagzeile natürlich nicht lesen, aber die komplette Titelseite zeigte ein Bild eines meiner Models. Im ersten Moment dachte ich: Was regt der Mann sich so auf? Ist doch großartig, wenn wir auf der Titelseite sind. Dann sah ich noch mal genauer hin. Das Model trug einen kurzen Petticoat, der weit ausgestellt war. Und darunter – nichts.

Bei einer Show in Europa wäre das nicht weiter aufgefallen, aber weil die chinesischen Journalisten alle um einen Meter dreißig groß waren, konnten sie dem Mädchen genau unter den Rock gucken und fotografieren. Ich konnte nun nichts machen, als mit den Schultern zu zucken und dem Messeboss zu sagen: »Es tut mir leid, aber ich kann meinen Models nicht einzeln unter den Rock gucken, um zu kontrollieren, ob sie darunter etwas anhaben.«

Bei den sechs weiteren Shows im Convention Center auf der Messe achteten wir allerdings darauf, dass alle Models untendrunter züchtig verhüllt waren. Doch natürlich hatte sich die Nachricht von dem »nackten« Model in Windeseile verbreitet, und alle Fotografen stürzten wie die Wahnsinnigen zum Rand des Laufstegs, als das Mädchen mit seinem Auftritt an der Reihe war. Als sie bei der Meute angelangt war, machte sie einen koketten Knicks, wedelte mit dem Zeigefinger und sagte: »Non, non, non!«, als seien die ganzen Männer zu ihren Füßen ungezogene kleine Jungs. Die waren ganz enttäuscht, dass sie diesmal nichts zu sehen bekamen.

Alle Shows hatten eine ähnliche Resonanz wie die erste im Grand Hyatt. Wir wurden von Fernsehteams und Zeitungsjournalisten aus aller Welt belagert. Nur aus Deutschland waren nur ganz wenige Journalisten dabei. Die Journalisten bestürmten uns mit den unterschiedlichsten Fragen, aber eine stach immer heraus: »Sie sind doch aus Deutschland, und dort gibt es mit der Igedo die größte Modemesse der Welt. Sie machen so außergewöhnliche Mode, aber wir haben Sie noch nie dort gesehen! Wieso sind Sie denn dort nicht vertreten?« Dieter und ich konnten darauf leider nur schulterzuckend entgegnen: »Dazu muss man eingeladen werden – aber uns hat bisher niemand gefragt.« Wie es der Zufall so wollte, war auch eine weltbekannte Modejournalistin zugegen. Und sie entrüstete sich: »Das ist ja ein Unding! In drei Tagen findet die asiatische Igedo in Shanghai statt, da werde ich die Geschäftsführung mal darauf ansprechen.«

Hongkong selbst war natürlich ein Erlebnis für Dieter und mich. Man weiß gar nicht, wo man hinschauen soll. Soll man den Kopf in den Nacken legen, um die schwindelerregenden Wolkenkratzer im Dunst verschwinden zu sehen, oder aufs Meer hinaus, wo uralte Dschunken mit Lampions als Bordbeleuchtung neben modernsten Yachten liegen? Auf die alte Frau, die aus einer Kühlbox Cola verkauft, und die armselige Hütte dahinter oder die hektischen Anzugträger, die durch die Straßen hetzen?

Schon mit verbundenen Augen und Ohrstöpseln würde man in Hongkong merken, dass man nicht in Europa ist – wegen der fremdartigen Gerüche. So ganz wird die Stadt allerdings dabei ihrem Namen, der übersetzt »Duftender Hafen« bedeutet, nicht gerecht. Zwar riecht man fremdartige Gewürze und Düfte aus den Straßenküchen. Aber es liegt auch viel Gestank und einiges, was

man einfach nicht zuordnen kann – und auch nicht wirklich zuordnen will –, in der Luft.

Arm und Reich leben in Hongkong auf engerem Raum nebeneinander als woanders, hier habe ich auch zum ersten Mal von den »Cage People« gehört: Menschen, die nicht nur vorübergehend in winzigen Käfigen leben. Da drängen sich dann mehr als vierhundert Leute auf der Fläche unseres damaligen Showrooms, das ist etwas mehr als ein Quadratmeter pro Person. Kinder und Erwachsene, die sich eine größere Bleibe nicht leisten können. Wenn ich so etwas mitbekomme, möchte ich eigentlich nur eines: sofort helfen. Nicht ohne Grund engagiere ich mich einen großen Teil meiner Zeit für Charity-Projekte.

Auf der anderen Seite gibt es dann diesen unglaublichen Luxus in den großen Hotels, in dem auch ich so gern schwelge. Man munkelte, dass es in unserem Hotel sogar »Hochstapler-Kontrollen« gab: Da sollten angeblich Hotelangestellte prüfen, ob die Luxus-Limousine nur gemietet ist und ob die Garderobe in den Schränken von Billigmarken stammt.

Ich liege in der Wanne. Die Fensterscheiben des Badezimmers in unserer Suite reichen bis zum Boden, und vor mir breitet sich wie ein unglaubliches blaues Bild das Südchinesische Meer bis zum Horizont aus. Neben mir steht ein Glas Champagner, und ich entspanne vollkommen im nach Ylang-Ylang duftenden Schaum. Luxus und schöne Dinge sind für mich ein Grundbedürfnis, wie zu essen und zu trinken. Wenn die Welt gerecht wäre, denke ich, müsste jeder die Möglichkeit dazu haben. Genau wie in einer idealen Welt alle Frauen Prinzessinnen wären.

Am Tag unseres Rückfluges brachte sogar eine große US-amerikanische Zeitung eine kleine Notiz über »The ›öö‹ experience«, aber

in deutschen Zeitungen fand sich erwartungsgemäß kein Mucks. Darüber grämte ich mich nicht, ich konzentrierte mich auf die positive Resonanz. Ich wusste einfach, dass alles auf dem richtigen Weg war! Das gab mir auch die nötige Energie, ohne Verschnaufpause weiterzumachen. Nur ein paar Tage nach unserer Rückkehr war nämlich gleich die nächste Schau in Stuttgart angesetzt. Wegen des großen Erfolgs des Vorjahres hatten wir uns ein weiteres Mal für die Alte Reithalle im Maritim entschieden.

Diesmal war das Prominentenaufgebot noch schillernder als im vergangenen Jahr. Die »alten« Stars waren uns treu geblieben – mit Ausnahme von Grace Bumbry, die zwar gern gekommen wäre, aber am gleichen Abend ein Engagement hatte. Dafür waren viele neue hinzugekommen. Neben Gina Lollobrigida und Chaka Khan standen auch die »Traumfrau« Bo Derek, Amanda Lear, Dunja Rajter, Lotti Huber, Birgit Schrowange und Helmut Berger auf der Gästeliste. Helmut reiste mit Gina an – er lebte damals noch in Rom, und die beiden waren sehr gut befreundet.

In der ersten Reihe saßen ein weiteres Mal das preußische Prinzenpaar, daneben die Fürstin von Urach, Gräfin von Württemberg, Bo Derek und außerdem die Prinzessin von Sachsen, Herzogin zu Sachsen und der Moderator Max Schautzer mit seiner Frau Gundel. Das Lob anschließend war überschwänglich – wir fingen schon fast an, uns daran zu gewöhnen. Bo Derek ist eine wunderschöne Frau, und sie war hinreißend. Sie ist nett, charmant, sehr umgänglich und sehr professionell. Es schien als wäre sie eine langjährige Freundin. Obgleich sie klassisch gekleidet war in ihrem dunkelblauen Hosenanzug mit hochgeschlossener Bluse, wirkte sie sehr sexy. Sie war die Traumfrau durch und durch.

Mindestens genauso wichtig wie eine gute Presse war für uns allerdings eine unmittelbare Folge dieser Show: Wir konnten unsere

allererste Lizenz vergeben! Lizenznehmer war ein großer niederländischer Fabrikant, der im Stuttgarter Publikum gesessen hatte. Wegen des Riesenrummels war er nur zunächst zu schüchtern gewesen, uns anzusprechen. Statt auf direktem Weg Kontakt aufzunehmen, wandte er sich an die Messe in Hongkong – und die vermittelten ihn dann wieder an uns. Ein interessanter Umweg und ein erfolgreicher.

Er wollte von mir entworfene Seidentücher und Seidentaschen unter dem Pompöös-Label in dreißig große Kaufhäuser in den Metropolen der Welt bringen – von New York über London bis Melbourne. Das war genau das, was wir wollten. Ein erster Schritt, Pompöös weltweit zu vertreiben. Ein kleiner zwar nur, aber eindeutig einer in die richtige Richtung. Kurze Zeit später folgte eine Lizenz für extravagante und luxuriöse Sonnenbrillen für den Augenoptiker-Verbund IGA Optic. Alles entwickelte sich ganz wunderbar.

III



Die Welt ist in zwei Klassen geteilt: in die, die das Unglaubliche glauben, und die, die das Unwahrscheinliche tun.

Oscar Wilde

*Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte,
würde ich die gleichen Fehler machen.
Aber ein bisschen früher, damit ich mehr davon habe.*

Marlene Dietrich

DER KAMPF BEGINNT

Es war ein frostiger Morgen Anfang März 1998. Dieter und ich waren sehr scharf drauf, schnell ins Warme unseres Showrooms zu kommen. Auf dem Weg von unserem Apartment bis zum Industriegebiet hatte die Heizung im Auto nämlich kaum Gelegenheit, richtig anzulaufen. Doch aus dem Aufwärmen wurde nichts. Als wir mit dem Wagen um die Ecke bogen, sahen wir gleich den »großen Bahnhof«. Da standen ein Streifenwagen, ein schwarzer Porsche und ein paar andere Autos, die sonst um diese Zeit nicht hier waren. Außerdem parkte normalerweise auch niemand kreuz und quer wie in einem billigen Krimi. Als wir alarmiert die Treppen hinaufrrannten, waren wir plötzlich mittendrin in dem billigen Krimi: Ein Polizist war gerade dabei, ein Vorhängeschloss an unserer Tür anzubringen. Um ihn herum standen sein uniformierter Kollege und Mr. X, außerdem ein Kerl mit Anzug und Aktentasche und noch ein paar schmierige Typen, die aussahen wie die erste Besetzung für einen Mafiafilm. Komischerweise kamen mir die Typen entfernt bekannt vor.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich. Der Aktentaschen-Heini stellte sich als Gerichtsvollzieher vor. Den Namen verstand ich nicht, weil er ihn in seinen nicht vorhandenen Bart nusichelte. Dann hielt er mir einen Wisch vor die Nase und sagte, es gebe eine Unterlassungsklage – er deutete auf Mr. X. Der schaute versteinert geradeaus und vermied Augenkontakt.

Der Gerichtsvollzieher fuhr fort: Es sei im Oktober per Einwurfeinschreiben eine Vorladung des Gerichts zugestellt worden, zu der wir nicht erschienen seien. Vorladung? Mir wurde kalt und heiß gleichzeitig. Dieter war auch ganz blass und sah aus, als würde er jeden Moment in Ohnmacht fallen.

In meinem Kopf arbeitete es fieberhaft. Oktober ... Oktober ... Da waren wir doch in Hongkong auf der Interstoff Asia gewesen. Aber an ein Schreiben vom Gericht konnte ich mich beim besten Willen nicht erinnern. Halt! Jetzt fiel es mir ein! Unser Briefkasten war nach unserer Rückkehr aufgebrochen gewesen. Na, so ein »Zufall«.

Ich konnte mir natürlich an den Fingern einer Hand abzählen, dass dieser Auftritt meines designierten »Helfers« mit gekränkter Eitelkeit zusammenhing.

Ich hatte natürlich mit irgendeiner Reaktion gerechnet, aber mich und Dieter damit beruhigt, dass Mr. X uns gar nichts anhaben konnte. Im schlimmsten Falle waren wir den Showroom los und mussten in Zukunft ohne Mr. X' Finanzspritzen auskommen, aber als atypisch stiller Teilhaber hatte Mr. X in unserer Firma ansonsten überhaupt nichts zu melden. Zur Sicherheit hatte ich noch einmal unseren Rechtsanwalt angerufen, der mir das bestätigt hatte. Dass sich unser Investor danach fürs Erste nicht mehr hatte blicken lassen, hatte ich eigentlich ganz logisch gefunden. Der muss erst mal seine Wunden lecken, hatte ich gedacht.

Und das hatte er wohl auch getan. Allerdings ein bisschen anders, als ich angenommen hatte ...

So standen Dieter und ich nun frierend vor der zugesperrten Tür unseres Showrooms und mussten vom Gerichtsvollzieher erfahren, dass Mr. X behauptet hatte, er hätte uns den Showroom keineswegs gratis überlassen. Es seien monatliche Mietzahlungen über eine bestimmte Summe mündlich vereinbart gewesen. Per Handschlag. Da kein Mietvertrag existierte, hatte er dieses Märchen auch noch eidesstattlich versichert.

In dem Schreiben, das während unserer Abwesenheit in Hongkong als Einwurfeinschreiben in unserem Briefkasten

gelandet und offenbar gestohlen worden war, waren wir aufgefordert worden, zu einer Stellungnahme vor Gericht zu erscheinen. Was wir logischerweise nicht getan hatten. Also waren die behördlichen Mühlen weitergelaufen, es war ein sogenanntes »Versäumnisurteil« gegen uns ergangen und Mr. X hatte auf Pfändung des angeblich ausstehenden Betrags geklagt. Da standen wir nun und hatten den Salat.

Es fühlte sich unglaublich ungerecht an, aber in diesem Moment konnten wir nichts machen, als das hinzunehmen und nach Hause zu fahren. Weiterarbeiten war unmöglich, denn alles, was wir dazu gebraucht hätten, befand sich im Showroom. Auch sämtliche Unterlagen und Papiere waren dort eingeschlossen. Wir hätten nachweisen müssen, dass Mr. X gelogen hatte. Aber wie sollten wir das tun? Wir hatten wegen des aufgebrochenen Briefkastens nicht einmal Anzeige gegen Unbekannt erstattet. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir nur gedacht: Kann man nix machen, *shit happens*. Hätten wir den Aufbruch und wahrscheinlichen Diebstahl von Postsendungen gemeldet, hätte es nun wenigstens ein Verdachtsmoment gegeben. Aber wer hatte auch mit so etwas rechnen können?

Ich rief unseren Rechtsanwalt an – doch der war vollkommen überfordert und meinte, er könne nichts tun. Weil ich das nicht so schlucken wollte und gegen das Gefühl ankämpfen musste, der Sache hilflos ausgeliefert zu sein, fing ich an, im Freundeskreis herumzuzufragen, ob nicht jemand einen Top-Anwalt wüsste. So landete ich schließlich bei einem Juristen, der sagte, er könne uns helfen. Der war zwar auch viel teurer als unser bisheriger Anwalt, aber er zeigte direkt, dass er sein Geld wert war: Er brachte es mit einigen Telefonaten fertig, dass wir wenigstens schon einmal unsere Papiere aus dem Showroom herausholen konnten.

Der Teilhaber wollte mittlerweile nicht nur die angeblich vereinbarte Miete, sondern insgesamt Millionen zurück. Eben alles, was

er in unsere Firma gesteckt hatte – in Wirklichkeit hatte er allerdings nur Bürgschaften erbracht, um vorab seine Investitionen steuerlich geltend machen zu können. Und natürlich hatten wir nicht annähernd so viel Geld, um die verlangten Phantasiesummen zu bezahlen.

Dieter und ich sitzen nervös auf der Anklagebank. Schweren Herzens habe ich auf mein gewohntes Styling verzichtet: kein Barock-Mantel, keine Sonnenbrille, kein Schmuck. Stattdessen trage ich einen schlichten schwarzen Anzug. Sieht auch gut aus, bin ich aber nicht. Der Staatsanwalt betritt den Saal. Als ich sehe, dass er einen Stapel Boulevardzeitschriften unter dem Arm hat, schwant mir, was jetzt kommt.

»Herr Glöckler«, fängt er an, »Sie sagen also, Sie hätten kein Geld, um die Forderungen des Klägers zu begleichen. Nun ...«

Er nimmt die Zeitschriften, blättert provozierend langsam darin herum und legt sie schließlich aufgeschlagen vor Dieter und mir auf den Tisch. Die Artikel, auf die er zeigt, sind Fotoberichte vom Frankfurter Opernball im vergangenen Februar. Auf den Bildern sitze ich zusammen mit Gina Lollobrigida an einem der festlich geschmückten Tische und lächle in die Kamera. Eine der Überschriften lautet: »Stargäste des Abends waren Gina Lollobrigida und Modezar Harald Glöckler.«

Es waren bezaubernde Fotos: Gina und ich waren in indischen Outfits erschienen und sahen aus wie Maharadschas mit unseren Roben und dem üppigen Schmuck. Gina trug eine Diamantenkette mit unzähligen großen Diamanten und einem taubeneigroßen Smaragd. Auf weiteren Bildern sah man Catherine Deneuve, Gérard Depardieu und Engelbert Humperdinck, die ebenfalls auf dem Opernball waren. Am Abend zuvor hatte ich Engelbert Humperdinck bereits bei einem Essen kennengelernt. Er ist nicht

nur ein Ausnahmekünstler, sondern auch ein wunderbarer Mensch und eine faszinierende Persönlichkeit.

Der Staatsanwalt sagt: »Ich habe mal spaßeshalber ein bisschen recherchiert. Ein Tisch bei diesem Ball kostet 10000 Deutsche Mark. Wenigstens vor ein paar Monaten waren Ihre finanziellen Mittel ja offenbar noch nicht ganz so knapp. Erklären Sie mir das bitte einmal.«

Wie macht man einem skeptischen Staatsanwalt und einem ebenso skeptischen Richter begreiflich, dass für einen Modedesigner, dessen Kundenstamm sich vorwiegend aus den sogenannten Oberen Zehntausend speist, solche Anlässe nicht nur Vergnügen, sondern Pflichttermine sind? Gelegenheiten, bei denen man sich zeigen muss? Und dass für geladene Gäste und Stars der reguläre Eintrittspreis nicht gilt – sondern dass der Veranstalter im Gegenteil dankbar ist, wenn man sich zeigt? Antwort: Man kann es dem Staatsanwalt nicht erklären. Das stellte ich jedenfalls fest, als ich es jetzt versuchte. Für ihn und den Richter war ich der exaltierte Modefritze, der das Geld zum Fenster hinauswirft, aber seinen finanziellen Verpflichtungen nicht nachkommt. Punkt.

Weil uns nun der Showroom fehlte und wir ja irgendwo zumindest auf kleiner Flamme weiterarbeiten wollten, mieteten wir uns in der Zwischenzeit einen relativ günstigen Raum in einem Industriegebiet bei Sindelfingen. Unser Plan war, aus eigener Kraft mit neuen Kollektionen auf den Markt zu kommen, ganz unabhängig. Die alte Weberstadt schien uns ein guter Standort zu sein, vor allem, weil dort einige große Modefirmen ansässig waren.

Eines Morgens wollte ich vor der Arbeit am Kiosk bei uns um die Ecke ein paar Zeitschriften besorgen, da sagte der Besitzer: »Herr Glöckler, hams scho gesehen?« Ich zuckte zusammen und warf

einen Blick auf den Zeitungsständer neben mir. Vorn auf der Titelseite einer großen deutschen Zeitung, in dem Feld, das für die lokalen Top-News reserviert war, las ich:

IST POMPÖS JETZT GANZ ARM DRAN?

Ich legte das Blatt hastig zu meinem Zeitschriftenstapel, mir graute schon davor, den Artikel oben in der Wohnung genauer durchzulesen. Und natürlich stand drin, was ich mir schon an den Fingern einer Hand hatte abzählen können: Dass man munkelte, wir stünden vor der Pleite.

Als Dieter hereinkam und den Artikel sah, musste er sich erst mal setzen. »Was machen wir denn bloß, Harald?«, sagte er deprimiert.

Ich antwortete: »Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder hauen wir ab – irgendwohin, wo uns keiner kennt, nach Spanien oder was weiß ich, und fangen da von vorn an. Oder wir hauen richtig auf die Kacke und gehen in die Höhle des Löwen. Noch heute.«

Wer ein hochklassiges Mode-Label führt, kann sich jede Menge leisten, aber keine Gerüchte über eine mögliche Pleite. Nichts vertrieb zuverlässiger die Kunden, denn solche Unkenrufe ruinierten das ganze luxuriöse und prunkvolle Flair, das die Käufer mit unserer Mode verbanden und das sie ausstrahlen wollten, wenn sie unsere Mode trugen. Spanien stand nicht wirklich zur Debatte, also blieb nur die Flucht nach vorn ...

An diesem Abend zog ich einen roten Seidenanzug an und behängte mich von oben bis unten mit Perlen und Schmuck, dazu schminkte ich mir ein auffälliges Glitzer-Make-up. So begab ich mich zunächst ins nobelste Restaurant am Platz, wo die ganze High Society dinierte – ganz allein, denn Dieter hatte zu viel Angst. Es

war wie im Film: Als ich hereinkam, verstummten die Gespräche. Alle Blicke richteten sich auf mich, der Besitzer stürzte auf mich zu. Einen winzigen Moment lang befürchtete ich, er würde mich rauswerfen. Doch stattdessen sagte er: »Harald, ich hab's schon gelesen. Reg dich nicht auf. Das ham se mit uns auch schon gemacht. Hier, setz dich. Ein Aperitif?«

Und so saß ich mitten auf dem Präsentierteller, speiste demonstrativ Hummer und verzog keine Miene, obwohl ich rundherum ungeniert angeglotzt wurde. Ich hatte das Gefühl, jeder Einzelne hatte die Schlagzeile heute gesehen. Anschließend bezahlte ich genauso demonstrativ, wie ich das Teuerste auf der Karte gegessen hatte. Dies war wichtig für mein Ego und es war richtig. Niemals verstecken. Wie sagt man? Angriff ist die beste Verteidigung. Und der Krieg war ja noch nicht verloren. Wenn überhaupt war es die erste Schlappe in einer Schlacht. Und durch mein souveränes Auftreten am Abend gewann ich wieder an Boden. Dieter stieß dann noch zu mir. Und um das Maß voll zu machen, gingen wir ins Hotel Maritim, dem Ort unserer Erfolge, und bestellten an der überfüllten Bar für alle ersichtlich und hörbar eine Flasche Champagner. Natürlich hatte *Tout le monde* die Zeitung gelesen. Alle starrten uns an, als kämen wir vom Mars. Es gab hämische Blicke, aber auch Menschen, die es gut meinten und sagten: »Macht euch nichts draus. Morgen gibt es wieder neue Schlagzeilen und die Zeitung von heute ist morgen die Zeitung von gestern.« Das tat gut.

Die Gerichts-Odyssee lief weiter. Als wir nach einem dieser frustrierenden Termine mit unserem neuen Anwalt zusammensaßen, sagte er, er sähe für den morgigen Gerichtstermin gute Chancen. Die Aussagen der Gegenseite seien erschüttert und das Gericht zweifle mehr und mehr an deren Glaubwürdigkeit.

Am anderen Morgen spürten wir Aufwind. Die Anschuldigungen der Gegenseite verloren an Gewicht.

Als Dieter und ich an diesem Tag den Gerichtssaal verließen, war noch nichts entschieden. Einerseits hatte ich das Gefühl, mir war eine Last von den Schultern genommen, auf der anderen Seite war ich extrem erschöpft. Ich hatte versucht, alles so sachlich und diskret wie möglich darzustellen, aber mein »Vortrag« ging trotzdem an die Substanz, weil er dem widersprach, wie ich sonst mit dem Leben umgehe: Normalerweise nehme ich meine Aufmerksamkeit von negativen Dingen, um ihnen keine Macht über mich zu geben. Aber jetzt war erst mal Pause. Draußen vor dem Gericht wartete schon unser Taxi zum Flughafen. Wir flogen nach Rom. Zu Gina Lollobrigida.

SCHÖNE KUNST, BELLA ITALIA UND GINA NAZIONALE

Ich habe eine liebe Freundin in Stuttgart mit dem langen und wunderschönen Namen Manuela von Cube, Fürstin von Urach, Gräfin von Württemberg. Ich hatte die Fürstin, eine ebenso glamouröse wie bodenständige Frau, als Kundin im Laden kennengelernt. Sie hat dieses vielen Aristokraten angeborene oder anerzogene Selbstbewusstsein – ohne jede Überheblichkeit. Wir hatten uns auf Anhieb gut verstanden, und sie war zu jeder meiner Shows gekommen. Vor einigen Monaten hatte sie uns dann zu einer Vernissage mit Auktion in der Villa ihres verstorbenen Vaters Albrecht Fürst von Urach, Graf von Württemberg, eingeladen. Der Fürst hatte seit den Zwanzigerjahren als Maler und Journalist gearbeitet, und es war ein Bild von ihm, das zur Auktion stand.

Der ganze »Geldadel« Stuttgarts ist erschienen, nippt am Champagner und hält Small Talk.

»Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!«, ruft der Auktionator, ein kleiner Mann im Anzug mit sehr seriöser Ausstrahlung. Mit einem Ruck enthüllt er den Gegenstand der Auktion, ein großes, buntes und abstraktes Bild, das mir sehr gut gefällt. Zu schade, dass ich nicht mitsteigern kann: Dieter und ich müssen wegen der Geschichte mit dem Teilhaber auf jede Mark schauen. Der Zweck der Auktion wird genannt, ein Stuttgarter Projekt, das Kindern hilft, die Opfer von Gewalt in der Familie geworden sind.

Der Auktionator bittet um das erste Gebot, sein kleiner Hammer schwebt in der Luft. Und schwebt. Und schwebt. Es geschieht – nichts. Ich höre, wie sich einige räuspern. Eine junge

Frau im Cocktailkleid verschwindet mit einer älteren Dame, die vermutlich ihre Mutter ist, ganz plötzlich Richtung Toilette.

Das Schweigen ist unerträglich, ich denke an die Kinder, deren Zuhause unglücklich ist, und hebe die Hand zum Gebot, Dieter nickt aufmunternd. Tausend Mark sind der Mindestpreis. Niemand außer mir meldet sich. Ich spüre, wie durch mein Gebot die Anspannung aus dem Raum weicht.

»Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten.« Der Hammer fällt. »Das Bild geht an den Herrn dort drüben.« Der Auktionator meint mich.

Die Fürstin stürmte nach der Auktion sofort auf uns zu, sie war wahnsinnig dankbar: »Ihr habt den Abend gerettet! Und das, wo ihr es doch gerade selbst nicht so dicke habt. Das vergesse ich euch nie!«

Wir hatten uns zuvor schon gut verstanden, aber dieser Moment war der Beginn einer tiefen Freundschaft. Auch die Fürstin und Gina Lollobrigida kannten sich, sie hatten sich bei einer meiner Schauen getroffen und angeregt unterhalten.

Als wir die Fürstin eines Abends zum Dinner trafen, sagte sie plötzlich: »Gina hat sich über euch beschwert!«

Mir fiel vor Schreck fast die Gabel aus der Hand. Was war es denn, das Grund zur Beschwerde gab? Wir waren doch immer ausgesprochen nett zu Gina Lollobrigida gewesen. Mir wurde ganz heiß. Hatte ich irgendwas gesagt? Einen Scherz gemacht, den die Diva missverstanden hatte?

Die Fürstin fuhr fort: »Gina hat zu mir gesagt: ›Nun habe ich Harald und Dieter so oft schon eingeladen, aber die kommen einfach nicht!‹«

Das stimmte, Gina Lollobrigida hatte uns schon mehrere Male gefragt, ob wir sie nicht einmal in Rom besuchen wollten. Beim

ersten Mal hatte ich gar nicht weiter darüber nachgedacht. »La Lollo« war eine Diva – so etwas sagten Diven im Überschwang des Moments und vergaßen es dann sofort wieder. Auch als sie ihre Einladung wiederholte, nahmen Dieter und ich ihre Worte nicht ernst. Wir waren fest davon überzeugt, die Signora würde aus allen Wolken fallen, wenn wir tatsächlich bei ihr auf der Matte stünden. Also hatten wir die Sache vergessen.

Ich verteidigte mich: »Manuela, Gina ist eine Hollywood-Schauspielerin, die rechnet nie im Leben damit, dass wir wirklich kommen!« Doch die Fürstin schüttelte den Kopf und sagte sehr nachdrücklich: »Und ob sie das tut! Gina ist Italienerin, keine Amerikanerin. Wenn eine Italienerin dich einlädt, dann meint sie es auch so. Ich rate euch, fahrt da hin.«

Und so saßen wir nun schließlich im Taxi auf dem Weg zur Via Appia Antica in Rom. Diese uralte Straße im Süden der Ewigen Stadt wird auch Regina Viarum genannt, die Königin der Straßen, weil sie so prächtig und geschichtsträchtig ist. Sie war die erste Handelsstraße des alten Rom, ihr Verlauf hat sich bis heute nicht geändert, und sie gilt wegen der vielen Kirchen und Monumente als das längste Museum der Welt. Und keine geringere als diese berühmte Straße ist auch die Adresse der berühmten Gina Lollobrigida.

Sie hatte es nicht nur tatsächlich ernst gemeint, wir sollten sogar bei ihr wohnen. Das wiederum hatten wir allerdings abgelehnt. Ich bin der festen Überzeugung, es tut einer Freundschaft besser, sich nicht zu sehr auf der Pelle zu hängen, und darum hatten wir uns ein sehr schönes Hotel in der Stadt gebucht.

Überall an der Straße standen riesige Villen, sündhaft teuer und elegant. Hier lebten die Reichen der Reichen. Politiker, Filmstars, Geschäftsleute. Alle Gebäude waren umgeben von Mauern und

Stacheldraht, allerorten gab es Überwachungskameras, und an jeder Ecke patrouillierten Fahrzeuge von Sicherheitsdiensten mit grimmig schauenden Italienern darin. Als wir gegen Mittag vor der angegebenen Hausnummer ankamen, war allerdings von einem Haus keine Spur. Hier stand bloß eine Mauer, in die ein riesiges Metalltor eingelassen war. Auf der Mauer war eine Überwachungskamera befestigt, die uns genau im Fokus hatte. Big Brother – oder eher Big Sister? – observierte jede unserer Bewegungen.

Ich stieg aus und drückte auf die Klingel. Es knackte, dann hörte ich Ginas Stimme: »Si?« Ich nannte meinen Namen, und »Pronto!« öffnete sich von Geisterhand langsam das Tor. Ich setzte mich zurück ins Taxi und sagte zum Taxifahrer: »Bitte fahren Sie!«

Doch nichts passierte. Der Taxifahrer drehte sich zu mir um, schaute mich ängstlich an und sagte: »No, no.«

Ich versuchte ihn zu beruhigen. »Sie dürfen! Wir sind eingeladen!« Sehr zögerlich folgte der Taxifahrer meinem Drängen. So, als würde ich ihn zwingen, eine Straftat zu begehen.

Vor uns tut sich ein riesiger Park auf. Wir rollen langsam über einen sanft verschlungenen und leicht hügeligen Weg, um uns herum alte Laubbäume, Zypressen und Palmen. Zwischen Skulpturen, die nur von Salvador Dalí sein können, liegen üppige Blumenbeete. Durch das offene Fenster strömt ein ohrenbetäubendes Vogelgezwitscher ins Innere des Fahrzeugs, dazu der Duft Tausender Blüten. Und plötzlich sehe ich ihn. Einen weißen Pfau. Majestätisch stolziert er zwischen Rosen umher, dann bleibt er stehen und schlägt ein Rad. Es scheint, als verfolge er den Wagen mit seinen Blicken, als wüsste er, dass ich ihn anschau. Dann sehe ich den nächsten Pfau. Und noch einen. Plötzlich sind da unzählige weiße und grüne Pfauen zwischen den Bäumen. Außerdem flattern Hunderte weißer Tauben umher, wie im Märchen. Nun

wird, ganz winzig am Ende des Weges, ein rosafarbenes Gebäude sichtbar. Ein Häuschen nur. Doch je näher wir kommen, umso größer wird das Gebäude. Bis sich direkt vor uns eine stattliche und wunderschöne alte römische Villa erhebt, zu deren Eingang eine breite steinerne Treppe hinaufführt. Als der Wagen an ihrem Fuß stoppt, kommt Gina nach draußen – mit ausgebreiteten Armen. Sie sieht wunderschön aus, vollendet zurechtgemacht von den Füßen bis zu den Fingerspitzen: Das ist sie, Gina Nazionale. In diesem Moment klappt die Fahrertür des Taxis auf. Der Fahrer würdigt uns keines Blickes, vergisst völlig, von uns das Begleichen der Rechnung zu verlangen. Stattdessen stolpert er mit weit aufgerissenen Augen um das Auto herum. Dann fällt er am Fuß der Treppe auf die Knie, als habe er eine religiöse Erscheinung, und stammelt: »Signora! Signora Lollobrigida!«

Als wir das Haus betraten, nachdem der verzückte Taxifahrer vom Objekt seiner Anbetung ein Lächeln und die besten Wünsche mit auf den Weg bekommen hatte, sagte Gina: »Harald, Dieter, wartet einen Moment.« Dann verschwand sie und ließ uns mit dem Eindruck alleine. Schon nach drei Sekunden in der Eingangshalle war mir klar, dass ich dieses Haus liebte. Es war der Palast einer Hollywood-Diva, wie er prächtiger nicht sein konnte. Überall standen antike Möbel, es gab Kronleuchter, schwere antike Teppiche bedeckten die Böden, und ich entdeckte barocke Möbel mit Löwenköpfen, wie man sie heute kaum noch sieht. Ich konnte mich bereits hier kaum satt sehen und schwelgte im Anblick der Pracht, als unsere berühmte Gastgeberin mit ganz dramatischer Geste auf der Wendeltreppe erschien. »Jetzt ist es Zeit für einen Aperitif!«

Ohne unseren Kommentar abzuwarten, zauberte sie ein Tablett mit Campari hervor, das von einer unsichtbaren Fee um die Ecke auf einem kleinen Tischchen serviert worden war. Weil wir noch

nichts gegessen hatten, waren Dieter und ich von dem Alkohol sofort angenehm angesäuselt. So schwebten wir förmlich hinter Gina her, als sie uns nun in ihr Ankleidezimmer führte – instinktiv wusste Gina, dass ich als Modeschöpfer darauf brannte, ihre Garderobe zu sehen. Für mich öffnete sie den ersten von etlichen Schränken, darin hingen etwa einhundert Kleider, eines glitzernder und glamouröser als das andere, alle eingepackt in Folie. Darunter standen jeweils die passenden Schuhe, und auf der Kleiderstange daneben hing der passende Gürtel. Neben den Schränken waren in Regalen an den Wänden Berge von Stoffen gestapelt. »Ich könnte ein ganzes Modehaus damit ausstatten!«, scherzte sie.

Irgendwo in der Ferne ertönte ein leises Bimmeln. Gina klatschte kurz in die Hände: »Lasst uns essen, euch muss ja der Magen in der Kniekehle hängen.« Erst da merkte ich, was ich für einen Hunger hatte – auch wenn ich so neugierig war und liebend gern jetzt schon weiter durch Ginas Reich geführt worden wäre.

Im Speisesaal war der Tisch mit feinem Porzellan und Weingläsern gedeckt. Gina wies uns an, Platz zu nehmen, dann kam eine Haushälterin mit Schüsseln voller dampfender Pasta und – natürlich – Tomatensoße herein. Ab jetzt übernahm Gina den Service, füllte unsere Teller und schenkte Wein ein. Sie erklärte uns, es sei die größte Ehre für eine Römerin, die Gäste selbst zu verwöhnen und das nicht dem Personal zu überlassen.

Als wir fertig waren, schob sie die Terrassentür auf und sagte: »Kommt mit, jetzt zeige ich euch, wie ich esse, wenn ich alleine bin – denn dann esse ich mit meinen Pfauen.« Draußen führte eine breite Treppe in den Garten, an deren Fuß ein großer alter Baum stand. An diesem Baum war etwas angebunden, das ich im ersten Moment nicht identifizieren konnte. »Wie gefällt euch meine Skulptur?«, fragte Gina lachend. Jetzt erkannte ich, dass das

Gebilde ein Auto war, das langsam vor sich hinrostete. Gina erklärte uns, es handele sich um ihren früheren Rolls-Royce, mit dem sie vor Jahrzehnten einen Unfall mit Totalschaden gehabt hatte.

»Ich habe diesen Wagen geliebt!«, schwärmte sie. »Aber nachdem er kaputt war, habe ich mir keinen mehr angeschafft. Die Leute sind zu neidisch – da bringe ich mein Geld lieber auf die Bank. Wisst ihr, wenn ich selbst fahren würde, wäre das kein Problem, weil mich die Menschen hier lieben, so wie dieser Taxifahrer eben ...« Sie schaute für den Bruchteil einer Sekunde sehr nachdenklich. »... Aber ich kann doch meinem armen Chauffeur nicht ein Schild umhängen, auf dem steht: ›Ich bin der Fahrer von Gina Lollobrigida.‹ Nur, damit ihn die Leute in Ruhe lassen, wenn ich mal eine Stunde fort bin, um im Restaurant zu essen.«

Es entstand eine Pause. Ich betrachtete Gina Lollobrigida, wie sie so sinnierend neben mir stand, und fand plötzlich, dass sie aussah wie meine Mutter. Die dunklen kurzen und gelockten Haare, das schöne Gesicht. Konnte es Zufall sein, dass sowohl die Lollobrigida als auch meine Mutter am vierten Juli Geburtstag hatten? Ich erinnerte mich an meinen Wunsch als Teenager, dass Mama wieder in mein Leben treten sollte. Bevor ich diesen seltsamen Gedanken weiter verfolgen konnte, lächelte Gina plötzlich wieder breit: »Aber ich wollte euch doch noch etwas ganz anderes zeigen!«

Sie ging ins Haus, nahm einen Teller vom Tisch und klopfte einige Male mit einem Messer dagegen, sodass ein helles Klingeln ertönte. Und da kamen sie wieder. Noch viele mehr, als ich vorhin gesehen hatte. Aus allen Ecken des Gartens strömten weiße und grüne Pfauen herbei. Wie in einer dramatischen Operninszenierung. Die Vögel zogen ihre langen Federn wie schwere Schleppen hinter sich her und schritten langsam die Treppe hinauf. Von oben warf ihnen Gina Lollobrigida Spaghetti mit Tomatensoße entgegen,

nach denen die Tiere ungeschickt schnappten. »Ausgerechnet die weißen Pfauen fangen immer so schlecht«, lachte sie. »Die haben dann immer gleich diese roten Tomatenkleckse am Hals. Aber es sind eben römische Pfauen, sie lieben wie ich Pasta.«

Nach dieser kleinen Vorführung ging es in den Keller – und dort stockte uns fast der Atem. In einem unterirdischen Archiv hatte Gina Lollobrigida über fünftausend Titelseiten von sich aufgestellt, alle säuberlich auf Karton aufgezogen und gummiert. Ein Lollobrigida-Museum mit Zeitschriftentiteln aus beinahe allen Ländern der Erde und aus mehreren Jahrzehnten. Eine faszinierende Reise durch die Karriere einer Hollywood-Diva. Ich ging langsam von einem Bild zum anderen und sog den Glamour in mich auf, den jedes ausstrahlte. Gina Lollobrigidas Schönheit, ihre Posen und ihren typischen lasziven Blick, der immer zu sagen schien: »Komm doch, wenn du dich traust!«

Zurück im sanften Licht des italienischen Nachmittags, nahmen wir noch gemeinsam einen Kaffee im Salon, dann fuhren Dieter und ich ins Hotel, um uns frisch zu machen und etwas auszuruhen. Für den Abend hatte uns Gina zum Essen in der Stadt eingeladen. Im Restaurant stieß noch als »Überraschungsgast« Helmut Berger zu unserem kleinen Grüppchen. Helmut hatten wir ja bereits bei unserer Show im Maritim kennengelernt und schon da sofort auf einer Wellenlänge gelegen. Die Stimmung war wunderbar, das Essen auch – und so klang der Tag genauso hinreißend aus, wie er begonnen hatte. Als wir uns verabschiedeten, legte Gina mir und Dieter beschwörend die Hand auf den Arm und sagte: »Aber morgen kommt ihr noch einmal, das müsst ihr mir versprechen. Ich habe euch noch nicht alles gezeigt!«

Am nächsten Tag fuhren wir also wieder in der Via Appia vor. Ein weiteres Mal empfing uns die Diva an der Eingangstür, aber

diesmal bat sie uns nicht herein. Stattdessen kam sie heraus und machte eine Handbewegung, die uns gebot, ihr zu folgen. Sie führte uns um das Haus herum, auf die andere Seite des Gartens. In der Nacht hatte es geregnet, und Gina sank bei jedem Schritt mit ihren Stöckelschuhen tief in den matschigen Boden ein, aber sie schien es kaum zu bemerken. Schließlich erreichten wir ein kleines Gartenhaus.

Es handelte sich um das Atelier, das sie sich hier eingerichtet hatte. Sie erzählte uns, wie sie als junges Mädchen, vor ihrer Filmkarriere, bereits in Rom Malerei studiert hatte, aber dass erst sehr viel später, im Jahr 1990, ihre Liebe für die Bildhauerei erwacht war. Da war sie bereits dreiundsechzig Jahre alt. Sie hatte kurz entschlossen Unterricht beim berühmten Bildhauer Giacomo Manzù genommen und damit begonnen, Skulpturen aus Marmor zu meißeln und Plastiken aus Bronze zu gießen.

»Anfangs haben mich natürlich alle niedergemacht«, erzählte sie. »Wenn man Schauspielerin ist und weltweit erfolgreich, erwarten die Menschen, dass man sich damit zufrieden gibt. Sie akzeptieren nicht, dass man auch noch andere Talente hat, die man gerne ausleben möchte. Dabei haben die meisten Kritiker meine Arbeiten nicht einmal angesehen. Aber so sind sie, die Menschen.«

Sie sagte das ohne Groll. Es war einfach eine Feststellung. Wie mir war es auch Gina Lollobrigida egal, was andere von ihr dachten. Sie wusste, was sie konnte, und vor allem, was sie wollte. Man durfte sie natürlich gern bewundern, aber wenn man es nicht tat, machte es ihr auch nichts aus. Darin lagen ihre besondere Stärke und ihre Ausstrahlung. Sie glaubte an sich, das war ihr das Wichtigste.

Ich vertiefte mich in Ginas Skulpturen. Die Details waren unglaublich fein gearbeitet, in vermutlich unzähligen Arbeitsstunden mühevoll aus dem Stein gemeißelt: lebensecht wirkende Hände,

Füße, Körperformen und Gesichter. Hier in diesem Atelier, erfuhren wir, arbeitete Gina Lollobrigida trotz ihrer inzwischen zweiundsiebzig Jahre noch fast täglich.

Zum Teil hatte sie dabei auch die Charaktere geformt, die sie in ihren Filmen verkörpert hatte – etwa die schöne Esmeralda aus dem *Glöckner von Notre Dame* und die Herrscherin in *Salomon und die Königin von Saba*. Auf der Expo in Sevilla hatte sie 1992 sogar ihre Heimat Italien mit einer ihrer Skulpturen vertreten. Sie zeigte uns einen Zeitungsausschnitt von sich vor dem betreffenden Kunstwerk. Es war die Skulptur eines Kindes, das auf einem Adler reitet. Ich hatte das starke Gefühl, dieses Motiv zeigte niemand anderen als Gina selbst: eine Abenteurerin, die mit der Neugier eines Kindes ihr Leben lebte. Ganz ohne Angst vor den schwindelerregenden Höhen, in die sie dabei getragen wurde. Doch die Expo blieb längst nicht ihr einziger Erfolg. 2003 ist ihr zum Beispiel für ihre Arbeiten der »Commandeur de l'Ordre des Arts et des Lettres«, der wichtigste Kunstpreis Frankreichs, verliehen worden.

»Schau, Harald«, ruft sie. Sie besprüht den Marmor einer Skulptur an einer Stelle mit etwas Wasser, um mir die kristalline, glitzernde Struktur des Steins zu zeigen, die auf diese Weise zum Vorschein kommt.

»Es ist nur Marmor, aber er glitzert wie ein Edelstein, findest du nicht?« Sie sieht mich eindringlich an. »Der Stein glitzert, wie auch Menschen glitzern, wenn sie das tun, was sie am besten können. Wenn man ihre wahre Natur zum Vorschein bringt. So wie ich das getan habe. Und so wie du, Harald. Du bist die Zukunft, ich bin die Vergangenheit! Zusammen gehört uns die Welt.«

Nachdem Dieter und ich die Skulpturen ausgiebig bewundert hatten, führte sie uns in ihre Bibliothek. An einer Wand hingen

unzählige Bilder, die Gina zusammen mit anderen Stars zeigten. Mit Michael Jackson, Marilyn Monroe, Frank Sinatra und vielen anderen. Auf der gegenüberliegenden Seite standen Tausende Bücher in den Regalen. Darunter auch jede Menge Fotobände – etliche davon hatte Gina selbst fotografiert, jedes ihrer Bücher war bisher in Italien ein Bestseller gewesen. Und nicht nur dort. Trotzdem ist das Fotografieren wie die Bildhauerei eine der breiten Masse wenig bekannte Seite der Schauspielerin. Als Gina zu Beginn der Siebzigerjahre aufgehört hatte, Filme zu machen, hatte sie sich der Fotografie zugewandt und sich vor allem darauf spezialisiert, die Menschen privat zu fotografieren, die sie durch ihre Berühmtheit einfach mal inoffiziell trifft – Fidel Castro, Salvador Dalí, Paul Newman, Ronald Reagan oder Fußballstar Pelé.

Seit ihrem Abschied vom Film hatte Gina auch wieder regelmäßig zu malen begonnen. »Schau, kennst du die?« Sie nahm einen kleinen Rahmen aus dem Regal, in dessen Zentrum sich eine italienische Briefmarke mit einem winzigen Gemälde des Gesichts von Mutter Teresa befand. Ich kniff die Augen zusammen, um die Details des Bildes zu erkennen. »Die habe ich gemalt, und man hat sie tatsächlich gedruckt!« Es war verrückt, eine kleine Briefmarke ihrer Heimat schien Gina Lollobrigida stolzer zu machen als alle ihre anderen Erfolge zusammen.

PHOENIX AUS DER ASCHE

Plötzlich ging alles recht schnell. Unser Ex-Gönner zog »ganz überraschend« einige seiner Behauptungen zurück. Es wurde ein Vergleich vorgeschlagen, bei dem wir recht gut dastanden. Wir sollten nun zwar für entstandene Nebenkosten immer noch etwas zahlen, allerdings eine vergleichsweise geringe Summe, für deren Begleichen wir bis zum Ende des Jahres Zeit hatten.

Selbst das schien gerade schwierig. In unserem Ersatz-Showroom in Sindelfingen war es leider nicht so gut gelaufen. Wir hatten nur eine Mini-Kollektion voranfertigen können, weil uns einfach das Geld für die Stoffe und die Honorare der Schneiderinnen fehlte. Den Einkäufern fehlte daraufhin die Auswahl, sie bestellten nur sehr vorsichtig, und wir verkauften nicht genug. Dadurch war nicht genug Geld da, um genügend neue Entwürfe in Produktion zu geben. Wenn wir nicht im großen Stil produzierten, konnten wir es eigentlich auch gleich sein lassen. Ein Teufelskreis!

Um jetzt nicht auch noch Schulden anzuhäufen, hatten Dieter und ich so viel Geld flüssig gemacht, wie wir nur konnten, hatten Lebensversicherungen aufgelöst und jedes Sparkonto, auf dem noch irgendwo ein paar Mark vor sich hin dümpelten. Doch es nützte alles nichts: Nach einem halben Jahr war klar, dass es das einzig Vernünftige sein würde, den Mietvertrag zu kündigen.

Genauso, wie ich intuitiv weiß, wann es Zeit ist, Gas zu geben, spüre ich, wann ich einen Gang zurückschalten muss. Auf mein Gefühl kann ich mich verlassen, das hatte mir sogar schon einmal das Leben gerettet: Es war nicht lang nach der Eröffnung unseres Ladens in Stuttgart, da hatte ich im Zug von Köln nach Stuttgart gesessen und plötzlich den dringenden Impuls gehabt, meine Koffer zu nehmen und mir einen Platz einige Waggons weiter hinten

zu suchen. Ich konnte das nicht erklären, es war, als würde mich etwas zwingen, das zu tun. Der Schaffner hatte mich verwundert angeschaut, aber zwanzig Minuten später war ein Lastwagen von einer Brücke auf den Zug gestürzt. Der Waggon, in dem ich zuvor gesessen hatte, war dabei zerstört worden. Es war ein schreckliches Szenario, und Einzelheiten habe ich, wie vieles in meiner Kindheit, verdrängt. Doch seitdem weiß ich mit Gewissheit, dass meine Schutzengel immer für mich da sind – und dass ich gut daran tue, auf meine innere Stimme zu hören.

Aus dem gleichen Grund versinke ich nie lang in Depressionen. Ich lebe nach dem Motto: Jetzt erst recht! Zufällig hatte ich gesehen, dass um die Ecke von unserer Wohnung in der Ludwigstraße ein Eckladen frei war. Eine winzige Bude nur, ohne jeden Schnickschnack, aber billig. Und schon hatte ich wieder eine Idee. Ich dachte: Wenn ich gerade keine Mode machen kann, dann eröffnen wir eben eine Galerie!

»*Galerie Pomppöös*, das klingt doch auch gut«, sagte ich zu Dieter. »Und im Schaufenster können wir super die Klamotten ausstellen, die wir noch übrig haben.«

Gemälde, um die Wände des kleinen Raums voll zu bekommen, hatte ich jedenfalls zur Genüge. Das kleine Arbeitszimmer unserer Wohnung stand voll mit Dutzenden von Bildern aller möglichen Größen. Öl auf Leinwand, Acryl auf Leinwand, sogar Nagellack – was mir gerade unter die Finger gekommen war.

In der frustrierenden Zeit während des Prozesses hatte ich mit der Malerei eine Möglichkeit gefunden, den aufgestauten Frust loszuwerden. Fast immer habe ich nachts den Pinsel geschwungen, wenn ich nicht schlafen konnte. Mit knalligen Farben zu hantieren ist auf jeden Fall besser, als sich im Bett sorgenvoll hin und her zu wälzen, wie das Dieter so oft tat. Dass ich mein erstes richtiges Bild

gemalt hatte, lag noch gar nicht so lange zurück, denn eigentlich hatte ich nie Maler sein wollen – bis zu der einen Nacht gut ein Jahr zuvor.

Ich wache auf, die rot leuchtende Digitalanzeige des Weckers zeigt 3 Uhr 27. Ich habe intensiv geträumt, und in meiner Erinnerung an den Traum hat sich ein Bild festgesetzt: Eine Frau im barocken Kleid mit einem überdimensionalen Kopf, aus ihren Haaren wachsen Schlangen. Im Hintergrund der Szene steht ein Mann mit einer Maske. So wie man immer selbst am besten seine Träume deuten kann, weiß ich instinktiv, dass dieser Maskierte ein Sinnbild für einen Mann ist, der nur das Äußere einer Frau sieht. Eines Mannes, der nicht erkennt, ob sich hinter der äußeren Erscheinung seiner Geliebten Schlangen verbergen oder ob sie ein großes Herz hat. Er ist blind vor Liebe. Ich bin todmüde, aber ich weiß, ich werde dieses Bild vergessen, wenn ich es nicht sofort umsetze. Es ist wie ein innerer Auftrag. Also quäle ich mich aus dem Bett und suche in der ganzen Wohnung nach Farben. Ich finde einen alten Malkasten und Papier. Und dann male ich bis zur Morgendämmerung.

Wehmütig verpfändete ich nun einige meiner Brillantringe, was zum Glück genau die paar Tausend Mark brachte, die wir brauchten, um die Kaution und die erste Miete für das Ladenlokal aufzubringen. Auf diese Weise steckten wir fast den letzten Pfennig in die Galerie – genau 100 Mark waren anschließend noch übrig. Zu wenig für eine Vernissage mit Party zur Eröffnung. Doch nun zeigte sich mal wieder, dass wir unglaublich tolle Freunde hatten. Unsere Freundin Dragana, eine Gastronomin, die mehrere Gay-Clubs in Stuttgart besitzt und sich sozial sehr stark engagierte, bot uns an, ein Catering zu spendieren. Dragana ist eine gebürtige

Rumänin und das, was man eine »weiße Hexe« nennt. Sie war mir mehr als einmal eine Stütze in schwierigen Zeiten. Als perfekte Zuhörerin stand sie mir mit Rat und Tat zur Seite. Hin und wieder ließ ich mir von ihr die Karten legen um einen Blick in die Zukunft zu wagen. Dragana hat feuerrote Haare, die sie zu einer dramatischen Hochfrisur auftürmt. Man nennt sie auch »Die Königin der Nacht«, und das zu Recht. Und so luden wir ein – zwar etwas kleiner als gewohnt, aber es bewegte sich was.

Das Minimalbuffet tat der Stimmung keinen Abbruch: *Tout le monde* war erschienen und feierte mit uns in der winzigen Bude unsere Rückkehr aus Sindelfingen nach Stuttgart – und vor allem unseren Willen, uns nicht unterkriegen zu lassen. Die Künstler vom Renitenztheater, treue Kunden und neugierige Nachbarn quetschten sich wie die Sardinen in den winzigen Raum. Und was viel wichtiger war: Viele Freunde, ohne die das Leben furchtbar wäre. Albert und Iris sind zwei solche Freunde. Albert ist ein renommierter Arzt aus guter Familie. Er sieht aus wie ein arabischer Scheich. Seine Lebensgefährtin Iris ist eine hinreißend schöne Frau und außerdem eine begnadete Malerin und Fotografin. Beide sind sehr kunstinteressiert und kauften gleich drei meiner Gemälde. Sie gefielen ihnen sicher, doch das war, glaube ich, nicht der ausschlaggebende Punkt. An diesem Abend kauften sie wohl eher, um uns zu unterstützen. Eine großartige Geste.

Wer nicht mehr reinpasste in die kleine Galerie, wartete in einer großen Traube vor der Tür, bis die Gäste drinnen es nicht mehr aushielten und dringend frische Luft schnappen mussten. So blieb die ganze Chose schön in Bewegung.

Mit dabei war natürlich auch die Presse. Jeder Sender, von Sat.1 über RTL bis hin zu den Lokalsendern der ARD, hatte ein Kamerateam geschickt, um den Beginn der »neuen Karriere« des »Modeprinzen Glöckler« zu dokumentieren. Um dem Auflauf gerecht zu

werden, hatte ich mit meinem Styling mal wieder richtig auf die Tube gedrückt: Mein Kopf war kahl rasiert, ich trug einen wal-lenden indischen Kaftan aus durchsichtigem Chiffon, darunter nur einen String und an den Füßen Plateauschuhe. Ich fühlte mich so richtig *shocking*!

Um diesen Aspekt noch zu unterstreichen, hatten Dieter und ich als besondere Attraktion des Abends einen Studenten engagiert, der sich fast nackt mit Lederharnisch und Plateauschuhen unter die Leute mischte. Immer, wenn irgendeine der anwesenden Damen oder einer der Herren bei seinem Anblick fasziniert aufkreischte, behaupteten wir, wir hätten den Jungen extra aus dem Lido in Paris einfliegen lassen. Ob uns das jemand abgenommen hat, weiß ich nicht, aber es war lustig, die Reaktionen zu beobachten. Nicht nur Dieter und ich hatten Spaß: Die Gäste tanzten bis zum Morgen, zum Teil auf der Straße. Und als irgendwann der ganze Sekt ausgetrunken war, lief irgendwer zur Tankstelle und besorgte neuen. Die Party wurde vermutlich eine der ausgelassensten, die wir je gefeiert hatten. Dabei verkauften wir direkt einen ganzen Schwung Bilder.

Es lief nur leider nicht so rund weiter. Die Bilder verkauften sich zwar, und das wäre ein guter Zusatzverdienst gewesen – als einzige Einnahmequelle war es allerdings zu wenig. Schon bald dräute wieder eine Mietzahlung, und natürlich brauchten wir auch Geld zum Leben. Ein paar Wochen nach der Eröffnung saß Dieter in der Galerie auf dem Schemel, auf den wir uns zum Aufhängen der Bilder stellten, und ließ den Kopf hängen.

»Harald, was machen wir bloß? Wir werden den Laden hier auch zumachen müssen, wenn nicht ein Wunder geschieht.«

Ich hockte mich zu ihm. »Jetzt mach dir keine Sorgen. Pass auf: Ich bestelle einfach beim Universum 3000 Mark. Sagen wir, bis kommenden Donnerstag.«

Dieter schüttelte den Kopf, aber lächelte, als sei ich ein Kind, das noch nicht begreift, wie die Welt funktioniert.

»Ach, du immer mit deinen verrückten Ideen.«

»Entschuldigung, was kostet dieses Kostüm da im Fenster? Dürfte ich das mal anprobieren?« Die Dame, die gerade in den Laden geschneit ist, ist etwa Mitte vierzig und trägt einen sehr eleganten Hosenanzug. Dass sie wohlhabend ist, erkennt man an ihrem Auftreten. Und sie hat, das sehe ich auf den ersten Blick, genau die Größe 40, in der ich den Fummel noch dahabe.

»2200 Mark«, antworte ich – nicht gerade das billigste Modell, das sich die Dame da ausgeguckt hat. Sie nickt, ich nehme das Kleid von der Schaufensterpuppe, und sie verschwindet damit in der Umkleide. Siehe da: Das Kostüm passt wie für sie entworfen.

»Hätten Sie auch noch Schmuck dazu?«, fragt sie.

»Selbstverständlich«, antworte ich und ziehe meine Schmuckschublade auf, um ihr auch die Stücke zu zeigen, die ich nicht im Geschäft ausgestellt habe – für die ganzen Klunker ist der Laden zu klein.

Sie wirft einen Blick darauf, wirkt aber zunehmend unruhig und schaut auf ihre Uhr. »Wissen Sie«, sagt sie, »ich war eigentlich auf dem Weg zum Flughafen und auch schon ziemlich spät dran. Aber dann habe ich das Kostüm gesehen und konnte einfach nicht dran vorbeigehen. Suchen Sie mir doch bitte den Schmuck dazu aus. Sie haben mich jetzt gesehen, das Kostüm kennen Sie auch. Ich gebe Ihnen 3000 Mark. Sie stellen mir was zusammen – und ich hole die Sachen dann in sechs Wochen ab. Ist das in Ordnung?«

Dieter hält »meine« unglaublichen Fügungen immer für Zufälle und meine Erklärungen für Spinnerei – ich glaube ja, dass alles

irgendwie zusammenhängt und man mit seinen Gedanken, Wünschen und Visionen die Welt beeinflussen kann. Es ist ein Gesetz des Kosmos: Wenn man fest an etwas glaubt, wird das auch eintreten. Aber meine »Kunststückchen«, wie Dieter sie nennt, funktionierten leider auch nicht immer. Während des Prozesses mit Mr. X zum Beispiel haben alle meine »Bestellungen« nichts ge-
fruchtet. Rückblickend ergibt das allerdings jede Menge Sinn! Denn wenn wir einfach so bezahlt hätten, was Mr. X aufgrund seiner Lügengeschichten haben wollte, hätte er sich an uns ungerechterweise bereichert.

Meine Fähigkeit, ganz schnell das zu materialisieren, was ich gerade brauche, funktioniert auch eher bei kleineren Dingen und Beträgen, größere »Bestellungen« dauern etwas länger. Als Dieter mal wieder zweifelte und mich aufzog, reagierte ich trotzig und sagte:

»Okay, dann bestelle ich jetzt was Schwieriges und beweise es dir. Morgen Nacht um Punkt zwölf bekomme ich 500 Mark an der Bar im Breuninger. So!«

Dieter grinste. »Wenn das klappt, darfst du mich eine Woche lang Emil nennen.«

Am nächsten Tag saßen wir also im Breuninger an der Bar, als mich jemand von hinten anstupste. Es war meine Freundin Hannah. Ich hatte sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen und freute mich riesig.

Sie sagte: »Harald, gut, dass ich dich mal treffe, da kann ich ja endlich meine Schulden begleichen.« Ich schaute sie erstaunt an. »Was für Schulden?« Und sie meinte: »Erinnerst du dich nicht mehr? Wir waren vor ein paar Monaten aus zum Champagner-trinken.« Ich erinnerte mich schwach, denn das war wirklich schon ziemlich lange her. Sie sagte: »Da wollte ich dich einladen – und konnte dann plötzlich nicht bezahlen. Das hast du dann gemacht,

das war mir furchtbar peinlich.« Jetzt holte sie 500 Mark aus ihrem Portemonnaie und reichte sie mir. Ich sagte: »So ein Quatsch, das ist viel zu viel, ich hab höchstens 200 bezahlt.« Doch sie schüttelte den Kopf. »Nimm das jetzt, und halt die Klappe. Du kannst mich dann ein andermal einladen.« Dann gab sie mir ein Bussi auf die Wange und zog wieder ab.

In dem Moment fiel mein Blick auf die Uhr an der Wand: Es war fünf nach zwölf. Erst jetzt wurde mir klar, dass meine »Bestellung beim Universum« in Erfüllung gegangen war, genau wie gewünscht. Ich sagte zu Dieter: »Und? Was sagst du jetzt, Emil?« Dieter »Emil« Schroth antwortete: »Okay, das war beeindruckend. Aber wie wär's, wenn du uns jetzt statt solcher Kunststückchen mal wieder so richtigen Erfolg fürs Geschäft bestellst? Wäre an der Zeit!«

Ich seufzte. »Ich will es versuchen, Dieter. Aber versprechen kann ich nix.«

PREMIERE IN DÜSSELDORF

Wenig später klingelte mal wieder das Telefon im Laden. Irgendwie hatte ich schon beim Anheben des Hörers das Gefühl, dass es sich um keinen gewöhnlichen Anruf handelte. Und ich hatte recht! Am Apparat war ein Mitarbeiter der Modemesse Igedo in Düsseldorf. Er begann das Gespräch mit der rhetorischen Frage, ich hätte sicher gehört, dass die Igedo im nächsten Jahr fünfzigjähriges Bestehen feiere. Ob wir Interesse daran hätten, mit Pompöös die Eröffnungsshow der CPD im Februar 1999 zu bestreiten.

Den Bruchteil einer Sekunde dachte ich, ich träume, so phantastisch war das, was ich gerade gehört hatte. Die Eröffnungsshow der CPD, der »Collections Premieren Düsseldorf«, der Trend-Veranstaltung der Igedo! Das war ein Geschenk des Himmels. Eines, das mir mal wieder bewies, dass alles zusammenhängt, manche Dinge aber erst Früchte tragen, wenn man gar nicht mehr daran denkt.

In diesem Augenblick lief vor meinem inneren Auge wieder die kleine Szene in Hongkong genau ein Jahr früher ab. Damals hatte sich eine bekannte New Yorker Modejournalistin nach unserer Show entrüstet, unsere Mode noch nie auf der Igedo gesehen zu haben:

»Das ist ja ein Unding! In drei Tagen findet die asiatische Igedo in Shanghai statt, da werde ich die Geschäftsführung mal darauf ansprechen.«

Damals hatte ich die Äußerung für eine Nettigkeit, aber eine reine Luftblase gehalten – doch ich hatte mich geirrt. Offenbar hatte die

Dame ihr Vorhaben wahr gemacht, und die Verantwortlichen hatten sich still und leise die Namen »Pompöös« und »Harald Glööckler« notiert. Und während wir vor Gericht tausend Tode gestorben waren, hatte die ganze Zeit im Stillen schon diese große Überraschung auf uns gewartet. Doch dann sagte der Igedo-Mitarbeiter:

»Wir können Ihnen leider keine Gage zahlen, aber wir übernehmen selbstverständlich die Kosten für die Show.«

Keine Gage war unter normalen Umständen inakzeptabel, aber die Show war eine Riesenchance. Ich erbat mir mit dem Verweis auf das fehlende Honorar Bedenkzeit – so einfach zu haben war ich ja nun nicht. Als ich am nächsten Tag doch zusagte, war die Freude auf Igedo-Seite entsprechend groß.

»Das wird alle hier freuen, vielen Dank!«

»Gut, dann sehen wir uns im Juli«, sagte ich. Doch mein Gesprächspartner entgegnete:

»Oh, das ist ein Missverständnis, es geht nicht um die Show im Sommer – sondern um die erste CPD, im Februar.«

Mich traf fast der Schlag.

Mein Blick fiel auf den Baum draußen vor der Tür, dessen Blätter sich leuchtend gelb färbten. Wir hatten ja jetzt schon Ende Oktober! Die Show sollte am 1. Februar stattfinden. Damit hatten wir nur gut drei Monate Zeit, um uns auf diese wichtige Show vorzubereiten, sämtliche Modelle zu entwerfen und herzustellen, alles zu organisieren ... Wie, um alles in der Welt, sollten wir das schaffen? Doch bevor ich in Panik geraten konnte, machte sich ganz plötzlich ein warmes Gefühl der Gewissheit in mir breit. Ich erinnerte mich, dass ich bis jetzt keiner Herausforderung im Leben begegnet war, die ich nicht gemeistert hatte. So würde es auch dieses Mal sein. Und überhaupt: Kneifen kam nicht infrage!

Endlich durfte ich wieder aus dem Vollen schöpfen! Ab sofort arbeitete ich fieberhaft an neuen Modellen. Der Titel der Show lautete »Mode für das neue Millenium«, und dem wollte ich mit besonders phantasievollen und ausgefallenen Kleidern gerecht werden. Nebenbei kümmerten Dieter und ich uns darum, Sponsoren zu organisieren. Zwar übernahm die Igedo die Kosten der Show an sich – das heißt, sie stellte den Saal mit Laufsteg sowie die Bewirtung der Gäste nach der Show. Es blieben trotzdem noch etliche Posten übrig, die wir selber finanzieren mussten. Die Vorproduktion der Modelle ging auf unsere Kappe, wir mussten die Models buchen und das Hotel – für alle Beteiligten – im teuren Düsseldorf. Auch Haare und Make-up waren nicht Teil des Deals.

Zum Glück war unsere Sponsoren-Suche erfolgreich. Tatsächlich fand sich ein Stoff-Lieferant, der uns mit 30000 Mark unterstützen wollte. Allerdings waren die Stoffe nicht auf den ersten Blick das, was ich mit Pompöös verband: Der Hersteller hatte einen Stoff entwickelt, der besonders outdoortauglich war, aber ansonsten recht schlicht und unspektakulär daherkam. Das nahm ich als Herausforderung. Schließlich muss sich grundsätzlich aus jedem Stoff etwas machen lassen – und so baute ich die Stoffe in meine Kreationen ein und putzte sie mit tollen, edlen Brokat-Bordüren und Seidenstoffen heraus.

Außerdem konnten wir an Fachkunden der Bekleidungsindustrie Tickets für insgesamt 20000 Mark verkaufen und fanden Friseure und Make-up-Leute, die gegen Nennung ihres Namens bereit waren, uns zu helfen. Die Namen Pompöös und Glööckler waren inzwischen solche Marken, dass sie einen eigenen Werbewert besaßen.

Mittlerweile hatte sich auch ein Lizenznehmer gefunden, für den ich Sportswear entwerfen sollte. Das war ein Gebiet, auf dem ich mich bisher noch nicht so ausgetobt hatte. Diese sportliche Mode

wollte ich anders präsentieren als meine Couture, damit sie sich abhob und natürlich auch, um die ganze Show bunter und abwechslungsreicher zu gestalten. Meine Idee: Ich wollte die Sportswear mit einer Tanz-Performance zeigen. Das reizte mich, denn so etwas hatte ich noch bei keinem anderen Modeschöpfer gesehen. Zufällig erzählte mir die Choreographin von einer Tanztruppe junger Leute aus Süddeutschland, die den Job gratis übernehmen würde. Die jungen Tanzstudenten brannten förmlich darauf, bei uns mitzumachen, weil sich das in ihrem Portfolio natürlich gut machte und eine tolle Werbung war. So hatte sich auch dieser Punkt mal wieder von selbst geregelt!

Doch wie bekamen wir die Kleider nach Düsseldorf? Hier kam Uwe ins Spiel. Uwe ist ein Organisationstalent. Sein Business sind Events. Er hat eine bezaubernde Familie, zwei wohlerzogene und charmante Jungs und seine Frau Britta. Britta ist einmalig. Sie hat ein sanftes Wesen, ist sehr esoterisch veranlagt und ist eine Seele von einem Menschen. Sie wirkt wie eine nordische Schönheit, so ein bisschen Greta-Garbo-Typ. Auf die beiden ist immer Verlass. Uwe sagte: »Lass mich mal machen.« Er organisierte den Transport, genauso professionell wie so vieles andere.

Natürlich schafften wir alles. Allerdings hätten wir keinen Tag weniger zur Verfügung haben dürfen – bis zur letzten Minute war ich mit Vorbereitungen beschäftigt. Als die Igedo 1999 am 1. Februar ihre Pforten öffnete, war das nicht nur für die berühmte Modemesse ein historischer Moment, weil sie das fünfzigste Jahr ihres Bestehens feierte. Auch für uns war dieser Augenblick ein Meilenstein: Die Eröffnungsshow der CPD – allein darüber nachzudenken bescherte mir eine Gänsehaut.

Es strömten so viele Leute in den Saal, wie noch nie bei einer unserer Shows gewesen waren. Man stürmte uns förmlich die Bude.

Insgesamt gut fünfzehnhundert Menschen drängten sich in dem eigentlich großen Raum, der plötzlich ganz klein wirkte, darunter fast siebenhundert Journalisten. Unter den Gästen befanden sich – man konnte schon sagen: wie immer – das Prinzenpaar von Preußen, diverse Prinzessinnen aus ganz Deutschland, mehrere Botschafter und sogar der Oberbürgermeister von Düsseldorf. Es herrschte so ein Tumult unter den Anwesenden, dass wir eine halbe Stunde warten mussten, bis sich die Aufregung etwas gelegt hatte. Dann betrat Gina Lollobrigida die Bühne, und es breitete sich in Sekunden eine respektvolle Ruhe im Saal aus – ihre natürliche Ausstrahlung und Autorität brachten das besser fertig als eine ganze Busladung Security-Leute.

Auch unser erstes Model war nicht gerade unbekannt. Es war Brigitte Nielsen. Für die Dänin, die vor ihrer Filmkarriere als Mannequin für Versace und Armani gelaufen war, war unsere Show der erste Auftritt als Model seit zehn Jahren. Brigitte hatte ich zwei Jahre zuvor beim Frankfurter Opernball kennengelernt. Sie war sofort Feuer und Flamme für meine Mode, und als ich einmal ganz nebenbei erwähnte, ich könnte sie mir gut als Pompöös-Model vorstellen, war sie sofort ganz begeistert. Heute war dieser Tag gekommen.

Brigitte erinnerte mich mit ihren strengen Gesichtszügen, dem großen Busen und den kurzen blonden Haaren an eine Weltraumheldin, also hatte ich extra für sie ein körperbetontes Space-Outfit aus silbern eingefärbtem Leder entworfen. Dazu gab es einen Gürtel aus langen ledernen »Dornen«, der hinten geschlossen wurde. Diesen Gürtel sollte ihr auf dem Laufsteg eines der männlichen Models, ein langhaariger Beau, abknöpfen. Der Plan war, dass er um Brigitte herumtanzte und schließlich den Gürtel abnahm – doch der arme Junge tanzte und tanzte, aber traute sich nicht, so

viel Respekt hatte er vor der Frau, die als Titelheldin im Actionfilm *Red Sonja* alle Kerle verdroschen hatte.

Also kam er unverrichteter Dinge und leicht verzweifelt hinter die Bühne zurück. Als Brigitte Nielsen merkte, dass die langen Dornen noch im Weg waren, war sie für den Bruchteil einer Sekunde irritiert – aber blieb total professionell. Sie lief zurück zum Anfang des Laufstegs, ich scheuchte den Gürtelöffner nach draußen – und diesmal klappte es. Ein Glück!

Kurz darauf traten die Weather Girls auf. Das Publikum tobte, als die beiden stattlichen Damen in meinen Kreationen ihren Hit *It's Raining Men* zum Besten gaben. Die in Deutschland lebenden Amerikanerinnen hatten Dieter und ich schon vor ein paar Jahren in Berlin in der Fernseh-Revue *Hexenkessel* beim RBB, dem Rundfunk Berlin-Brandenburg, kennengelernt. Dort war ich mit dem *Pompöös*-Song aufgetreten – direkt nach Alphaville. Gastgeberin der Show war unsere treue Kundin und Freundin Romy Haag. Die Weather Girls waren sofort fasziniert vom Rokoko-Kleid meiner »Sängerin« gewesen. Sie hatten mich damals gefragt, ob ich ihnen nicht Kostüme für ihre Live-Shows machen könnte – allerdings schickten sie gleich hinterher, dass das vermutlich ihr Budget sprengen würde. Ich hatte versprochen, ihnen so tolle Kostüme zu machen, wie sie es sich nur wünschten. Im Gegenzug hatte ich die beiden allerdings verpflichtet, bei Gelegenheit in einer meiner Shows zu modeln und zu singen. Eine sehr glückliche Abmachung, wie sich jetzt herausstellte.

Bei all dem Staraufgebot kamen meine Kreationen nicht zu kurz: Es gab schiere Stürme von Applaus. Das Publikum honorierte meine neuen eleganten und zeitlosen Entwürfe ebenso wie meine bunten Cocktailkleider mit großen Hüten und die prunkvollen Roben, für die ich bekannt geworden war.

Alles sah also nach einem grandiosen Erfolg aus, doch als die Pressekonferenz auf dem Programm stand, war ich trotzdem nervös. Ich hatte Sorge, dass irgendetwas sich näher nach der unseligen Geschichte mit Mr. X erkundigen würde. Es war eine Horrorvorstellung für mich, das alles noch einmal ausbreiten zu müssen wie einige Monate zuvor bei Gericht – aber zum Glück erwies sich diese Angst als vollkommen unbegründet. Die Journalisten beschäftigten ganz andere Fragen.

So hielt mir ein Mitarbeiter von Sat.1, der sehr feminin wirkte und vermutlich auch »verzaubert« war, das Mikro ins Gesicht und meinte sehr ernst: »Herr Glöckler, Sie machen hauptsächlich Mode für Frauen, wieso hatten Sie dann heute nur Männer als Models? War das ein Stilmittel?« Einen Moment dachte ich, der Mann stünde unter Drogen. Ich hatte zwanzig Models gehabt, die Hälfte waren Frauen – inklusive Brigitte Nielsen. Das Make-up war zwar sehr androgyn gestaltet und es gab unter den Männern auch eine exaltierte Drag Queen, aber die Frauen waren eindeutig als Frauen identifizierbar gewesen. Nach einem sehr kurzen Besinnungsmoment konterte ich: »Wissen Sie, das liegt daran, dass Sie schon so lange keine Frau mehr gesehen haben. Sie sind aus der Übung.« Daraufhin lief der arme Kerl an wie eine reife Tomate und ergriff die Flucht.

Ein Redakteur einer Tageszeitung mokierte sich: »Das ist ja alles schön und gut. Aber das kann man doch nicht anziehen! So kann man schließlich nicht U-Bahn fahren!«

Eine sehr junge Journalistin wollte wissen: »Und wo verkaufen Sie Ihre Mode?«

Bei solchen Fragen muss ich mich immer sehr zusammenreißen, um mich nicht aufzuregen. Dass die Show wieder eine reine Kreativshow war, die zeigen sollte, was ich kann, begreifen deutsche Journalisten nur schwer. Später erzählte mir eine Freundin von

einer kleinen Szene, die sie am Rande der Pressekonferenz mitbekommen hatte. Der Chefredakteur einer großen französischen Tageszeitung hatte einen mosernden deutschen Kollegen angeherrscht: »Monsieur, wenn Sie keine Ahnung von Mode haben, was machen Sie dann hier? Glöckler ist eine Sensation, dagegen sind viele französische Designer ein schlapper Hut!«

Ich gebe zu, ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Das bewies einmal mehr, dass es in Frankreich ein grundsätzlich anderes Verständnis von Mode gibt. Dort ist sie ein fester Bestandteil der Kultur und der nationalen Identität. Dort geht man bewusst auf Talentsuche, um die jungen Modemacher zu unterstützen und zu vermarkten. In Deutschland steht Mode leider immer noch in dem Ruf, etwas Seichtes und im Grunde Überflüssiges zu sein.

Als ich einige Tage nach der Show die Zusammenstellung der über tausend Artikel überflog, die eine PR-Agentur für uns angelegt hatte, war ich erleichtert. Trotz der teils merkwürdigen Fragen auf der Pressekonferenz waren die Berichte fast durchweg positiv, manche lobten Pompöös geradezu überschwänglich. Besonders außerhalb Deutschlands hatte unser Label Beachtung gefunden. Ich stieß in der Mappe nicht nur auf Artikel aus Frankreich, England und den USA, sondern sogar aus – modisch gesehen – »exotischen« Ländern wie dem Libanon. Sensationell! Auf einmal überkam mich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit. Ich dachte daran, wie wir noch vor einem guten halben Jahr den Schlüssel für den Showroom in Sindelfingen zurückgegeben hatten. Wie schnell sich doch das Blatt wieder zum Guten wenden konnte, wenn man nur nicht aufgab!

Meine Hoffnungen hatten sich bestätigt: Die Show in Düsseldorf blies Pompöös wieder ordentlich Wind in die Segel. Auch wenn wir noch nicht auf dem sprichwörtlich »grünen Zweig« angekommen

waren, spürte ich, dass es von nun an bergauf gehen würde. Im gleichen Jahr wurden wir noch für eine weitere Pompöös-Show auf der nächsten CPD im Juli verpflichtet – diesmal hatten wir zum Glück etwas mehr Vorlauf. Dass unsere treue Freundin »Lollo« dabei sein würde, war schon fast selbstverständlich, und die Weather Girls hatten sich schnell bereit erklärt, ein weiteres Mal mitzumachen. Außerdem würden Giulia Siegel und die amtierende Miss Germany als Models mitlaufen.

Das war alles wunderbar, aber irgendwie fehlte mir noch zusätzlich etwas Neues. Und wie das oft so ist, kam die Lösung aus ganz unerwarteter Richtung. Kaum grübelten Dieter und ich darüber, womit wir die Show noch aufpeppen konnten, da meldete sich plötzlich Prinz Frederic von Anhalt per E-Mail – und fragte, ob er nicht als Model bei unserer Show laufen könne. Ich erklärte ihm, dass wir weder Gage noch Reisekosten bezahlen würden – und der Prinz lebte nicht gerade um die Ecke, sondern in Kalifornien mit seiner Gattin Zsa Zsa Gabor. Aber er wollte trotzdem mitmachen, wenn es sein müsse, auch auf eigene Kosten. Diese Beharrlichkeit gefiel mir, und so sagte ich schließlich zu.

Dann geriet ich allerdings nachträglich ins Grübeln. Gerade, weil so viele Adlige meine Mode lieben. Ich fragte mich, ob sie sich vielleicht durch den Prinzen pikiert fühlen könnten. Schließlich war er kein gebürtiger Adliger, sondern hatte sich seinen Adelstitel durch eine Adoption »erkauft«. Das hatte in den Achtzigerjahren zu einem ziemlichen Eklat im Hause Anhalt geführt, dessen Angehörige mit diesem »Kuckucks-Kind« nichts zu tun haben wollten.

Doch es zeigte sich, dass meine Sorge unbegründet war und auch Adlige durchaus Spaß verstehen. Als er auf dem Laufsteg anfang, einen Striptease zu veranstalten, und schließlich nur noch die Hose trug, die ich für ihn entworfen hatte, hatte nicht nur das Publikum einen Heidenspaß. Auch die Presse bekam den kleinen Skandal,

nach dem sie immer lechzt. Und – ganz nebenbei – fotografierte die Journaille wie wild meine Mode.

Ich hatte dieses Mal eine sehr klassische und zeitlose Linie entworfen, die theoretisch heute immer noch so tragbar wäre wie ein klassisches Chanel-Kostüm. Außerdem hatte ich als besonderes Extra jede Menge verrückte Hüte gemacht. Der prächtigste davon war mit fünfzig Pfauenfedern besteckt – es war ja noch immer das Jahr des fünfzigsten Igedo-Jubiläums. Nicht irgendwelche Pfauenfedern. Sondern echte römische – ein Geschenk von Gina Lollobrigida.

BERLIN, BERLIN

Vielleicht stimmt ja das, woran die Hindus glauben: dass Pfauenfedern Glück und Wohlstand bringen. Denn kaum waren wir aus Düsseldorf wieder zurück in Stuttgart, rief bei uns der Chef des Modecenters, Herr Pöhland, an. Die Mode-Institution in Berlin plante ein großes Spektakel auf dem Ku'damm, eine Modenschau namens »Der Große Q« – mit dem längsten Laufsteg der Welt. Auf 1111 Metern sollte Mode aus ganz Europa präsentiert werden, und ich sollte als einer der Top-Designer mitmachen. Das Center wollte dafür sämtliche Kosten übernehmen und sogar die Models stellen. Das Einzige, was ich tun musste, war, meine Mode mitzubringen. Ich antwortete:

»Das klingt ganz toll. Aber ich weiß nicht, ob Ihnen das bekannt ist: Ich mache grundsätzlich keine Modenschau mit anderen Designern zusammen. Wenn Sie Pompöös wollen, dann laufen meine Models als Erste – und nach einem Break kommen erst die anderen. Ansonsten muss ich Ihnen leider absagen.«

Ich hielt kurz die Luft an, ob mein Gesprächspartner diese selbstbewusste Forderung akzeptieren würde. Ich wusste, dass es bei so einer Riesveranstaltung die ersten Fotos waren, die am nächsten Tag in den Zeitungen und TV-Sendungen sein würden. Und ich wollte, dass das die Bilder meiner Mode wären.

Aber es war wie damals bei der Karnevalsveranstaltung in Weierstadt: Nur wenn man genau sagte, was man haben wollte, konnte man es auch bekommen. Ohne auch nur eine Millisekunde zu zögern, sagte Pöhland zu. Das war natürlich eine tolle Aussicht. Die Kehrseite der Medaille war, dass uns mal wieder keine Verschnaufpause vergönnt war. Wir mussten sofort mit den Vorbereitungen

beginnen, denn schon im Oktober sollte es in die Hauptstadt gehen.

Am Tag vor dem »Großen Q« lädt Monika Diepgen, die Frau von Bürgermeister Diepgen, im Namen der Stadt Berlin einige der Modedesigner und die Leute vom Modecenter zu einem Frühstück ins Senatsgästehaus im Grunewald ein. Dieter und ich lassen uns an der festlich gedeckten Tafel nieder. Kaum sitzen wir, gesellt sich Monika Diepgen zu uns. Sie lächelt uns freundlich an und sagt zu mir:

»Wissen Sie, Herr Glöckler, ich freue mich riesig, dass Sie hier sind. Aber ich habe mich eben gefragt, was Sie eigentlich in Stuttgart hält? Nichts gegen die Stadt – aber einen Modemacher wie Sie bräuchten wir dringend in der Hauptstadt, hier fehlt ein bisschen frischer Wind!«

Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich meine zu bemerken, wie der Chef des Modecenters, Herr Pöhland, der gegenüber an seiner Tasse Kaffee nippt, interessiert die Ohren spitzt. Ich erwidere:

»Vielen Dank für das Kompliment, Frau Diepgen! Ich habe Stuttgart natürlich zu schätzen gelernt, die Stadt hat einiges für uns getan ...« Ich mache eine kurze Pause, denn ich habe das Gefühl, dass es wichtig ist, jetzt das Richtige zu sagen. Schließlich fahre ich fort: »Sagen wir mal so: Ich würde einen Standortwechsel nicht kategorisch ausschließen – ich bin für Vorschläge ganz offen. Wichtig sind für uns im Grunde nur die Infrastruktur und Logistik. Wenn die stimmen, können wir mit Pompöös überall sein.«

Ich war in letzter Zeit viel zu beschäftigt, um die Zukunft weiter zu planen als bis zur jeweils nächsten Show. Aber Berlin erscheint mir plötzlich als eine Option. Eine sehr verführerische sogar.

Der Laufsteg auf dem Kurfürstendamm war in der Tat einer der beeindruckendsten, die ich je gesehen hatte. Stand man am Anfang, konnte man das Ende nur ahnen. Wie eine Straße, die sich in einem Punkt am Horizont verlor. Und auf beiden Seiten warteten schon Stunden vor Beginn der Veranstaltung Tausende von Menschen – und etliche Fernsehkameras. Ich bekam eine Gänsehaut.

Auf jeden Fall konnte ich mir Hoffnungen machen, dass diese Show den Bekanntheitsgrad von Pompöös um ein Vielfaches steigern und uns außerdem endlich den Osten der Republik erschließen würde, denn so bekannt wir mittlerweile im Westen waren, in Berlin hatten bisher nur Insider der Modebranche von Pompöös gehört. Wir hatten hundertzwanzig Models, die für uns laufen sollten – eine unglaubliche Zahl, aber es mussten so viele sein, weil es bei einer solchen Laufsteglänge natürlich nicht möglich war, sich umzuziehen. Je Model gab es ein Outfit, mehr nicht.

Die Mannequins kamen sämtlich aus Russland und sprachen kein Wort Deutsch. Tags zuvor hatten sich alle Modedesigner aus der riesigen Gruppe von Mädchen, die vom Modecenter vorab gecastet worden war – ich glaube, es waren insgesamt über achthundert junge Damen –, diejenigen heraussuchen dürfen, die sie für ihre Show haben wollten. Ich war mir vorgekommen wie auf einem Gänsemarkt. Vor mir eine Riesentraube junger Mädchen, alles hatte wie wild durcheinandergeschnattert.

Normalerweise nehme ich mir Zeit, um mich für oder gegen ein Model zu entscheiden, aber in diesem Fall musste ich total pragmatisch sein. Und vor allem blitzschnell. Während die anderen Designer sich noch am Kinn kratzten und sich nicht entscheiden konnten, hatte ich die jungen Damen kurzerhand an mir vorbeidelfilieren lassen. Dabei hatte ich meinen Bauch entscheiden lassen

und mir diejenigen herausgepickt, die am elegantesten liefen und die ich mir am besten in meiner Mode vorstellen konnte.

All diese Mädchen standen nun in der winzigen Backstage, während ich und die Anziehhilfen versuchten, in dieser Enge jedes Kleid an die jeweilige Trägerin anzupassen. Dazwischen wuselten die Friseure und die Stylisten herum, um ihren Job zu erledigen.

An diesem Tag lernte ich, dass es einfacher ist, einen Sack Flöhe zu hüten als hundertzwanzig russische Models. Kaum hatte ich mich umgedreht, hatten sich schon wieder drei Mädchen aus ihren gerade angepassten Modellen geschält – aus Gründen, die man zu den großen Rätseln der Menschheit zählen kann. Andere weigerten sich, bestimmte Kleider anzuziehen, und schleuderten mir als Erklärung russische Sätze entgegen. Das hörte sich alles sehr emotional und engagiert an, war mir aber dennoch vollkommen unverständlich. Andere Models wollten lieber das tragen, was ihre Nachbarin gerade anprobierte. Dann gab es Probleme mit den Schuhen, mit der Unterwäsche, mit den Strümpfen ... Und so rannte ich mit der Russisch-Dolmetscherin und einer Anziehhilfe von einer jungen Dame zur nächsten, bewaffnet mit Nadel, Faden und Klebeband, und versuchte, ein bisschen Ordnung in das Chaos zu bringen.

Zwischendurch musste ich auch noch irgendwann die Zeit finden, mich selbst umzuziehen. Und ausgerechnet, als ich mich gerade bis auf meinen String entblättert hatte, trat Gina Lollobrigida in das unglaubliche Durcheinander. Sie sollte nach bewährtem Konzept die Eröffnungsrede halten – und ich stand vor ihr im Tanga.

»Entschuldige, Gina«, sagte ich. »Das ist mir sehr peinlich.«

Doch Gina strahlte wie ein junges Mädchen.

»Harald, mach dir um mich keine Sorgen ...« Sie ließ sich beschwingt auf dem kleinen Sofa in der Backstage nieder, als sei

sie nicht dreiundsiebzig, sondern sieben. »... Ich liebe diese Atmosphäre. *Mamma mia, fantastico!* Das ist wie früher am Filmset. Mach du nur weiter, und lass dich nicht stören. Ich sitze hier einfach und genieße.«

Und so saß die große Lollobrigida mitten im Geschnatter und Gewusel und schien so glücklich, wie ich sie bislang noch nicht erlebt hatte.

Die Zeit verrann. Die Weather Girls trudelten ein und begannen, sich für ihren Auftritt fertig zu machen. Plötzlich vibrierten die Kleiderständer, die Haarsprayflaschen und die Gläser auf den Tischen. Man hörte das Geräusch der Rotorblätter eines Hubschraubers. Nur ein paar Minuten später federte Eberhard Diepgen mit sportlichem Schritt in die Backstage. Er sollte die Eröffnungssrede halten, und es war sein Dienst-Helikopter gewesen, der auf einem der umliegenden Gebäude gelandet war.

Der VIP-Bereich neben dem Laufsteg, wo für die Gäste Tische aufgebaut worden waren, füllte sich peu à peu mit der Berliner Prominenz. Das merkte man daran, dass draußen die Reporter die Namen der jeweiligen Promis brüllten, damit sie sich zur Kamera umdrehten. Währenddessen wurden drinnen die letzten Korsagen geschlossen, die letzten Lidstriche gezogen und die letzten Strähnen in Form gelegt.

Nun fingen die Leute am Laufsteg auch schon an, »Gina, Gina« zu skandieren. Bald konnte man die Spannung mit den Händen greifen. Eberhard Diepgen schlug den Vorhang zurück, begrüßte uns und ging auf die Bühne, um den Event anzumoderieren. Dann trat Gina nach draußen – der Jubel war ungleich größer. Und als ich dann endlich die ersten Models hinausschicken konnte und ihnen nachsah, wie sie auf dem langen Steg immer kleiner wurden, wurde auch mein Stress immer kleiner – und löste sich mit einem Mal in Luft auf. Das Adrenalin, das eben noch in meinen Adern

zirkuliert war, wurde abgelöst durch Glückshormone. Und ich dachte nur eines: Berlin?

Nach der Modenschau kam Herr Pöhland zu Dieter und mir. Er bedankte sich für »diese wunderbare Show« und sagte: »Berlin braucht Designer wie Sie, hier schmort im Moment alles im eigenen Saft, das kann auf Dauer nicht gut sein!« Und wenn wir tatsächlich nach Berlin wechseln wollten, könne er uns helfen. Er hätte schon alles mit den anderen Verantwortlichen geklärt, und die seien einverstanden. Er wollte uns einen großen Showroom zur Verfügung stellen, im Modecenter im Ullsteinhaus am Mariendorfer Damm.

Doch als er »Showroom zur Verfügung stellen« sagte, schrillten Dieters und meine Alarmglocken so durchdringend wie ein ABC-Alarm. So zauberhaft das Angebot war, wir hatten unsere Lehren aus der unseligen Geschichte mit dem stillen Teilhaber gezogen und gingen instinktiv erst mal auf Abwehr. Auf alle Fälle wollte ich einen so weitreichenden Schritt nicht aus einer Champagnerlaune nach einer gelungen Show heraus beschließen. Darum sagte ich: »Vielen Dank für das tolle Angebot, aber wir müssen da erst mal ein bisschen drüber nachdenken.« Und man musste ja nichts übers Knie brechen, fürs Erste hatten wir ohnehin noch eine Menge anderes zu tun ...

Kurz nach unserer Ku'damm-Show fand in der bekannten Stuttgarter Galerie Saby Lazi eine Vernissage mit Gemälden von mir statt. Weil ich es bei meinen Vernissagen in erster Linie selbst bin, der meine Mode präsentiert, hatte ich mir für diesen Abend eine besondere Aufmachung für mich ausgedacht. Ich trug einen hautengen Overall aus Krimmer – das ist ein falscher Pelz, ein Breitschwanz-Persianer-Imitat –, den ich exklusiv für diesen Event

hatte anfertigen lassen. Der Einteiler hatte außerdem einen riesigen Kragen aus falschem Fuchs, dazu trug ich jede Menge Perlen und ein sehr dramatisches Make-up wie ein ägyptischer Prinz. Als »Stargast« des Abends hatte Ihre königliche Hoheit Erina Prinzessin von Sachsen, Herzogin zu Sachsen meine Einladung angenommen.

Als die Prinzessin und ich bester Laune in der Galerie ankamen, wurden wir mit Applaus und dem Blitzlichtgewitter der Presse empfangen. Auch einer meiner Schmuckgroßhändler, Herr Böhme aus Sylt, war schon da. Er zwinkerte der Prinzessin zu und deutete eine Verbeugung an, die sie mit einem strahlenden Lächeln erwiderte. Kurz darauf kam er zu mir und enthüllte mir den Hintergrund dieser fast vertraulichen Begrüßung: Er war der Prinzessin bis dahin noch nie begegnet, aber beide waren im selben Hotel abgestiegen und ins Gespräch gekommen, als die Prinzessin im Foyer auf mich gewartet hatte. Er hatte ihr ein Kompliment für ihr elegantes Outfit gemacht. »Madame, Sie sind aber schick, sind Sie auf dem Weg in die Oper?« Und sie hatte geantwortet: »Nein, ich gehe zu einer Vernissage, zu meinen Freunden von Pompöös.«

Natürlich war das Gelächter groß gewesen, als er ihr enthüllt hatte, dass meine Ausstellungseröffnung auch sein Ziel war. Auf seine höfliche Vorstellung hatte sie ihm augenzwinkernd ihren ellenlangen kompletten Titel genannt, was ihn wohl etwas verunsichert hatte.

»Und wie darf ich Sie dann heute Abend anreden, gnädige Frau?«

»Also, wenn Sie es ganz richtig machen wollen, müssten Sie mich eigentlich mit ›Ihre königliche Hoheit‹ ansprechen.« Und dann hatte sie verschmitzt hinzugefügt: »... Aber weil Sie es sind, dürfen Sie ruhig ›Prinzessin‹ zu mir sagen.«

Das mag ich so an den meisten Adligen, die ich kenne: Sie haben viel Humor und nehmen sich selbst nicht so ernst. Sie spielen mit dem Image als hochnäsige Snobs, das ihnen gern unterstellt wird, und beweisen damit genau das Gegenteil.

Nach der offiziellen Eröffnung und einem kleinen Rundgang durch die Ausstellung standen die meisten Gäste in Grüppchen mit ihrem Drink in der Hand herum und unterhielten sich angeregt – über meine Bilder und über alles mögliche andere. Die meisten, aber nicht alle.

»Herr Glööckler, können Sie mir erklären, mit welcher Berechtigung dieses Bild 8000 Mark kostet?«

Den schlaksigen Blondin, der so plump auf mich zukommt, ohne sich auch nur vorzustellen, habe ich noch nie zuvor gesehen. Das Bild, um das es sich handelt, ist eines meiner sehr großen abstrakten in knalligen Farben.

»Verzeihung, ich verstehe Ihre Frage nicht?«, entgegne ich. Er leiert den gleichen Satz noch einmal runter. Ich werde ärgerlich. »Sehen Sie, es ist ganz einfach. An diesem Bild steht der Preis ›8000 D-Mark‹. Wenn Sie dieses Bild haben wollen, geben Sie mir 8000 Mark, dann ist es Ihres. Wenn Sie es nicht haben möchten, weil es Ihnen nicht gefällt, erübrigt sich doch jede Diskussion, oder etwa nicht?«

Jetzt wird der Junge ganz blass, sagt gar nichts mehr und verschwindet nach draußen. Ich bin etwas verwundert, so schlimm war meine Reaktion nun auch wieder nicht. Kurz darauf fühle ich eine Hand auf meinem Arm. Es ist eine meiner guten Freundinnen.

»Bitte, Harald, du darfst dem Kleinen nicht böse sein. Der steht auf dich, das war nur ein Versuch, mit dir ins Gespräch zu kommen.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Interessant. Dann muss der junge Mann aber noch ein bisschen üben.«

Auch eine andere Dame, eine kleine Person undefinierbaren Alters mit streng zurückgebundenen Haaren und Brille, schien sich für den gesellschaftlichen Aspekt des Abends überhaupt nicht zu interessieren. Sie schritt ganz allein mit betont skeptischem Blick durch die Ausstellung und inspizierte meine Gemälde. Etwa so, wie ein TÜV-Prüfer einen alten rostigen Golf begutachtet. Ich konnte wohl von Glück sagen, dass sie keinen Schraubenzieher in der Hand hatte, um mal hier und da prüfend zu kratzen. Ich erinnerte mich, dass sie mir vorgestellt worden war mit dem Hinweis, dass es sich um eine »Künstler-Kollegin« handle. Sie malte angeblich auch und hatte in New York an irgendeinem offensichtlich renommierten Institut bei irgendeinem Malerei-Guru studiert. Was allerdings nichts daran änderte, dass ich weder von der Akademie noch von dem Guru, noch von der »Kollegin« je etwas gehört hatte.

Nach einer Weile kam sie auf mich zu und sagte nälend: »Also, ich weiß nicht, was ich sagen soll, Herr Glöckler. Es ist mir nicht klar, ob die Idee da war, bevor Sie das Bild gemalt haben, oder ob sich da irgendeine Idee entwickelt hat, während Sie bereits bei der Arbeit waren.« Sie sagte das in dem Tonfall, wie manche Leute im Restaurant behaupten, der Koch habe altes Fett verwendet.

Es war glasklar, dass sie mir durch die Blume zu verstehen geben wollte, dass ich in ihren Augen kein »richtiger« Künstler wäre, weil ich als Autodidakt Kunst nicht studiert habe, sondern sie einfach mache. Mich überraschte das nicht. Gerade in Deutschland trägt man seine kritische Haltung ja gern zur Schau, vor allem, wenn es um »ernste« Angelegenheiten wie Kunst geht. Dabei kommt man sich dann immer sehr intellektuell und gebildet vor.

Nach dem Zusammenstoß mit meinem »Fan« vorhin verkniff ich mir jetzt alle bissigen Bemerkungen und gab ganz neutral zurück: »Wissen Sie, das ist mal so, mal so. Mal kommt die Idee während des Malens, mal ist sie vorher da.« So hatte ich ihr in einer Sekunde allen Wind aus den Segeln genommen.

Neben mir stand allerdings zufällig ein Reporter von einer Stuttgarter Zeitung, der kurz zuvor ein Interview mit mir geführt hatte. Der Schreiber war sofort sehr interessiert und zückte wieder seinen Notizblock. Er verwickelte sie in ein Gespräch, schrieb sich den Namen der Dame und ihren Ausspruch auf. Mir schwante erst mal Böses, denn ich wusste natürlich nicht, was er daraus machen würde. Aber als ich am nächsten Tag die Zeitung aufschlug, konnte ich mir ein breites Grinsen nicht verkneifen.

Der Journalist hatte seinen kleinen Artikel mit dem Zitat der Malerin begonnen. Und dann gleich hinterhergeschickt, dass diese Frage so müßig sei wie die nach der Henne und dem Ei. Entscheidend sei das Resultat. Weiter hieß es im Text: Es beschleiche einen der leise Verdacht, dass die Künstlerin XY nicht ganz so erfolgreich sei wie ihr Kollege Glöckler. Der habe zwar genauso wenig wie zum Beispiel Vincent van Gogh Kunst studiert – aber gleich am ersten Ausstellungsabend eine erhebliche Anzahl Bilder verkauft.

In der Vorweihnachtszeit des gleichen Jahres hatte der Stuttgarter Kaufhof eine Verkaufsfläche von zweihundert Quadratmetern leer geräumt und dafür eine große Menge Pompöös-Couture bei uns eingekauft. Zusätzlich wurden im Kaufhaus alle Schaufenster ganz opulent mit Pompöös-Haute Couture dekoriert. Auf die übliche Weihnachts-Deko verzichtete man dafür. Ein ziemlicher Hingucker inmitten einer Fußgängerzone, in der es sonst nur so von Lichterketten, Weihnachtsmännern, Christbäumen, Bethlehem-Sternen

und Engeln wimmelte. Auch sonst waren meine Kleider ein starker Kontrast zum sonstigen Angebot im Kaufhaus: Auf den Verkaufsf lächen drum herum ging es ziemlich bunt zu und die meisten Kleidungsstücke kosteten um die 50 bis 100 Mark. Meine Couture – in diesem Fall eine Abendkollektion aus schwarzem und sehr edlem Brokat – fing bei etwa 700 D-Mark an, die teuersten Stücke kosteten um die 1800 Mark.

Der Geschäftsführer wollte zur Eröffnung der Verkaufsfläche eine große Party geben und auch Gina Lollobrigida einfliegen. Gina war inzwischen ja schon zum festen Bestandteil meiner Shows und öffentlichen Auftritte geworden, sodass die Veranstalter es fast selbstverständlich fanden, dass sie dazu gehörte. Zum Glück hatte Gina noch immer viel Spaß an diesen Events, und so gab es nie ein Problem.

Die Ankunft der Filmdiva hatte sich in ganz Stuttgart herumgesprochen. Auf der gesperrten Königstraße standen mehr als fünftausend Schaulustige, als ich mit Gina vorfuhr. Sie sagte nur: »Oh mein Gott, das ist ja mehr Aufruhr als 1963 bei der Premiere von *Cleopatra* mit Liz Taylor und Richard Burton – und da dachte ich schon, dazu gibt es keine Steigerung.« Im Kaufhaus kam es zu einem solchen Auflauf, dass man die Rolltreppen sperren musste, als oben Kaviar und Champagner gereicht wurden. Anschließend gab es eine Autogrammstunde von uns beiden, und die sonst so nüchtern veranlagten Schwaben rannten uns förmlich die Bude ein.

Die ganze Aktion schien ein unternehmerisches Wagnis zu sein, aber die Rechnung ging auf – schon am ersten Tag verkauften sich meine Modelle wie geschnitten Brot. Und das war für uns ein Zeichen, dass in Pompöös noch ein viel größeres Potenzial schlummerte, als wir bisher ausgeschöpft hatten. Es war auch diese Erfahrung, die uns dann schließlich bewog, den Schritt zu wagen ...

Die Sonne strahlt vom wolkenlosen Mai-Himmel. Auf dem Gehweg in der Stuttgarter Ludwigstraße stehen ein barockes Plüschsofa, ein Rokoko-Tischchen, mehrere verschnörkelte Sessel und ein Schrank. Es sieht aus, als hätte jemand sein Wohnzimmer wegen des tollen Wetters kurzerhand auf den Gehweg verlegt. Dieser Jemand sind wir: Pompöös zieht um. Dieter sitzt gemütlich mit ausgebreiteten Armen auf dem Sofa und wartet auf den Möbelwagen, als plötzlich ein Polizeiauto auf der Straße anhält. Der Beamte auf dem Beifahrersitz ruft aus dem offenen Fenster heraus: »Aber Herr Schroth, ich hoffe, das hier bedeutet nicht, wonach es aussieht. Sie werden uns hier in Stuttgart doch wohl nicht verlassen wollen?« Dieter lacht: »Es tut mir leid, Sie da enttäuschen zu müssen – genau das bedeutet es. Wir gehen nach Berlin.«

Nach langem Überlegen und vielen Diskussionen hatten Dieter und ich uns also doch für Berlin entschieden. Wir waren zu dem Schluss gekommen, dass wir die schlimme Sache mit Mr. X da lassen mussten, wo sie hingehörte: in der Vergangenheit. Sie sollte nicht die Macht haben, uns künftige Karrierechancen zu verbauen, weil sie uns zu ängstlich gemacht hatte.

Wir konnten mit ziemlicher Sicherheit ausschließen, dass man beim Modecenter ein anderes als nur beruflich motiviertes Interesse an unserer Anwesenheit hegte. Außerdem war Berlin für uns wirklich ein Siebenmeilenschritt in die richtige Richtung. Trotzdem hatten wir unsere Lektion gelernt und legten nun jede Kleinigkeit vorher vertraglich fest.

An meinem Geburtstag, dem 30. Mai des Jahres 2000, gaben wir in unserem neuen großen Showroom in Berlin ein erstes Fest mit einer kleinen, aber feinen Pompöös-Show. Dazu gab es Live-Musik, der Champagner floss in Strömen, und auf unsere

geladenen Gäste wartete ein Buffet mit über zweitausend Scampis, das ein Berliner Feinkostgeschäft gesponsert hatte. Und das, ohne dass wir uns auch nur darum hätten bemühen müssen.

Berlin, das spürten wir, hatte auf uns gewartet. *Tout le monde* gab sich im Modecenter die Klinke in die Hand. »Meine« treuen Prinzen, Prinzessinnen und Fürstinnen waren extra aus der ganzen Bundesrepublik angereist. Stars wie Musical-Ikone Angelika Milster, Schauspielerinnen wie Barbara Schöne und Anouschka Renzi spazierten herein, und auch so schillernde Damen wie Diplomatenochter Ariane Sommer und unsere liebe Freundin Romy Haag waren gekommen, um mit uns zu feiern. Ein besseres Entree hätte ich mir kaum vorstellen können. Hätte uns das jemand ein Jahr zuvor prophezeit – ich hätte es vermutlich nicht geglaubt.

Schon einige Monate später fuhren wir auf Einladung von Eberhard Diepgen und des Staatsministers von Polen nach Krakau – unser erster offizieller Auftritt als Mode-Botschafter der Stadt Berlin und damit stellvertretend auch ganz Deutschlands. Krakau war im Jahr 2000 Kulturhauptstadt, und so durften wir im ältesten und schönsten Theater Krakaus, dem klassizistischen Stary Teatr mit seinen Logen, Samtvorhängen und Plüschsesseln, meine Kreationen von Pompöös vorstellen. Außer uns waren Modeschöpfer aus ganz Europa eingeladen, aber das Highlight des Abends war definitiv unsere Couture-Show – meine glitzernden Roben wurden vom polnischen Publikum und der High Society frenetisch gefeiert. So konnte es von mir aus weitergehen.

FALSCHER NERZE UND DÜNNE HÖHENLUFT

Wie begeistert man ein Publikum, das schon alles gesehen hat? Menschen, die sich alles leisten können und für die überbordender Luxus das Normalste auf der Welt ist? Über diese Fragen zerbrach ich mir den Kopf, seit ich eine Anfrage des Palace Hotels in St. Moritz bekommen hatte. Das Palace war ein legendärer Fünf-Sterne-Palast, in dem nur abstieg, wer Rang, Namen oder unglaublich viel Geld hatte. In der Regel alles zusammen. In diesem Luxus-Tempel sollte ich für die verwöhnten »Oberen Zehntausend« im Februar 2001, während der kommenden Skisaison, eine Haute-Couture-Show präsentieren.

Natürlich hatte ich zugesagt. Und selbstverständlich wollte ich auch dieser Veranstaltung wieder eine besondere, unverwechselbare Note verleihen. Ich wollte mich auf keinen Fall wiederholen. Das war mein Anspruch an mich selbst, denn vermutlich wäre der Hotelchef auch mit einer »ganz normalen« Glöckler-Schau zufrieden gewesen – sofern das Prädikat »normal« auf mich und meine Mode überhaupt anwendbar ist.

Natürlich traf mich der Geistesblitz wie immer in einem unerwarteten Moment: Ich rannte mir auf dem Laufband in dem Berliner Fitness-Studio, in dem ich vor Kurzem Mitglied geworden war, den Stress aus dem Leib. Am Abend zuvor war eine potenzielle Kundin bei uns im neuen Showroom gewesen, die ständig wiederholt hatte: »Herr Glöckler, Sie machen Mode wie im Märchen! Wie im Märchen!« Und aus irgendeinem Grund hallte dieser Ausruf der Begeisterung die ganze Zeit in meinem Kopf nach. Märchen. Märchenmode. Modemärchen. Prinzessinnen. St. Moritz. Winter. Wintermärchen. Eis. Eisprinzessin. Schnee. Und auf einmal hatte ich's: Schneewittchen auf Eis.

»Herr Glöckler, das ist ... eine interessante Idee.« Der Agenturchef, der uns für die Show eingekauft hat, bleibt professionell. »Einen Laufsteg aus Eis im Speisesaal, das hatten wir in der Tat noch nie.« Ich beende das Gespräch und blättere in meinem Telefonverzeichnis nach der Nummer von Brigitte Nielsen. Ich habe sie sofort am Apparat und frage sie gleich, ob sie Schlittschuh laufen kann. »Natürlich kann ich das, Harald, ich bin Dänin! Wieso fragst du?«

Der Speisesaal des Palace Hotels musste wegen des dreißig Meter langen und fünf Meter breiten Eisbahn-Laufstegs drei Tage geschlossen werden: zum Aufbau einen Tag vor der Show, am Tag der Show und schließlich zum Abbau an einem danach. Das ist erst mal ein Skandal in einem Hotel, in dem verwöhnte Multimillionäre und Milliardäre seit dreißig Jahren in ihrem Winterurlaub denselben Tisch besetzen. Plötzlich bekamen diese größtenteils betagten Leute gesagt: Der Saal ist gesperrt. Ihr Platz ist heute mal nicht Ihr Platz, Sie können hier weder Ihr Frühstücksei genießen, noch Ihr Candle-Light-Dinner. Einen solchen Schritt überlegt sich ein Hotelmanagement sehr gut. Später sagte mir der Direktor des Hotels, sie hätten ganz bewusst diesen Weg gewählt, weil sie auch neues, junges Publikum brauchen. Denn so treu die alten Gäste auch sind – irgendwann kommen sie nicht mehr.

Schon vor der Anreise hatte ich mir die Frage gestellt: Wie trete ich dort eigentlich auf? Dieser Punkt war mir sehr wichtig. Ich würde mich in St. Moritz in einer Umgebung bewegen, in der sich die meisten Leute ganz selbstverständlich und unreflektiert mit toten Tieren behängen, um ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Genauso, wie das früher die neureichen Gäste im Gasthof meiner Eltern getan hatten. Darum sollte mein Outfit einerseits spektakulär sein und Pompöös repräsentieren, aber vor allem sollte es ein

deutliches Statement gegen Echtpelze setzen. Die sollten meiner Meinung nach den Tieren vorbehalten sein, denen sie von Natur aus wachsen. Also hatte ich extra einen Mantel aus goldenem Stepp entworfen, der wie pures Gold wirkte. Der Kragen und der um den ganzen Mantel herumlaufende Abschluss waren aus strahlend weißem falschem Nerz gearbeitet – das Ganze sah aus wie ein überdimensionaler goldener Weihnachtsmann-Mantel. Dazu trug ich natürlich wie immer Berge von Perlen und anderen glitzernden Schmuck.

Tierfreundlich umhüllt rauschte ich dann am Tag meiner Ankunft wie ein moderner Prinz aus Tausendundeiner Nacht ins Hotel – und bemerkte sofort die pikierten Blicke einiger Damen in der Lobby. Das hatte ich erwartet, die Reaktion kannte ich aus meiner Kindheit. Diese Frauen hielten sich für etwas Besseres. Das ist an Orten wie St. Moritz eine sehr verbreitete Haltung: Nur wer echten Pelz, die entsprechende Uhr und damit sein dickes Bankkonto präsentiert, gehört dazu. Und wer sein Selbstbewusstsein allein aus seinem Reichtum zieht, versucht natürlich, um jeden Preis mitzuhalten – da sind den Leuten die Tiere egal.

Die pikierten Blicke wichen dann allerdings neugierigen, als der Direktor auf uns zustürzte. »Herr Glööckler, Herr Schroth, ich heiße Sie ganz herzlich willkommen. Darf ich Ihnen zunächst unser Haus zeigen?« Ich sah förmlich die Gedankenblasen über den Köpfen: Der Hoteldirektor persönlich? Oho! Das muss ja doch jemand Wichtiges sein, und das, wo er doch falschen Nerz trägt. Wie kann das sein?

Das freute mich natürlich – und die Irritation, die ich verursachte, wurde zunehmend größer. Denn bei der Besichtigung war es mal wieder, als käme die Queen zum Staatsbesuch: Die Kellner, das Küchenpersonal, die Rezeptionisten, alle standen sie Spalier und sagten ganz brav »Guten Tag, Herr Glööckler«.

Bei der Besichtigung stellte ich auch fest, dass im ganzen Hotel ein Buch auslag über die geplante Modenschau und meine kleine Vernissage am Vorabend. Am Kamin, in den Sitzecken, auf den Zimmern, im Wellness-Bereich, einfach überall. Hotelchef Wiedemann erklärte, dass er das Buch extra hatte drucken lassen – und die Titelseite zierte mein Konterfei. Ich konnte also davon ausgehen, dass auch die Argwöhnischen zumindest mein Gesicht schon gesehen hatten. Vielleicht würden sie jetzt auch einmal einen neugierigen Blick hineinwerfen, um zu erfahren, wer denn der Typ mit dem falschen Nerz war und was er im Palace Hotel machte.

Dieter und ich bekamen eine tolle Suite mit großartigem Blick über das verschneite Tal und einem wunderbaren Marmorbade. Allerdings hatten wir nicht viel Zeit, unser Domizil zu genießen – die Arbeit ging sofort los. Kurz nach uns waren Brigitte Nielsen und Ariane Sommer angereist, die Stars meiner Show.

Im Mode-Spektakel »Schneewittchen auf Eis by Harald Glööckler« würde Brigitte Nielsen die »böse« Königin spielen, Ariane Sommer war mein Schneewittchen. Ariane ist als Berliner Party-Girl bekannt geworden, dabei ist die Diplomantentochter alles andere als oberflächlich, sondern eloquent und gebildet.

Auch meine anderen »Models« waren inzwischen angekommen – keine professionellen Mannequins, sondern Schlittschuhläufer. Natürlich hatten die jungen Leute darum auch keine Modelmaße. Einige waren größer, andere kleiner, und sie waren deutlich muskelbepackter als die Models, mit denen ich sonst zu tun hatte. Aber genauso wie ich der Überzeugung bin, dass jede Frau eine Prinzessin sein kann, weiß ich, dass man mit dem richtigen Make-up, einem guten Stylisten und perfektem Anpassen der Kleider jeden zum Model machen kann. Wir probten alle

zusammen in der Eiseskälte im Freien – anders ging es nicht, denn der Eis-Laufsteg befand sich noch im Aufbau.

Auf alle meine Protagonisten warteten Kleider aus fließenden, glänzenden Stoffen, ganz prunkvoll – eben märchenhaft. Wochen vor der Show hatte ich außerdem über das Hotel die Anfrage einer Luxusmarke erhalten, die bei meiner Show Schmuck präsentieren wollte. Obwohl es sich wirklich um eine namhafte Firma handelte, winkte ich ab – denn so etwas ging gegen mein Prinzip, jede meiner Shows alleine zu bestreiten. Meine Mode ist immer ein Gesamtkunstwerk, inklusive Schmuck, Schuhen und sämtlicher weiterer Accessoires. Wer ein Outfit auf einer meiner Shows sieht, soll sicher sein können, zu hundert Prozent Pompöös vor sich zu haben.

Von dem Moment an ging mir aber das Thema Schmuck nicht aus dem Kopf. St. Moritz war sozusagen ein Schmuck-Hotspot. Die ganzen reichen Damen dort waren von oben bis unten mit Klunkern behängt. Aber genau deswegen ließen sich die Gäste mit ein paar Geschmeiden, so phantasievoll die auch waren, nicht leicht beeindrucken.

Und dann hatte ich die zündende Idee: Ich wollte echtes Gold und echte Diamanten zermahlen lassen – als Ganzkörperpuder für die Models. Gold und Diamanten, die nach der Show einfach abgeduscht werden und im Abguss verschwinden würden. Einfach so. Das hatte es noch nie gegeben. Und dekadenter ging es kaum. Diesen außergewöhnlichen Job übernahm für mich die Firma Gübelin in der Schweiz, die neben Schmuck auch Edelsteine vertrieb.

Das Hotel hatte außerdem für mich einen richtigen Schneewittchen-Sarg aus Sicherheitsglas anfertigen lassen, in dem Ariane Sommer von den »Zwergen« hereingetragen werden sollte. Auch der »Prinz« würde auf einem echten Schimmel in den Saal

einreiten. All diese aufregenden Details waren im Vorfeld kommuniziert worden – entsprechend groß war der Medienrummel. Dutzende Fernsehteams aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Österreich waren gekommen, dazu unzählige Journalisten von Magazinen und Zeitungen von rund um den Globus. Schon bevor es überhaupt losging, musste ich ein Interview nach dem anderen geben, eine kollektive Neugier lag in der Luft. Alle wollten wissen, was da heute Abend vor sich gehen würde.

Aber die Medien waren die eine Sache. Die andere war das verwöhnte Publikum: Würde ich in dessen Urteil Gnade finden? Würde es mehr als nur einen Achtungsapplaus geben? Doch allzu viele Gedanken machte ich mir darüber nicht. Entweder sie mochten meine Mode und mich – oder nicht. Und wenn nicht, dann wussten sie eben nicht, was gut ist.

Langer Rede kurzer Sinn: Die Show wurde ein Riesenerfolg. Vielleicht nicht unbedingt bei der Echtpelz-Fraktion, aber auf jeden Fall beim jungen Publikum, das in Strömen ins Palace Hotel gekommen war. Der High-Society-Nachwuchs johlte und applaudierte begeistert, als Brigitte Nielsen in der feuerroten Robe die böse Stiefmutter gab und Schneewittchen Sommer strahlend schön – und sehr pompöös – aus dem Apfelkoma auferstand. Die Medien feierten meine Modenschau als Event der Skisaison. Und das ganz ohne Pelz.

Als wir nach der ganzen Aufregung in der Bar saßen und bei einem Drink entspannten, tippte mich plötzlich jemand an. Ich drehte mich um, und vor mir stand Ernst August Prinz von Hannover. Man hatte mir schon am Vortag erzählt, dass der Prinz und seine Gattin Caroline derzeit im Palace wohnten, und mich gefragt, ob ich die beiden nicht einladen wolle. Aber irgendwie war mir das gewollt erschienen. Natürlich hatte ich zu Beginn meiner Karriere

Einladungen an alle Adelshäuser geschickt, aber hier lag der Fall anders. Es erschien mir anbiedernd, die beiden sozusagen nachträglich einzuladen – nur, weil sie gerade anwesend waren. Also hatte ich dem Hotelmanager gesagt: »Wenn die beiden kommen wollen, werden sie schon fragen – es ist ja kein Geheimnis, dass ich hier eine Modenschau mache.«

Und nun stand Ernst August also tatsächlich vor mir; zuvor hatte ich ihn und Prinzessin Caroline allerdings nicht im Publikum entdeckt. Der Prinz sagte: »Sie haben doch diese Show gemacht, ich hatte leider keine Zeit zu kommen, aber ich konnte nicht widerstehen, vorher kurz in der Backstage zu spionieren. Ich bin ganz beeindruckt, da haben Sie tolle Sachen gemacht!«

Es dauerte nicht lange, und wir unterhielten uns glänzend. Ganz im Gegensatz zu seinem Image in der Öffentlichkeit als eher mürbischer und angriffsbereiter Adliger lernte ich den Prinzen als unglaublich charmant kennen. Und ausgerechnet der Mann, der als »Prügel-Prinz« wegen seiner Attacke auf einen Paparazzo so in die Schlagzeilen geraten ist, rief schließlich einen Fotografen heran, damit der ein Bild von ihm und mir machen konnte. Offensichtlich hatte er nichts gegen Fotografen, nur etwas gegen Belästigungen.

Am Morgen nach der Show kam ich in einem edlen Brokat-Anzug in den ersatzweise eingerichteten Frühstücksraum – und sofort ging wieder das Getuschel der Schickeria und ihres Anhangs los. Es war nur noch ein Tisch frei, und ich fragte den Ober, ob ich mich dort hinsetzen könne. Gerade als mir der Kellner den Stuhl vom Tisch wegrückte, damit ich Platz nehmen konnte, sprang an einem anderen Tisch jemand auf und stürzte zu mir herüber. Der junge Mann stellte sich als Journalist einer Modezeitschrift in Finnland vor und fragte ohne Umschweife, ob er mich fotografieren dürfe.

Jetzt konnte man wieder in Sekunden den Wandel auf den Gesichtern der Anwesenden sehen. Augenblicklich verstummte das Getuschel, und die hochgezogenen Augenbrauen sanken. Die Überheblichkeit schlug erst in unverhohlene Neugier um, dann in Neid. In St. Moritz gilt die Regel: Showtime ist alles. Wer fotografiert wird, muss wichtig sein. Also wollen alle diejenigen sein, die fotografiert werden. Aber gerade stand nun mal nur ich vor der Linse, und das wurmte natürlich ungemein. Es war schon amüsant, zu beobachten, auf welchen Belanglosigkeiten und welcher Effekthascherei die feine Gesellschaft hier aufgebaut war und wie leicht die Leute aus der Fassung zu bringen waren.

Wir sitzen in der Hotellimousine, die uns zum Flughafen in Zürich bringen soll. Von dort soll unser Flug zurück nach Berlin gehen. Während wir so langsam die Serpentinaen entlangkurven, sage ich zu Dieter: »So schön das hier ist, jetzt reicht es mir aber für 'ne Weile mit den Bergen.« Ich liebe zwar schöne verschneite Landschaften, aber ich bin kein Skifahrer, wie die meisten Urlauber in St. Moritz. Außerdem drückt mir auf Dauer die dünne Höhenluft aufs Gemüt. Kaum habe ich das zu Dieter gesagt, klingelt mein Mobiltelefon. »Glöckler?« Die Handyverbindung ist schlecht hier oben, es knistert und knackt in der Leitung, und das Gespräch wird immer wieder kurz gestört. Aber ich verstehe immerhin so viel, als dass ich den Veranstalter einer Gala am Apparat habe, die in der nächsten Woche stattfinden soll. Ich verstehe außerdem, dass man auch mich als Stargast einladen möchte. Klingt gut. »Und wo soll das Ganze stattfinden? Das hatte ich leider eben nicht richtig mitbekommen«, erkundige ich mich. Als ich die Antwort höre, denke ich, mich trifft der Schlag.

Nur eine Woche später war ich also ein weiteres Mal auf dem Weg nach St. Moritz. Diesmal wurde ich nicht in einer »einfachen« Limousine vom Flughafen Zürich in den Skiort kutschiert, sondern die Anreise gestaltete sich einen Hauch luxuriöser: Ich saß mit Gina Lollobrigida, die ebenfalls eingeladen war, im Privatjet des Veranstalters. Neben mir klammerte sich die Diva an meinen Arm – gebeutelt von panischer Flugangst. Sie betete in einer Tour »*Santa Maria, Santa Cruce*«. Und dann wieder von vorn: »*Santa Maria ...*« Angst konnte man bei diesem Anflug zwischen den bedrohlich nahen Bergen allerdings auch bekommen – außerdem sausten wir so tief über die Häuser hinweg, dass einem schon allein davon sehr mulmig werden konnte. Doch wir überlebten.

Am Rollfeld stand schon der Rolls-Royce, der uns zum Palace Hotel bringen sollte, und wir saßen gerade fünf Minuten in den tiefen Polstern des Luxusgefährts, da rief mich schon eine Freundin an. Nur, um mir zu sagen, sie sei gerade auf dieser Dolce & Gabbana-Präsentation und hätte soeben gehört, ich sei mit Gina Lollobrigida im Rolls-Royce unterwegs zum Palace Hotel. Das Tempo, mit dem sich hier Klatsch und Tratsch verbreitete, war wirklich rekordverdächtig.

Im Hotel stand Teatime auf dem Programm. Man hatte nur für Gina und mich einen Riesentisch reserviert, darauf standen Champagner, Schalen voller Konfekt und Platten mit Kaviarhäppchen. An dem Tisch hätten zehn Leute Platz gehabt, aber wir hatten ihn für uns allein. Und das, obwohl die Leute schon Schlange standen, um sich irgendwo niederzulassen und ihren Kuchen essen zu können. Die Kellner bildeten eine Art Security-Ring um uns herum und hielten die Leute davon ab, sich zu uns zu setzen. Nach einer ganzen Weile sagte der Oberkellner zu mir im typisch breiten und langsamen Schwyzerdütsch: »Herr Glööckler, wir müssen uns schon entschuldigen, aber wissen Sie, es ist nicht einfach, hier die

Plätze frei zu halten. Sie müssen verstehen, Frau Müller und Frau Meier möchten auch mal gern bei Ihnen und Frau Lollobrigida sitzen.«

Und so ging es weiter. Wo wir auch auftauchten, waren wir die Stars. Gina multiplizierte meine Wirkung, und umgekehrt war es auch ein bisschen so. Auf der Gala erwartete uns ein unglaubliches Blitzlichtgewitter. Wir hatten uns beide für den glamourösen Auftritt dramatisch zurechtgemacht, ich trug einen weißen Maharadschaanzug aus Brokat mit vielen Perlen, und Gina hatte ein schwarzes Paillettenkleid mit weißen Blüten an. Dazu eine Federboa und einiges an Juwelen. Black and White. Ebony and Ivory. Wir waren zweifellos die Attraktion des Abends – einfach, weil wir extravaganter auftraten als die restlichen Anwesenden. Die waren zwar ausnahmslos in teuersten Zwirn gehüllt, aber Mut zu einem eigenen Stil mit Wiedererkennungswert – Mut zur Mode – hatten die allerwenigsten.

Es waren außer uns einige Prominente da, eine davon war die millionenschwere Ivana Trump. Ich hatte sie schon einige Male getroffen, aber wieder war es für mich überraschend, welch nette und gar nicht seichte Gesprächspartnerin sie war. Und wieder dachte ich, wie mich diese verrückte, glitzernde Welt fasziniert, in der vieles nicht so ist, wie es scheint. Im Guten wie im Schlechten. Da ist Herzlichkeit und Tiefe, wo man sie nicht erwartet. Und an anderer Stelle begegnet man Arroganz, die an Unhöflichkeit grenzt und die sich allein auf das dicke Bankkonto gründet. Wobei nicht das dicke Bankkonto an sich etwas Schlechtes wäre, sondern das, was es mit manchen Menschen macht.

Im Palace Hotel bekam ich einmal mit, wie sich eine Frau beim Kellner beschwerte, weil der ihrem Schoßhund ihrer Meinung nach nicht das Richtige serviert hatte: »Mein Boris isst nicht diesen falschen Kaviar, der mag nur den echten.« Über so viel Dummheit

kann ich nur den Kopf schütteln. Denn der arme Boris will garantiert überhaupt keinen Kaviar – der will Chappi. Und mir ist eine Frau ohne Geld, aber dafür mit Herz und Charme lieber als so eine überspannte Ziege.

Vielleicht wundert es den ein oder anderen, wenn ich so etwas sage, denn ich werde in der Öffentlichkeit von einigen falsch wahrgenommen. Auch mir unterstellt man schnell Oberflächlichkeit. Aber das ist ein Trugschluss. Es stimmt, ich liebe Luxus, Prunk und Glamour aus tiefstem Herzen seit meiner Kindheit. Ich habe Spaß daran, so wie andere Spaß am Tennis haben oder am Fotografieren. Aber das ist nicht alles: Ich perfektioniere den Glamour. Er ist für mich ein Arbeitsmaterial, ein Rohstoff. Das Element, aus dem ich meine pompöse Welt herstelle.

Doch ich setze Glamour niemals dazu ein, mich als etwas Besseres zu fühlen. Protzen ist mir vollkommen fremd. Darum mag ich den Adel so – für Adlige ist Luxus etwas, das man genießt. So kenne ich das ja schon aus meiner Kindheit: Luxus und schöne Dinge waren sowohl für Mamas Freundin Anita als auch für meine Tante Katharina etwas Natürliches. Etwas, das man schätzt, aber nie etwas, das man vor sich herträgt wie eine Trophäe. Genauso ist Glamour auch für mich kein Statussymbol, ich lebe ihn. Das ist der Unterschied. Und das ist auch mein Geheimnis.

BLANKE BUSEN UND FIDEL CASTROS STRÜMPFE

Nun waren wir also offiziell in Berlin und viel zu oft nicht in der Stadt. Nach meiner Geburtstagsparty Ende Mai 2000 hatte es zwar sehr schöne Shows in der Hauptstadt gegeben, aber die meisten davon waren vergleichsweise überschaubar. Dazu gehörte eine Modenschau mit Erina Prinzessin von Sachsen im Interconti, bei der die über Siebzigjährige den Laufsteg gestürmt hatte, aufgemacht wie die britische Kulturautorin Dame Barbara Cartland. Der Tag stand in ganz Berlin im Zeichen des Vereinigten Königreichs, denn am gleichen Tag war die Queen in der Hauptstadt zu Besuch gewesen – und die *heute*-Nachrichten im ZDF hatten ihren Bericht am Abend mit unserer Schau und dem Auftritt der Prinzessin eingeleitet.

Außerdem fand Ende Juni 2001 eine Vernissage mit meinen Bildern und denen der philippinischen Künstlerin Jane del Rosario of Beverly Hills im Ku'damm-Karree statt. Die größte Geschichte war meine zweite Beteiligung am »Großen Q« im August 2001 gewesen. Dieses Mal war ich mit Brigitte Nielsen den über einen Kilometer langen Catwalk entlanggeschritten, beide von Kopf bis Fuß in Rot gewandet. Als ich Brigitte auf der Hälfte des Laufstegs hochgehoben und den Rest des Weges getragen hatte, waren die ganzen Hunderttausend Zuschauer begeistert ausgeflippt. Das Bild hatte ich am nächsten Tag in allen Zeitungen gefunden.

Trotz dieser Event-Juwelen wurde es Ende 2001 höchste Zeit, ein pompöses Zeichen in der Hauptstadt zu setzen. Ein Signal, das man in der ganzen Bundesrepublik sehen würde. Inzwischen hatten wir uns eingelebt, und falls es tatsächlich noch jemanden

gab, der nicht mitbekommen hatte, dass Pompöös mittlerweile in Berlin residierte, jetzt sollte er es erfahren. Nach dem Horror des 11. September und mitten in der Wirtschaftskrise sehnten sich die Menschen mehr denn je nach einer anderen, märchenhaften Welt. Eben so einer, wie ich sie mit meiner Mode erschaffe.

Wir planten eine große Vorweihnachts-Show im Dezember im Ballsaal des Hotel Adlon. Dabei wollte ich vor allem festliche Abend-Couture zeigen. Dieter und ich verschickten dreihundert exklusive Einladungen. Davon war die eine Hälfte noch ein bisschen exklusiver, weil sie auch für ein anschließendes Gourmet-Dinner des Spitzenkochs und Adlon-Küchenchefs Karlheinz Hauser galt.

Als Starmodel ließ ich ein weiteres Mal Brigitte Nielsen aus Los Angeles einfliegen. Auch Gina Lollobrigida reiste wieder aus Rom an, um den Abend zu eröffnen. Statt professioneller Models wollte ich diesmal ausschließlich Prominente auf den Laufsteg bringen. Ich hatte als Mannequins so unterschiedliche Damen wie die Schauspielerinnen Anouschka Renzi und Judy Winter, die Millionärsgattin Tatjana Gsell, Ralph Siegels Ex-Frau Dagmar Siegel und Maja Prinzessin von Hohenzollern überzeugen können, bei meiner Show mitzumachen. Die wunderhübsche Prinzessin hatten Dieter und ich kurz zuvor beim Abendessen bei unserem Lieblingsitaliener getroffen. Auf einmal war der Kellner mit einer Visitenkarte an unserem Tisch erschienen und sagte, die Dame drei Tische weiter wolle uns kennenlernen. Wir hatten uns verwundert umgesehen und siehe da: Es war die Prinzessin höchstpersönlich.

Das Publikum war nicht weniger illuster. Langjährige Freunde wie Romy Haag und die Fürstin von Urach waren wie immer mit von der Partie. Aber auch viele »Neue« waren dabei: Tini Gräfin von Rothkirch, die blaublütige Direktorin des Dorint-Hotels am Gendarmenmarkt, der Intendant des Friedrichstadtpalasts

Alexander Iljinskij und Sänger Udo Lindenberg zum Beispiel. Und natürlich Klaus Wowereit, seit einigen Monaten der Regierende Bürgermeister Berlins.

Klaus Wowereit hatte auch den Job übernommen, »Lollo« und mich am roten Teppich von der Limousine abzuholen, und es war kaum zu übersehen, dass ihn meine Mode eher am Rande interessierte. Er entpuppte sich sofort als glühender Lollobrigida-Fan. Mich begrüßte er kurz und höflich, aber als er Gina einen Handkuss geben durfte, strahlte er wie ein kleiner Junge zu Weihnachten: »Frau Lollobrigida, es ist mir ein außerordentliches Vergnügen, Sie endlich einmal kennenzulernen!«

In der Backstage herrschte an diesem Abend mit den vielen prominenten Models eine spezielle Atmosphäre. Ich geriet in einen temperamentvollen Tumult, als ich vor der Show nach dem Rechten sehen wollte: Die bekannten Damen prügeln sich beinahe um die Kleider. Sie bemühten sich zwar, Fassung zu wahren, rissen sich aber die Teile dann doch fast aus den Händen. Irgendwie bleiben auch erwachsene Frauen ein Leben lang kleine Mädchen: Immer das Kleid, das sich eine andere gerade ausgesucht hat, scheint das jeweils hübscheste zu sein.

Anouschka Renzi war ein bisschen zu spät gekommen und extrem unsicher, weil sie ein Kleid mit sehr ausladendem Dekolleté trug und sich zunächst »zu sexy« fand. Dieter und ich mussten ihr mehrfach versichern, dass sie wirklich ganz wunderbar aussah. Das entsprach auch der Wahrheit – immerhin war das Kleid genauso pompöös wie die anderen und Anouschka eine schöne Frau. Ich mag Anouschka sehr. Ich sehe sie als ein sehr empfindsames Wesen, leicht verletzlich. Sie ist eine angenehme Gesprächspartnerin und loyale Freundin. Das schätze ich sehr.

Dann schaute ich mich suchend nach Brigitte Nielsen um. Doch sie war nirgendwo zu sehen. Ich bahnte mir einen Weg zwischen den diskutierenden Damen und den Anziehhilfen hindurch, schob Kleiderständer und Schuhkartons zur Seite, und plötzlich hörte ich ganz leise Brigittes Stimme: »Schatz, suchst du mich? Ich bin hier, ich bin schon fertig.« Und dann saß sie ganz bescheiden und still in einer Ecke in ihrer wunderschönen Robe aus schwarzem Tüll mit goldenen Schleifen und der roten Korsage darüber und lächelte mich an. Eine wahrhaftige Königin.

Ich erlebe es immer wieder, dass gerade die internationalen Stars viel unkomplizierter sind und außerdem sehr perfektionistisch. Je bekannter, desto akribischer. Die möchten sich vorbereiten und bieten an, einen Tag früher zu kommen und zu proben. Auch Brigitte löcherte mich am Vortag und wollte wissen: Soll ich lachen, weinen, schauspielern? Einige deutsche Prominente scheinen unterschwellig die Haltung zu haben: Ich bin ein Star, ich muss nicht proben. Vielleicht ist es aber auch nur eine gewisse typisch deutsche Passivität, die sie auf Anweisungen warten lässt. Denn als einige meiner deutschen Starmodels mitbekamen, dass Brigitte am Vortag bereits da gewesen war, hieß es plötzlich: »Hättest du doch was gesagt! Ich wäre doch auf jeden Fall zur Probe gekommen!«

Nach der Show stehe ich im Saal noch mit Gina Lollobrigida und Klaus Wowereit zusammen. Wowereit hatte sich beim Schlussapplaus nicht beherrschen können und war auf den Laufsteg gehüpft, um noch einmal Gina fest zu umarmen. Aber auch mir gegenüber ist der Politiker jetzt viel aufgeschlossener: »Sie machen ja ganz schicke und tragbare Mode, Herr Glöockler! Toll!« Während wir plaudern, scheint im Foyer nebenan plötzlich der Ausnahmezustand auszubrechen. Es johlt und pfeift wie in einer

Striptease-Bar. »Einen Moment, bitte!«, entschuldige ich mich bei meinen Gesprächspartnern. Dann renne ich zur Tür, um nachzusehen, was passiert ist.

Im Blitzlichtgewitter steht Brigitte Nielsen und lächelt. Die Fotografen um sie herum drücken wie verrückt auf ihre Auslöser. Dabei brüllen sie »Brigitte, Brigitte!« und schubsen sich gegenseitig so heftig, dass sie fast vornüber auf den Teppich fallen. Brigitte trägt nun nicht mehr das königliche Kleid aus der Modenschau, sondern eine andere Pompöös-Abendkombination: einen Rock aus gold-schwarzem Brokatstoff mit langem Schlitz und eine schwarze Seidenkorsage als Oberteil. Doch aus irgendeinem Grund haben die Anziehhilfen die Schleife vergessen, die an den Ausschnitt gehört. Ohne das verhüllende Accessoire quillt Brigittes üppiger Busen wie reifes Obst aus dem engen Oberteil. Es sieht fast so aus, als hätte sie gar nichts an. Ich lotse sie so schnell wie möglich von den Reportern weg und in den Umkleideraum hinter der Bühne. »Brigitte, wo ist die Schleife?«, flüstere ich, während ich neben ihr herlaufe. Erst jetzt versteht sie, dass da wohl was schiefgelaufen ist: »Oh, Harald, ich habe mich schon gewundert, aber ich dachte, das muss so.«

Ich drapierte kurzerhand einen Chiffonschal um sie herum. Ich hatte ihn um ihren Hals geschlungen und dann einmal kreuz und quer über ihren Busen. So verbrachte sie den Rest des Abends in einer ganz neuen Pompöös-Kreation. Es sah sehr stylisch aus.

Kurz bevor in einem Separee das mehrgängige Menü von Karlheinz Hauser kredenzt wurde, kam es zu den nächsten Eifersüchteleien. Plötzlich wollte jeder, der die Show gesehen hatte, auch an unserem Essen teilnehmen. Einige verloren in der Hotellobby vollkommen die Contenance und empörten sich lautstark, als sich an der Einlasskontrolle herausstellte, dass nur bestimmte

Einladungskarten fürs Dinner galten. Als gebe es irgendwie ein Recht darauf, zu meinen privaten Gästen zu gehören. Ich verfolgte aus der Entfernung, wie eine Dame im roten Abendkleid die Security in eine fast verzweifelte Diskussion verwickelte.

Die Erklärung für die emotionalen Ausbrüche lieferte am darauffolgenden Montag der *Spiegel*. Dort war zu lesen, dass diejenigen, die es geschafft hatten, eine Einladung zu Harald Glööcklers After-Show-Dinner im Adlon zu ergattern, sich zur neuen Berliner Gesellschaft zählen konnten – eine Art medialer Ritterschlag für Pompöös. In der *Berliner Zeitung* fand ich dagegen eine charmante Notiz über Brigittes Korsagen-Missgeschick: »So ein Dekolleté hat Berlin schon lange nicht mehr gesehen.« So oder so, eins konnte man auf alle Fälle sagen: Wir hatten unser Ziel, mit der Show ein Zeichen zu setzen, erreicht.

Einige Tage nach Neujahr erhielten wir eine Anfrage von Alexander Iljinskij, dem Intendanten des Friedrichstadtpalasts, Europas größtem Revue-Theater. Er hatte unsere Show im Adlon gesehen und wollte nun, dass ich die traditionelle Weihnachtsrevue für das Jahr 2002 mit Pompöös ausstattete. Ich sollte sage und schreibe dreihundertfünfzig Kostüme für das Ballett des Friedrichstadtpalasts entwerfen!

Das war eine Aufgabe ganz nach meinem Gusto. Es hatte mir vor ein paar Jahren schon sehr viel Spaß gemacht, die Ausstattung einer kleinen Aufführung des Renitenztheaters in Stuttgart zu übernehmen, aber das hier verhielt sich dazu wie der Luxusdampfer *Queen Mary* zu einem Ruderboot. Nicht nur eine große Ehre, sondern auch eine professionelle Herausforderung. Schließlich ist es etwas anderes, ein überschaubares Ensemble von Schauspielern und Kleinkünstlern auszustatten, als ein sechzigköpfiges Ballett in

Kostüme zu kleiden, in denen akrobatisch getanzt und gesprungen werden sollte.

Auch sonst wartete der Neue Friedrichstadtpalast mit einigen Superlativen auf. Ich wusste, dass das Haus über die größte Theaterbühne der Welt verfügte. Und die zweiunddreißig Tänzerinnen des Tanz-Ensembles bildeten jeden Abend die längste »Girl-Reihe« der Welt. Auch das Innere des Gebäudes faszinierte mich mit seinen klaren geometrischen Formen und Farben in einer Art Neo-Jugendstil. Ich war bisher nur einmal dort gewesen, hatte aber sofort die breiten Treppenaufgänge und Emporen und die bunten Fenster aus Glasbausteinen bewundert. Ohne lange zu überlegen, teilte ich Iljinskij mit, dass er mit mir rechnen konnte.

Ich glaube, Ingrid Böttcher war *not amused*. Als mir Alexander Iljinskij die Kostümbildnerin des Hauses vorstellte, spürte ich sofort, dass sie sich nicht unbedingt freute, mich zu sehen. Frau Böttcher war eine Institution des Friedrichstadtpalasts, die Grande Dame der Berliner Kostümbildnerie, wenn man so will. Sie entwarf seit dreißig Jahren die Kostüme für das Ballett, hatte in ihrem Beruf also sogar noch zwanzig Jahre DDR mitgemacht und den legendären Alten Friedrichstadtpalast vor 1984 miterlebt und damit unzählige Aufführungen – ein Kessel Buntes sozusagen.

Ihr sollte nun vorübergehend dieser junge zugereiste Pompöös-Typ – also ich – vor die Nase gesetzt werden. Zwar »nur« für eine Produktion, aber dennoch kratzte das offensichtlich an ihrem Ego. Ich fand es nur logisch, dass sie mich nicht freudestrahlend und mit offenen Armen empfing. Mir wäre das an ihrer Stelle vermutlich ähnlich gegangen. Ich konnte nur hoffen, dass Frau Böttcher merken würde, dass ich ihre Arbeit respektierte. Und dass es bei meinem Engagement nur darum ging, dass ich als Couturier die Sache einfach einmal ganz anders angehen würde. Ich sollte

modisch gesehen im Friedrichstadtpalast das neue Millennium einläuten.

Auch die Tänzerinnen und Tänzer benahmen sich bei unserer ersten Begegnung ziemlich unterkühlt. Sie gaben mir zwar höflich die Hand, wirkten dabei allerdings wie eine lustlose Schulklasse, die dem neuen Lehrer vorgestellt wird, der den Lieblingspauker vertritt. Innerlich holte ich tief Luft: Das würde eine Gratwanderung werden. Doch ich wäre nicht Harald Glööckler, hätte ich jetzt einen Rückzieher gemacht.

Ich tröstete mich damit, dass die Ausstattung des Hauses ein wahrer Traum war: Es gab unter dem Dach des Friedrichstadtpalasts eigene Schneiderateliers mit mehr als einem Dutzend Schneidern und Schneiderinnen, zwei Hutmacher und einen Schuhmacher.

Um mich vorzubereiten, hatte ich jede Menge Bücher über Theater- und Operninszenierungen gewälzt. Die Kostüme im Friedrichstadtpalast waren zwar phantasievoll und gut gemacht, Frau Böttcher war hier aus gutem Grund so lange und fest etabliert. Aber für meinen Geschmack waren die Kreationen zu brav, es fehlte ihnen eine gewisse Leichtigkeit – und vor allem hatten sie mir nicht genug Sex-Appeal. Mein Ziel war es, die Tänzerinnen bei der kommenden Weihnachtsrevue sexy, jung und frech wirken zu lassen – nur darum schaut man sich doch eine Girl-Reihe an. Ich wollte Kostüme machen, die viel Bein und Brust zeigten. Ein bisschen wie bei einer frivolen Show im Moulin Rouge oder dem Lido in Paris.

Als mir die Höhe des Budgets genannt wurde, sah ich mich direkt mit der nächsten Herausforderung konfrontiert. Die Summe war zwar sicher deutlich höher als das, was ein durchschnittliches Provinztheater zur Verfügung hatte, aber für das, was mir

vorschwebte, und die schiere Menge der Kostüme war der Betrag doch eher bescheiden. Doch zum Glück war ich ja im Laufe der Jahre Experte darin geworden, aus Stroh Gold zu spinnen und mit geringen Mitteln das Bestmögliche auf die Beine zu stellen.

Eine meiner ersten Aufgaben war das Entwerfen eines Schach-Balletts, das aus engen schwarzen und weißen Kostümen bestand. Mir war sofort klar, dass so etwas auf jeden Fall aus reiner Seide geschneidert werden musste. Wenn man bei glatt anliegenden Stoffen Synthetik benutzt, sieht das im Scheinwerferlicht billig aus, weil es einen ganz anderen Schimmer hat. Außerdem reißt Polyester bei Belastung in den Nähten – und belastet werden sie beim Tanzen zwangsläufig. Hier konnte ich also auf keinen Fall sparen. Hinzu kamen die aufwendigen Kopfbedeckungen, die so ein personifiziertes Schachspiel mit sich bringt, wie Pferdeköpfe, Kronen und Turmspitzen.

Bei einer Ballszene mit ausladenden Roben konnte ich dagegen auf Polyester-Chiffon ausweichen. Ich überlegte mir, die Röcke zu plissieren. Das bringt nicht nur eine wunderschöne Struktur, sondern auf diese Weise würde das Licht sich so brechen, dass man nicht mehr erkennen konnte, dass es sich um einen günstigen Stoff handelte. Außerdem sind voluminöse Röcke nicht solchen mechanischen Belastungen ausgesetzt wie Kostüme, die wie Trikots direkt auf dem Körper getragen werden.

»Waren die Dinger hier noch Geschenke von Fidel Castro an Erich Honecker?«, will ich wissen.

Ich halte der Mitarbeiterin, die den Kostümfundus betreut, mit spitzen Fingern eines der erdbraunen Strumpfhosen-Ungetüme vor die Nase.

Doch die schaut mich nur irritiert an und fragt ihrerseits: »Ist etwas nicht in Ordnung damit?«

»Das kommt auf die Umstände an«, gebe ich zurück. »Diese Farbe ist sicher perfekt, wenn sie von dunkelhäutigen Schönheiten auf Kuba getragen wird, falls man da überhaupt Strumpfhosen braucht. Aber hier sind die Teile einfach zu dunkel.«

Sie betrachtet die Strumpfhose so intensiv, als hätte sie Mühe, den Zusammenhang zwischen dem Textil und dem, was ich gerade gesagt habe, zu erkennen. Dann sagt sie schließlich: »Wir haben aber keine helleren.«

Ich knülle die Strumpfhose zusammen, pfeffere sie mit einem gezielten Schwung in den Mülleimer und sage: »Dann müssen wir eben hellere bestellen.« Bevor sie sich beschweren kann, bin ich schon aus der Tür.

Immer wieder fuhr ich mit der U-Bahn in den Friedrichstadtpalast. Die maßangefertigten Kostüme waren noch lange nicht alles, um was ich mich kümmern musste. Jedes winzige Detail des visuellen Auftritts lag in meiner Verantwortung. Ich dachte mir auch die Frisuren und das Make-up aus. Als wäre das nicht genug Arbeit, gab es ständig irgendwelche absurden Probleme.

So artete zum Beispiel die alberne Strumpfhosenfrage mit der Zeit zur Grundsatzdiskussion aus. Es schien ein Riesenproblem darzustellen, neue, hellere Beinkleidung zu besorgen. Und immer wurden mir andere Argumente präsentiert. Mal waren die alten Strümpfe »doch noch gut«. Mal war es zu teuer, neue anzuschaffen. Beim nächsten Mal behauptete jemand, dass man hellere Strumpfhosen, die man extra für die Weihnachtsrevue anschaffte, ja danach nie wieder würde verwenden können.

Dazu kam, dass besonders die Tänzerinnen mit manchen Dingen, die von mir kamen, schon aus Prinzip ein Riesenproblem zu haben schienen. Einmal wagte ich es zu sagen: »Kinder, ihr müsst Brust zeigen, unter dieses Kleid gehört ein Push-up, das sieht sonst

nicht aus.« Eigentlich hatte ich das als Feststellung gemeint und damit keine Diskussion anstoßen wollen. Doch offensichtlich verstand man meine Bemerkung als ungeheuerlichen Fauxpas.

Die Mädchen schauten mich alle so empört an, als hätte ich gerade versucht, sie sexuell zu belästigen – ich konnte wohl von Glück sagen, dass man mir das nun wirklich nicht anhängen konnte. Eine sagte in leicht schnippischem Tonfall: »Wir tragen aber nie BHs.« Ich bemühte mich, die Ruhe zu bewahren: »Das könnt ihr privat machen, wie ihr wollt, aber in dieses Kleid muss ein Push-up rein. So!« Die blonde Tänzerin, die keinen BH tragen wollte, verschränkte trotzig die Arme. »Vielleicht sagst du mir nachher noch, ich soll mir die Brüste operieren lassen.« Ich seufzte: »Meine Güte, das kannst du machen, wie du willst. Das musst du selber wissen.«

Am nächsten Tag rief mich der Theaterdirektor zu sich. Das Mädchen war zu ihm gerannt und hatte behauptet, ich hätte von ihr verlangt, sie solle sich den Busen vergrößern lassen. Es war der reinste Kindergarten. Zum Glück hatte er sich schon fast gedacht, dass ein, wie er es ausdrückte, »Missverständnis« dahintersteckte.

Solche Zwischenfälle zehrten an den Nerven, aber ich nahm die Hindernisse, wie sie kamen, und setzte mich am Ende immer durch. Die Mädchen hatten heimlich, still und leise Push-ups angeschafft, und eines schönen Sommertages 2002 gab es – siehe da – auch plötzlich helle Strumpfhosen. Und peu à peu taute auch Frau Böttcher auf.

Unzählige Male probte das Ensemble mit den Kostümen im unterschiedlichen Fertigungsgrad. Für mich war das wichtig, um zu sehen, ob die Kostüme mit der Inszenierung und den Bewegungen kompatibel waren und wo noch etwas geändert werden musste. Die Bühnenkleidung sollte ja die künstlerische Darbietung so gut wie möglich unterstreichen und nicht behindern. Außerdem wurde

etwas sehr Ungewöhnliches gemacht: Weil manche Kostüme so schön waren, aber sich beim Proben herausstellte, dass mit ihnen bestimmte Figuren nicht so möglich waren wie ursprünglich gedacht, passte der Chefchoreograph die Ballett-Inszenierung an einigen Stellen an. Er hatte selbst als junger Mann in Paris getanzt und hatte miterlebt, wie Yves Saint Laurent eine Revue ausgestattet hatte. Das hatte ihn bereits damals begeistert, und entsprechend angetan war er auch jetzt von meinem Engagement. Er verzichtete zugunsten der Kostüme auf bestimmte Bewegungen, weil sie die Modelle zum Bersten gebracht hätten, und überlegte sich stattdessen andere Figuren. Das empfand ich als große Würdigung meiner Arbeit.

Die Vorbereitungen für die Revue beschäftigten mich ein gutes Dreivierteljahr. Ende November 2002 war es dann so weit, die Revue *Jingle Bells 2002 – Gayle im Wunderland* feierte Premiere. Durch den Abend sollte die amerikanische Entertainerin und Wahlberlinerin Gayle Tufts führen, und neben dem Ballett waren Auftritte des jungen Tenors Erkan Aki, der Sängerin Veronika Fischer und der Mezzosopranistin Kinga Dobay Teil des Programms. Alle waren sie prominent auf den Plakaten genannt, nur mich hatte man »vergessen«. Und das, obwohl eine Erwähnung fest vereinbart gewesen war.

Trotzdem freute ich mich sehr auf den Abend, als ich in der Limousine mit Brigitte Nielsen am roten Teppich vorfuhr. So viele große Events ich schon mitgemacht hatte, diesmal war ich noch viel kribbeliger. Denn auch wenn ich von der Qualität meiner Arbeit überzeugt war, eine Ausstattung in solchem Umfang war für mich auf jeden Fall noch etwas Besonderes. Heute Abend würde sich herausstellen, ob sich die harte Arbeit gelohnt hatte – denn

schließlich war es das Publikum, dem die Aufführung gefallen musste, inklusive meiner Kostüme.

Doch die Aufregung löste sich in pures Glück und zahllose Gänsehautschauer auf, als ich wie die anderen Beteiligten nach der Revue auf die Bühne gerufen und vorgestellt wurde. Ich bekam als Einziger Standing Ovationen von den gut zweitausend Premierengästen! Die Kostüme gehörten eindeutig zu den Stars des Abends.

Das Wunder geschah: Plötzlich hatte mich sogar das Tanz-Ensemble lieb, einer nach dem anderen kam zu mir. Selbst die Zickigsten umarmten mich auf einmal und gaben zu, dass sie die Kostüme liebten. Auch Frau Böttcher, mit der ich mich im Laufe der Zusammenarbeit immer besser verstanden hatte, gratulierte mir herzlich. Noch Wochen danach wurde ich von Passanten auf der Straße angesprochen, die mir sagten, wie toll sie die Kleider in der Revue gefunden hätten. Für mich ist solche Anerkennung wichtiger als das Geld, das ich verdiene. Denn der Zweck meiner Arbeit ist es, die Welt zu einem schöneren und erträglicheren Ort zu machen. Natürlich ist eine gute Honorierung ein angenehmer Nebeneffekt, aber nicht die Triebfeder.

So richtig offiziell wurde meine Arbeit dann noch einmal Ende Januar 2003 gewürdigt, und das machte es auch wieder wett, dass mein Name bei den Plakaten für die Weihnachtsrevue unter den Tisch gefallen war.

Am 28. Januar bekam ich – neben der Filmproduzentin Regina Ziegler, Schauspieler Heino Ferch und dem amerikanischen Multimilliardär und Unternehmer Sir Richard Branson – den »B.Z.-Bären«, den Kulturpreis der *Berliner Zeitung*. Bei der feierlichen Preisverleihung, die wieder im Friedrichstadtpalast stattfand, tanzte als Überraschung zu meinen Ehren das Ballett des Hauses – in

meinen seidenen Schachkostümen. In seiner Rede sagte der B.Z.-Chefredakteur Georg Gafron: »Ich verleihe Harald Glööckler den Kulturpreis der B.Z. dafür, dass er Berlin im Ausland durch seine Mode und Kreationen seine Eleganz zurückgegeben hat.«

In den zwölf Jahren, in denen der B.Z.-Kulturpreis bisher existierte, war ich der dritte Modedesigner, der ihn bekam. Die anderen beiden vor mir hießen Vivienne Westwood und Karl Lagerfeld. Keine allzu schlechte Gesellschaft.

Ich stelle die kleine Bärenstatue der B.Z. auf die Fensterbank, zwischen einen Strauß weiße Rosen und eine barocke Engelsfigur. »Na, bringst du mir ab sofort auch Glück?«, frage ich den Bären.

Ich schaue in die kalte Berliner Nacht hinaus. Der Himmel schimmert rosa, wie fast immer sind über der Metropole keine Sterne zu sehen. Aber ich weiß, dass sie da sind. Irgendwo da draußen. Ich überlege kurz, dann sage ich:

»Passt mal auf, Engel. Jetzt wünsche ich mir noch eine eigene Fernsehshow. Außerdem hätte ich gern Läden in ganz Deutschland. Und vielleicht noch in den Ländern drumherum. Kriegt ihr das hin?«

Alle Leute sollen meine Sachen kaufen können, und alle Frauen sollen endlich zu Prinzessinnen werden. Bald ist es so weit, das habe ich im Gefühl.

Dann gehe ich schlafen.

IV



*Der Pullover einer Frau sitzt richtig,
wenn die Männer nicht mehr atmen können.*
Zsa Zsa Gabor

*Es ist nicht wichtig, was ich getan habe,
sondern wie ich es tat.*
Mae West

ZUFÄLLE? GIBT ES NICHT!

Der Presserummel war gewaltig. Neben mir stand, im tief dekolletierten Abendkleid von Pompöös, Sängerin Gracia Baur. Fernsehteams richteten ihre Kameras auf uns, Blitzlicht flammte auf, Mikrofone wurden uns vor die Nase gehalten, Fotografen brüllten unsere Namen, ein Fortkommen war kaum möglich.

Gracia war im Jahr 2002 durch die RTL-Show *Deutschland sucht den Superstar*, bei der sie den fünften Platz belegt hatte, bekannt geworden. Vor einigen Tagen hatte ich in der Zeitung nach einer neuen Muse gesucht – kurz darauf war mir Gracia eingefallen, sie war frisch, trendy und hatte genau die sexy Kurven, die meine Mode so gut zur Geltung brachten. Also hatte ich sie angerufen und gefragt, ob sie mich nicht zur Eröffnungs-Gala der Internationalen Funkausstellung, der IFA, begleiten wollte. Damit hatte ich offene Türen eingerannt: Gracia war schon längere Zeit Pompöös-Fan und wollte uns unbedingt einmal kennenlernen. Wir hatten uns auf Anhieb verstanden.

Die Nachricht unseres gemeinsamen Besuchs war eingeschlagen wie eine Bombe, der Tumult war so riesig, als hätte sich Madonna angekündigt – schließlich ließ ich mich recht selten auf öffentlichen Veranstaltungen blicken, und die Kombination mit Gracia erwies sich als sehr geglückt. Wir brauchten etwa eine halbe Stunde, um uns zu unserem Tisch durchzukämpfen. Auf dem Weg, den wir nur im Schneckentempo zurücklegen konnten, wurde uns im Vorbeigehen ein Herr vorgestellt, der aussah wie eine etwas ältere und seriöse Anzug-Version des Hollywood-Schauspielers Matt Damon. Ich hatte den Mann noch nie gesehen, aber es stellte sich heraus, dass es sich um Dr. Konrad Hilbers, den Vorstandsvorsitzenden von Home Shopping Europe, kurz HSE24, handelte.

Ich wusste nur so viel, als dass der Sender der erste reine Shopping-Kanal in Deutschland war. Sofort hatte ich eine Eingebung.

»Herr Dr. Hilbers, wir beide, HSE24 und Pompöös, würden doch wunderbar zusammenpassen!«

Hilbers schaute mich sehr erstaunt an und fragte, ob das nicht ein Widerspruch sei – Pompöös und Homshopping

Ich schüttelte den Kopf und sagte wie aus der Pistole geschossen: »Das ist kein Widerspruch! Ich habe im Laufe der Jahre viele Prinzen und Prinzessinnen getroffen. Dabei habe ich immer wieder festgestellt, dass selbst reiche Leute gerne mal ein Schnäppchen machen – und die anderen sowieso. Der Trend geht zum ›Luxus für den kleinen Preis‹. Das hat Zukunft, glauben Sie mir.« Ich holte kurz Luft. »Wie wäre das: eine preisgünstige Pompöös-Linie, exklusiv bei HSE24?«

All das sprudelte nur so aus mir heraus und klang wie eine von langer Hand vorbereitete Argumentation, war mir aber tatsächlich in diesem Augenblick erst in den Sinn gekommen.

Von einem Moment auf den anderen hatte ich eine konkrete Vision dessen, was mir schon lange als vage Idee im Kopf herumspukte. Seit dem Tag, als ich in Hongkong in der Badewanne gelegen und darüber nachgedacht hatte, warum Luxus eigentlich nicht für alle möglich sein sollte. Und ich war überzeugt, dass es klappen würde. Ich habe dann immer so ein Gefühl im Bauch, eine absolute Gewissheit. Das hier war die Antwort von meinen Engeln. Eine eigene Fernsehshow und Läden in ganz Deutschland – nämlich in jedem Wohnzimmer. So einfach war das.

Hilbers gab sich begeistert, aber ich hatte den Eindruck, er kaufte mir nicht ganz ab, dass ich meinte, was ich sagte. Vielleicht dachte er, ich würde nur Small Talk machen. So ähnlich, wie Dieter

und ich damals die Einladung von Gina Lollobrigida nicht ernst genommen hatten.

Sehr ernst nahmen wir dagegen kurz nach diesem Vorfall die Einladung des russischen Botschafters Sergej B. Krylow. Der wollte, dass wir im November im Russischen Palais Unter den Linden, der größten Botschaft Europas, eine Modenschau mit Vernissage veranstalteten.

Zunächst schickte mir der russische Gesandte Wladimir Polenow den surrealistischen Film *Die russische Arche* des Regisseurs Alexander Sokurow. Der Film war im Jahr zuvor der russische Beitrag bei den Filmfestspielen in Cannes gewesen. Ein Ausschnitt daraus sollte am Abend den Gästen gezeigt werden. In der bewussten Szene spaziert Katharina die Große durch den Winterpalast der St. Petersburger Eremitage – diesem berühmten Gebäude ist das Russische Palais in Berlin detailgetreu nachgebaut. Ich war nicht nur begeistert von dem kunstvoll inszenierten Film, sondern empfand ihn auch als wundervolle Inspirationsquelle. Polenow musste gar nicht mehr viel dazu sagen – ich wusste genau, warum er mir Regisseur Sokurows Meisterwerk hatte zukommen lassen ...

Im November war es so weit. Dieter und ich hatten einen Deal mit einem namhaften französischen Champagner-Hersteller an Land gezogen, der mehrere Hundert Flaschen für den Empfang vorab beisteuerte. Die russische Botschaft hätte mit Sicherheit auch selber so etwas auf die Beine gestellt – aber sicher war sicher: Zu Pompöös gehörte Champagner nun mal wie die zwei »ö«.

Nach dem Empfang strömten alle achthundert Gäste in den prunkvollen Ballsaal mit seinen Kronleuchtern, in dem ausnahmsweise kein Laufsteg aufgebaut war. Stattdessen war vor dem Zugang zum Treppenhaus ein einige Meter breiter Korridor mit Kordeln abgesperrt. Die Beleuchtung wurde gedimmt, die Leute

drängten sich an die Absperrung und reckten die Hälse, um den Film zu sehen, der oberhalb der Tür zum Treppenhaus projiziert wurde. Im Ausschnitt war der baugleiche Ballsaal des Winterpalasts zu sehen, so entstand ein toller Raum-im-Raum-Effekt. Die letzte Szene zeigte Katharina die Große als alte Frau, wie sie die Flügeltüren zum Treppenhaus im Winterpalast schließt ...

Das Licht geht an, und das Flügelportal zum Treppenhaus springt auf. Musik ertönt, und die junge Katharina die Große schreitet in den Saal – strahlend schön in einer roten prunkvollen Abendrobe mit tiefem Dekolleté und funkelndem Geschmeide. Der stolzen Zarin auf dem Fuße folgt ihr Hofstaat.

Was für ein Knalleffekt! Neben Models hatte ich wieder Prominente mitlaufen lassen. Maja Prinzessin von Hohenzollern machte ihre Rolle als russische Edelfrau sichtlichen Spaß, und auch die anderen Models genossen ihren Job, darunter Gracia Baur und Sängerin Nathalie Kollo, die Tochter von Opernstar René Kollo. Die überraschten Gäste applaudierten spontan.

Für die spezielle Zeitreise hatte ich besonders prunkvolle und vom Zarenhof inspirierte Roben mit großzügigen Ausschnitten entworfen, vorwiegend in Rottönen und in edlen Cremefarben. Dazu trugen die Damen komplizierte Frisuren mit vielen Korkenzieherlöckchen und Schleifen, das Make-up hatte Starvisagist René Koch nach meinen Zeichnungen umgesetzt. Ausnahmsweise stammte der Schmuck nicht von Pompöös, sondern es handelte sich um Leihgaben, die das renommierte Juwelierhaus Brahmfeld & Gutruf besorgt hatte. Echte Smaragde, Rubine, Diamanten und Brillanten, insgesamt im Wert von mehreren Millionen Euro – ein Juwelendieb hätte sich im Paradies gewähnt, und auch ich selbst geriet ins

Schwärmen. Wenn es glitzert, bin ich glücklich! Das war nicht Luxus für den kleinen, sondern für den ganz großen Preis.

In den anschließenden Interviews wurde der russische Botschafter von einer Journalistin etwas spitzfindig gefragt, warum er denn keinen russischen Designer beauftragt hatte, sondern mich. Es gebe, so fragte die Dame, doch sicher auch gute russische Designer. Doch Krylow antwortete: »Der Abend sollte ein Zeichen setzen für das Zusammenwachsen der Nationen. Außerdem haben wir in Russland leider keinen Modeschöpfer, der so opulent ist.«

Nur einen Monat später war ich eingeladen, in der Berliner Filiale der Galeries Lafayette eine Schau zu machen. Gastgeber waren Lafayette-Boss Thierry Prévost und Frankreichs Botschafter Claude Martin. Außer mir waren fast nur französische Designer vertreten, die den aktuellen »Pariser Chic« vorführen sollten. Bereits geraume Zeit zuvor war ich einer Einladung der Galeries Lafayette nach Paris gefolgt. Man wurde dort auf mich aufmerksam und fand meinen Stil sensationell »pompöös«.

Ich fühlte mich in meinem Element und präsentierte eine Kollektion, wie sie auch ins Schloss Versailles gepasst hätte: sehr verführerisch mit großen Dekolletees, engen Korsagen, weiten Röcken – als Kontrapunkt verpasste ich einigen Models kurze Hosen. Das Ganze nannte ich dann *Vive la maîtresse*. Den Namen hatte ich spontan gewählt, aber als ich jetzt meine Models in ihren Kleidern über den Laufsteg flanieren sah, fühlte es sich fast an, als sei der Traum vom Ball im Versailler Schloss, den ich als Junge immer wieder gehabt hatte, plötzlich Wirklichkeit geworden. Übertroffen werden konnte das wohl nur noch dadurch, dass ich eines Tages tatsächlich dort eine Show machte.

Doch erst mal blieb ich in Berlin. Zu Beginn des nächsten Jahres wurde ich für eine Show zur Eröffnung des Fünf-Sterne-Hauses

Ritz-Carlton am Potsdamer Platz gebucht. Mit der Fertigstellung des Gebäudes gehörte auch die ewige Baustelle dort offiziell der Vergangenheit an: Das Ritz-Carlton war das letzte Gebäude am Potsdamer Platz, das fertig wurde. Hoteldirektor Junger hatte von meiner, wie er sagte, »legendären Modenschau« in St. Moritz gehört und wünschte sich auch einen Eis-Catwalk – allerdings aus Platzgründen nicht im Haus, sondern draußen vor dem Hotel. Dieter und ich waren etwas skeptisch, denn eigentlich war es einer unserer Grundsätze, wegen der Abhängigkeit vom Wetter nach Möglichkeit nichts im Freien zu machen. Doch Junger wischte die Bedenken beiseite: »Unwahrscheinlich.« Gut, sein Wunsch.

Eine Show auf Schlittschuhen allein war mir natürlich nicht aufsehenerregend genug, schließlich hatte ich so was schon einmal gemacht. Ritz, dachte ich, Moment mal. Da war doch was ... Und ich erinnerte mich an die Zeit, als die gruselige Teilhaber-Geschichte in vollem Gange war und ich mich manchmal einfach in den Zug gesetzt hatte und nach Paris gefahren war. Einfach so, um auf andere Gedanken zu kommen. Andere Leute gehen vielleicht zum Friseur oder ins Fitness-Studio. Ich fahre eben nach Paris, wenn ich ausspannen will.

Dort hatte ich entweder im Le Meurice oder eben im Ritz an der Place Vendôme eingeecheckt, Fünf-Sterne-Luxus, trotz allem. Denn wenn man einmal anfängt, dem Universum das Gefühl zu geben, dass man sich irgendwas nicht leisten kann, dann ist das auch ruck, zuck so. Sparen konnte ich woanders, ich fuhr zum Beispiel zu Beginn in Berlin immer U-Bahn statt Taxi. Aber Hotels unter fünf Sternen, das wäre für mich wie aufgeben gewesen.

Ich komme von einem spätnachmittäglichen Spaziergang in den Tuileries-Gärten ins Hotel zurück. Wenn man die Lobby des Hotel Ritz in Paris betritt, versinkt man nicht nur in schweren,

kostbaren Teppichen, sondern in einer anderen Welt. In einer Welt des Luxus, der Zeit des Rokokos. Über allem liegt der schwere Duft eines arabisch anmutenden Parfums. Ich glaube, ich könnte ihn überall auf der Welt erkennen und diesem Hotel zuordnen. Vielleicht hat das Hotel am Place Vendôme den Anstoß zu Patrick Süßkinds Roman Das Parfum gegeben? Ich könnte es mir gut vorstellen.

Draußen dämmt die blaue Stunde, es ist noch zu früh fürs Abendessen, aber genau richtig für einen Drink. Ich bestelle mir in der hauseigenen Bar Vendôme einen Aperitif und lasse den Blick schweifen. Die Sofas sind mit feinstem Brokat bezogen, die Gardinen sind zart wie Kirschblütenblätter, und die schweren beigefarbenen Vorhänge glänzen wie feuchter Sand am Meer. Und plötzlich ist da der Gedanke. Der Gedanke, dass im Ritz alles, jede Kleinigkeit bis hin zum Lampenschirm, aus so grandiosen Stoffen gemacht ist, dass ich sie am liebsten herunterzerren würde, um daraus Kleider zu nähen.

Und genau das wollte ich jetzt endlich in die Tat umsetzen. Der Direktor war von der Idee begeistert und ließ mir original Vorhang-, Bezugs- und Möbelstoffe bestellen – von den eigenen Lieferanten, aber auch aus dem Ritz in Paris und dem in London. Daraus machte ich die Roben für die Show, die mit diesen herrlichen Stoffen absolut bombastisch wurden: glänzend und edel wie das Interieur eines Ritz.

Die Leute vom Hotel waren sehr kooperativ und taten alles, um mich zu unterstützen und meine Vorstellungen umzusetzen. Nur an eines hatte man nicht gedacht: eine Überdachung für den Laufsteg. Und natürlich kam es, wie es kommen musste. Am Eröffnungstag zog es sich vormittags langsam zu. Gegen halb zwölf begann es zu nieseln. Um halb zwei regnete es. Ab fünfzehn Uhr

schüttete es aus Eimern, die reinste Sintflut – und das alles bei ungemütlichen Temperaturen knapp über null. Trotzdem entschied sich die Hoteldirektion nach einiger Diskussion, die Show mit Verspätung draußen stattfinden zu lassen.

Der Direktor begann eine Ansprache zu halten. Währenddessen standen die Gäste, darunter der ehemalige Bundespräsident Walter Scheel und seine Frau Barbara, mit den Füßen in knöcheltiefen Pfützen. Der Regenvorhang wurde immer dichter, und auf dem Eis-Catwalk stand das Wasser – bis irgendwann klar wurde, dass eine Show undenkbar war, und die Rede abgebrochen wurde. Mit weniger Gequatsche hätten wir es wohl gerade noch geschafft, aber der kritische Punkt war überschritten. Wasser auf Eis war tückisch beim Schlittschuhlaufen, und natürlich wären die Kleider sofort tropfnass gewesen. Ich ärgerte mich – warum mussten immer alle so furchtbar lahm sein? Als nun bekannt gegeben wurde, dass die Außen-Pompöös-Show leider ausfalle, reagierten einige Gäste verständlicherweise ungehalten. Sie waren durchnässt bis auf die Knochen – für nichts. Jetzt sammelten sich alle im Foyer und hinterließen Pfützen auf dem nagelneuen Nobelteppich.

Was also tun? Ich wollte meiner Verpflichtung nachkommen, die Show zu zeigen, schließlich bekam ich dafür Gage. Ich konnte noch von Glück sagen, dass ich in weiser Voraussicht außer Schlittschuhen auch andere Schuhe für die Models mitgebracht hatte. Aber auch unser Plan B, eine Modenschau, bei der die Mannequins eins nach dem anderen die Treppe im Foyer nach unten schritten, war nun unmöglich: Es war einfach zu voll!

Auf einmal hörte ich, wie jemand nebenan Gesangsübungen machte. Neben den Räumen, die als unsere Umkleide dienten, bereitete sich Taco auf seinen Auftritt vor. Der Niederländer hatte in den Achtzigern die Neuauflage des alten Zwanzigerjahre-Songs *Puttin' On the Ritz* gesungen und damit einen Riesenhit gelandet.

Kein Song passte besser zu einem Ritz-Hotel. Und wieder hatte ich eine Idee.

Ich sprach kurz mit dem Sänger und den Ton- und Lichttechnikern. Dann ging es auch schon los: Taco schritt als eine Art Galionsfigur vornweg und sang, ich scheuchte direkt hinter ihm alle Models in ihren Hotelstoff-Roben gleichzeitig die Marmortreppe hinunter, auf der vollen Breite. Den Leuten blieb nichts anderes übrig, als zurückzuweichen. Danach verteilten sich die Models in der Menge – Auftrag erfüllt. Vermutlich die kürzeste Schau in der Geschichte von Pompöös.

TELESHOPPING UND DER CINDERELLA-EFFEKT

Hier ist Konrad Hilbers, können Sie sich erinnern? Wir haben uns auf der IFA getroffen.«

Ich war so beschäftigt, dass ich die Begegnung mit dem Chef des Homeshopping-Senders schon fast wieder vergessen hatte, als ich plötzlich einen Anruf von ihm bekam. Er lud Dieter und mich zum Gespräch nach München ein. Inzwischen hatte er sich mit den anderen in der Konzernspitze die DVD angeschaut. Die hatte die Herren anscheinend so begeistert, dass aufseiten des Teleshopping-Senders eigentlich schon alles beschlossen war, als ich mit Dieter in München ankam.

Herr Dr. Hilbers klopfte mir auf die Schulter und sagte: »Herr Glöckler, was mir an Ihnen gefällt ist, dass Sie nicht nur ein Künstler sind und Frauen Selbstbewusstsein geben. Sie sind auch ein kluger Geschäftsmann. Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit!«

Zunächst musste ich zu einem Studiotest erscheinen, der auf zwei Stunden angesetzt war. Dabei sollte ich vor der Kamera beweisen, dass ich telegen war und reden konnte. Also stand ich dort im Studio und präsentierte zusammen mit einem Model ein Haute-Couture-Modell, das ich zu diesem Testzweck mitgebracht hatte. Ich erzählte den fiktiven Zuschauern zu Hause, warum dieses Kleid sie glücklicher machen würde, wenn sie es besaßen. Sobald ich in die Kamera sah, stellte ich mir vor, wie die Zuschauerinnen daheim auf dem Sofa saßen und ich endlich die Gelegenheit bekam, sie zu Prinzessinnen zu machen. Dadurch lief es wie von selbst.

Nach einer Viertelstunde wurde ich allerdings jäh unterbrochen: »Stopp! Halt! Aufhören!« Ich war perplex. Eigentlich hatte ich den Eindruck gehabt, dass ich ganz passabel gewesen war. Doch der Schreck währte zum Glück nicht lange. Die Studioleiterin setzte ihre Kopfhörer ab und ein freudestrahlendes Lächeln auf: »Das war das Beste, was mir in den letzten Jahren passiert ist. Endlich haben die da oben mal jemand Vernünftigen eingekauft. Wir müssen nicht weitermachen, ich sehe, dass Sie das können. Das war spitze!«

Ich war ein komplettes Novum für HSE24. Doch erst einmal musste ich die »Probezeit« überstehen: Jeder Verkäufer muss sich erst einmal bewähren. Wer die Umsatzvorgaben nicht erfüllt, ist weg vom Fenster. Der Druck ist also groß – zumindest, wenn man unbedingt eine eigene Sendung haben will. Aber für mich war das Ganze nur ein Experiment. Eine spontane Idee, die mir bei dem Gala-Dinner auf der IFA eingefallen war. Ich hatte eigentlich nie vorgehabt, Teleshopping zu machen. Nicht, weil ich etwas dagegen gehabt hätte. Es war mir vorher einfach nie in den Sinn gekommen. Entsprechend entspannt war ich. Wenn das hier klappte, gut. Wenn nicht, auch egal.

Weil es so ein Konzept wie mit mir noch nie gegeben hatte, fehlten auch die logistischen Strukturen für die Umsetzung. Aus den Entwürfen und Schnitten, die ich mitbrachte, musste noch irgendwo von irgendjemandem die Kleidung genäht werden – in neun Größen, von 34 bis 52. Sowohl die kleinste als auch die beiden größten Konfektionsgrößen hatte es zuvor noch nicht gegeben, aber ich bestand darauf, keine Zuschauerin außen vor zu lassen. Niemand sollte zu dünn oder zu dick für meine Mode sein. Der Sender war also gezwungen, sich extra für meine Sendung nach Schneidereien in Europa umzuschauen, die problemlos größere

Mengen in vielen Konfektionsgrößen herstellen konnten, und veranstaltete dazu eine Art »Schneider-Casting«. Man ließ Schneider kommen, die alle probeweise meine Schnitte und Entwürfe erhielten und zeigen sollten, was sie daraus machten. Die Wahl fiel schließlich auf eine große Schneiderei in der Türkei.

In die erste Show – oder besser gesagt »Stunde«, wie die Sendeeinheiten beim Teleshopping schlicht heißen – brachte ich ganz unterschiedliche Sachen mit: schwarze Kostüme mit Schößchen und Goldknöpfen. Kostüme im Leopardendesign. Verschiedene Hosen, Jacken und Blusen. Außerdem gab es Pompöös-Shirts mit der aufgedruckten Krone unseres Logos. Das alles stellte ich unter das Motto »Luxus zum kleinen Preis«, genau, wie es mir auf der IFA spontan in den Sinn gekommen war.

Von der ersten Minute an liefen die Leitungen heiß. Nach einer halben Stunde hatten wir schon den üblichen Stundenumsatz weit überschritten und die Erwartungen um ein Vielfaches übertroffen. Noch vor Ende der Sendung waren wir komplett ausverkauft. Bei der zweiten und dritten Show das gleiche Spiel. Ich war auf Anhieb der Verkaufsschlager des Senders, es gab Warteschlangen in den Telefonleitungen und die Leute kamen nicht durch. Probezeit bestanden.

Am erstaunlichsten für mich waren die sehr emotionalen Reaktionen der Zuschauerinnen. In einer Sendung rief eine Kundin an und sagte: »Herr Glöckler, Sie hat der Himmel geschickt. Ich wollte mich umbringen, aber Ihre Sachen haben mir Lebensmut zurückgegeben.« Kaum zu glauben, aber sie meinte das absolut ernst, das hörte man. Eine andere bedankte sich live in der Sendung: »Ich habe drei Größen abgenommen, von 52 auf 48, und zunächst hat das keiner gemerkt. Aber mit Ihrer Mode bekomme

ich jetzt ständig Komplimente. Gestern hat mein Chef gesagt, wie wunderbar ich aussehe – und mein Chef ist Udo Jürgens.«

Ich mache mir normalerweise wenig Gedanken über so etwas wie »Konkurrenz« oder »Mitbewerber«. Aber nun ging mir mal wieder auf, dass die meiste Kleidung für große Größen, die es in Deutschland preiswert zu kaufen gab, unglaublich herzlos zusammengeschustert war. Oder es handelte sich um das, was allgemein unter dem Begriff »sportlich« zusammengefasst wurde: weite, konturlose T-Shirts und Blusen zu Bundfaltenhosen oder Röcken, mit denen man Fallschirm springen konnte. So was war zwar bestimmt bequem – aber das war es dann auch. Extravaganz und Eleganz konnte man lange suchen. Wenn man nicht das Geld hatte, sich etwas schneidern zu lassen, oder selber etwas entwerfen und nähen konnte, war man dem traurigen Angebot hilflos ausgeliefert. Da ging es dann immer darum, »Pölsterchen« zu »kaschieren« – als seien Rundungen etwas Schlimmes, das man um jeden Preis verstecken muss. Dabei konnte man doch Weiblichkeit und Kurven nutzen und sie selbstbewusst präsentieren.

Es war ein bisschen so, als säßen in den vielen deutschen Wohnzimmern lauter Aschenputtel, und nachdem sie meine Mode bestellt hatten, verwandelten sie sich plötzlich in strahlende Prinzessinnen. Bisher hatte ich nur die Frauen verwandelt, die sich meine Couture leisten konnten. Aber jetzt war auf einmal mein Traum wahr geworden: Ich machte tatsächlich *alle* zu Prinzessinnen. Nach dem Motto »if you look good, you feel good«.

HAREMSDAMEN, OPULENTE DÜFTE – UND INTRIGEN

Im Spätsommer 2004 sollte in Berlin »Die lange Nacht der Museen« stattfinden. Professor Siebenhaar vom Jüdischen Museums in Berlin hatte mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, im Platanenwald im Garten hinter dem Museum eine Open-Air-Show auszurichten. Das übergreifende Motto für alle Museen lautete »Landschaft, Parks und Gärten«, und darum war man auf die Idee mit dem Garten gekommen. Das Thema wollte man mir überlassen.

Also war ich zum Museum gefahren und hatte mir die Gebäude einmal genauer angesehen. Der Altbau sah aus wie ein kleines Schlösschen, und der ultramoderne Neubau von Daniel Libeskind daneben wirkte wie ein Raumschiff. Eine spannende Kombination.

Ich liebte diesen Ort auf Anhieb. Das Museum ist für mich kein Museum im gewöhnlichen Sinn – dazu ist es zu lebendig. Es ist für mich Mahnmal und Begegnungstätte zugleich. Was ich dort gesehen habe, hat mich sehr bewegt. Es gibt im Museum ein wunderbares Café, in das wir uns für die Detail-Gespräche zurückzogen. Danach besuchten wir noch das Außengelände.

Im Platanengarten hatte ich dann – ich weiß nicht, woher sie kam – spontan die Assoziation eines lauschigen Haremsgartens. Ich dachte an bunte, opulente Kleider mit Schleiern und Schleißen. An zarte, fließende, durchscheinende Gewebe, aber auch an schwere orientalische Stoffe.

Ich hatte einige private Kunden in Dubai, vornehmlich Prinzessinnen. Von den Reisen in das Emirat hatte ich mir jede Menge tolle Stoffe mitgebracht, von denen ich bisher nicht so genau

gewusst hatte, wofür ich sie verwenden wollte. Aber als ich sie kaufte, hatte ich es im Gefühl gehabt, dass der Tag bald kommen würde. Und zu diesem Anlass passten sie nun tatsächlich perfekt.

Ich schwelgte in Phantasien von Tausendundeiner Nacht. Mir schwebte ein Modemärchen vor, natürlich modern und ein bisschen verrückt interpretiert – damit wollte ich eine ähnliche Spannung erzeugen, wie sie zwischen dem alten Museumsbau und Libeskind's »Raumschiff« bestand. Ich wusste auch schon den Namen der Show: *L'Haarem*, natürlich französisch ausgesprochen.

Professor Siebenhaar fand meine Idee wunderbar, und die Vorbereitungen begannen. Für den Abend wurde kein üblicher Laufsteg errichtet. Stattdessen gab es einen silbernen umlaufenden Catwalk, der im Karree zwischen den Platanen hindurch und zum Teil um das Publikum herum führte, das an Tischen dazwischen saß. Die silberne Verkleidung war ein Verweis auf die metallene Oberfläche des neuen Museumsgebäudes.

Ich kümmerte mich um die Entwürfe und deren Umsetzung, daneben überlegte ich zusammen mit dem US-amerikanischen Lichtdesigner Robert Wilson, wie man den Abend effektiv in Szene setzen könnte. Das war besonders reizvoll, weil die Bäume und ihre Schatten in die Show einbezogen werden konnten, je nachdem, wo man die Scheinwerfer platzierte und welche Farben man aussuchte. Man konnte einen richtigen Märchenwald aus den Platanen machen. In vielen Punkten ähnelte die facettenreiche Arbeit meiner für den Friedrichstadtpalast, weil ich nicht für alles allein verantwortlich war, sondern mit anderen Künstlern zusammenarbeitete.

Als Musik wollte ich neben orientalischen Klängen und Mendelssohns Komposition zu Shakespeares *Sommernachtstraum* unter anderem Mozarts *Entführung aus dem Serail* verwenden. Mozarts Oper passte perfekt zur Grundidee der Geschichte: Zwei Männer

dringen in den Harem ein und bringen Unruhe in die verschworene Gemeinschaft der Haremsdamen, die daraufhin ausschwärmen und dabei ihre sinnlichen Gewänder zeigen, die sonst fast nie jemand zu Gesicht bekam.

Das Konzept ging auf. Die Gäste ließen sich in der Nacht vollkommen verzaubern von der kleinen Inszenierung – und das, obwohl es zwischendurch sogar leicht zu nieseln angefangen hatte. Das hatte aber keinen einzigen Besucher dazu veranlasst, ins Trockene zu fliehen. Der Atmosphäre tat der leichte Regen keinen Abbruch, im Gegenteil, der zarte, feuchte Schleier, der in der Luft hing, brach das Licht der bunten Scheinwerfer: Alles sah mit einem Mal ganz geheimnisvoll aus. Richtig märchenhaft! Es war ein grandioser Erfolg.

Derweil lief die Teleshopping-Geschichte weiter. Als ich mal wieder in München war, rief mich Dr. Hilbers in sein Büro. Ich hatte einen neunstündigen Studiomarathon hinter mir und wollte eigentlich nur noch nach Hause. Ermattet ließ ich mich aufs Ledersofa in seinem Büro fallen.

»Ich muss Sie leider bitten, sich zu beeilen, ich will den Flieger zurück nach Berlin bekommen.«

Hilbers lächelte und sagte: »Keine Sorge, Herr Glöckler, ich gebe Ihnen nur einen Vorschlag mit, über den Sie auf dem Flug nachdenken können.« Er holte Luft. »Sagen Sie, was halten Sie davon, ein Pompöös-Parfum zu komponieren?«

Ich war skeptisch. »Ein Parfum? Und das dann übers Fernsehen verkaufen? Wie soll das funktionieren? Das kann man doch am Bildschirm nicht riechen.«

Er erklärte, dass Parfums sich bei HSE24 erfahrungsgemäß sehr gut verkauften. Die Kundinnen und Kunden achteten vor allem auf das Image, das mit einem Parfum und dessen Flakon transportiert

werde. »Außerdem kann man auch in Worten den Charakter eines Parfums beschreiben.« Mich überzeugte schließlich das Argument, dass ja auch auf Weinetiketten ein Wein in seinen speziellen Noten recht akkurat umrissen werden konnte.

Im Grunde kam Hilbers' Idee genau zur rechten Zeit: Es gab bereits ein ganz tolles Parfum, das ich vor ein paar Monaten mit professionellen Parfumeuren in Dubai entwickelt hatte. Das war eine wunderbare Erfahrung gewesen. Dubai ist ein Land, in dem Wohlgerüche sehr wichtig sind, es gibt kostbarste Blütenessenzen und die schweren Aromen orientalischer Gewürze, alles abgefüllt in herrlichen Flaschen. Ich hatte mich ganz berauscht an all den Düften und musste zwischendurch immer wieder an Kaffeebohnen schnuppern, um meine Geruchsnerven zu neutralisieren.

Düfte waren eine Welt für sich, jede kleine Ingredienz veränderte den Gesamteindruck. Wie in der Mode. Es gab Blumennoten wie Seide, zart und verträumt. Andere hatten Gewicht wie schwerer, dicht gewebter Stoff. Und dann gab es geheimnisvolle Essenzen, die nach Sehnsucht rochen, wie Amber, Jasmin oder Ylang-Ylang.

Genauso, wie mir beim Entwerfen eines Kleides das fertige Stück von Anfang an vor meinem geistigen Auge stand, waren meine Ideen für einen Pompöös-Duft konkret. Ich wollte kein Parfum, das nach zwei Stunden verflogen war. Ich wollte einen Duft wie Samt, Luxus zum Riechen.

Passend dazu entwarf ich nun einen eleganten Flakon, eine handgefertigte vergoldete Pompöös-Krone mit Swarovski-Kristallen diente als Verschluss. Der Name des Parfums: »With Love!« Und das stimmte, es war wirklich mit Liebe gemacht. Als Extra gab es im Karton ein kleines Säckchen dazu, das einen weiteren Mini-flakon in Herzform enthielt, in dem sich 7,5 Milliliter reines

Parfumöl befanden – vermischt mit echtem Blattgold. Mehr Luxus konnte man auf so kleinem Raum wirklich nicht komprimieren.

Es verkauften sich in drei Monaten sensationelle zehntausend Flaschen – ein Rekord. Mein Erfolg setzte sich nahtlos fort, und ich war hoch motiviert.

Der nächste Coup, den ich mir ausdachte, war Home Couture. Auch das Zuhause aller Prinzessinnen sollte doch schön und luxuriös aussehen! Ab sofort entwarf ich auch pompöse Decken, Bettwäsche, Handtücher, Essgeschirr oder Kaffeeservices. Für dieses Geschirr, das von der traditionsreichen Porzellanmanufaktur Seltmann Weiden hergestellt wurde, hatte ich mich von der Pharaonenzeit inspirieren lassen. Es sollte aussehen, als könnte es wirklich das Service einer echten Prinzessin sein, ein edles Familienerbstück mit einer Auflage aus echtem Gold – und trotzdem spülmaschinenfest. Die Kundinnen nahmen das Angebot dankbar an.

WER IST HIER PRIMITIV?

Die ganze Teleshopping-Geschichte hatte noch eine weitere, sehr interessante Seite. Etliche in der Modebranche rümpften die Nase: »Mein Gott, das ist ja primitiv! Das ist doch billig und keine Couture!« Man machte sich über mich als »Teleshopping-Fuzzi« lustig. So, als seien die Kundinnen eines Shopping-Senders so etwas wie Leprakranke, die man nur mit der Beißzange anfasst. Vieles bekam ich natürlich nur um einige Ecken mit, weil die meisten Leute nicht den Mut hatten, mir so etwas ins Gesicht zu sagen. Doch ein Kollege auf HSE24, ein bekannter Friseur, traute sich immerhin, mir auf einer Party einen kleinen Vortrag zu halten. Er fand meine Entscheidung für Homeshopping nicht nachvollziehbar.

»Mensch, Harald, das geht doch nicht. Du hast doch Couture gemacht!«

»Die mache ich immer noch«, antwortete ich. »Ein schönes Seidenkleid bleibt ein schönes Seidenkleid. Egal, wo und wie man es verkauft.«

Dann fragte ich ihn, warum er selbst seine Sachen beim Münchner Sender verkaufe, und er meinte nur, das sei eben etwas anderes als Mode.

Natürlich sind Haarpflegeprodukte nicht dasselbe wie Kleider. Aber ich fand nichts Schlechtes daran, dass ich meine Mode mehr Menschen zugänglich machte. Außerdem war ich bis in die Zehenspitzen davon überzeugt, dass ich ein Pionier war. Früher oder später würden die, die jetzt noch über Homeshopping die Nase rümpften, von ihrem hohen Ross heruntersteigen und selber mitmischen. Es war nur eine Frage der Zeit. Schließlich entwarfen inzwischen auch Designer wie Karl Lagerfeld oder Stella McCartney

für H & M – das wäre vor ein paar Jahren noch komplett undenkbar gewesen.

Jene, die sich jetzt bereits im Teleshopping tummelten, pflegten vielfach eine ausgemachte Doppelmoral: Viele Prominente, die über das Fernsehen ihre Sachen anboten, distanzierten sich privat davon. Manche machten sich sogar noch über ihre Kundinnen lustig. Nach dem Motto: Da sitzen dumme Muttchen zu Hause, die sollen ruhig den Scheiß kaufen, den wir ihnen andrehen. Das Geld nahmen sie zwar alle gerne mit, aber ansonsten wollten sie damit – bitte, bitte – so wenig wie nur möglich zu tun haben. Auf einer Party hörte ich zufällig, wie am Nebentisch eine Prominente – eine von mehreren, die Cremes unter ihrem Namen über das Fernsehen anbot – tönte, dass sie »das Zeugs« privat natürlich nicht benutze. Die Qualität stimme nicht. Das erzählte sie in ihrer Verkaufssendung selbstverständlich nicht, da wurde »das Zeugs« als das Beste vom Besten angepriesen.

Ich war der Erste, der zum Teleshopping stand. Ich war auch zu dankbar, dass ich damit meinen Traum verwirklichen konnte. In einem Regal zu Hause standen mittlerweile sechs dicke Ordner mit Briefen von Kundinnen, deren Leben sich durch meine Kleider zum Teil dramatisch zum Besseren verändert hatte. Vor allem Kundinnen mit den etwas voluminöseren Größen schickten mir Fotos von sich in der preisgünstigen Pompöös-Linie. Sie bedankten sich, dass sie jetzt endlich nicht mehr in Hängergchen herumlaufen mussten. Diese Frauen waren glücklich, Mode gefunden zu haben, die ihre weiblichen Kurven sexy betonte, anstatt sie zu verhüllen und ihre Trägerin zu einer Art Neutrum abzuwerten.

Das machte mich glücklich. Was wäre ich für ein Mensch, wenn ich anfangen würde, diese Frauen zu betrügen? Stattdessen las ich alle Briefe und beantwortete sie, wenn ich die Zeit dazu fand – manchmal entwickelte sich eine richtige Korrespondenz.

Sehr verehrter Herr Glöckler,

ich bedanke mich sehr für Ihren netten Brief. Er hat mein Herz berührt, mir liefen vor Rührung die Tränen. Ich bewundere Sie sehr, Ihre Liebenswürdigkeit und Ihren Charme. Solche Menschen, wie Sie es sind, sollte es mehr auf dieser Welt geben. Was mich auch so sehr gefreut hat: dass Sie auch an die Macht der Engel glauben – wie ich. Sie geben mir Kraft und Mut. (...) Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie so bleiben, wie Sie sind. Die Engel sollen Ihnen Gesundheit, Glück und Erfolg bringen. Auch wenn mir das Glück noch verwehrt bleibt, macht es mich froh, wenn andere Glück haben. Ihre Autogrammkarte sowie der Brief haben bei mir einen Ehrenplatz bekommen.

In Liebe und Dankbarkeit,

Heike J.

Oder:

Lieber Harald Glöckler,

ich gehöre noch nicht ganz zum »alten Eisen«, denn ich bin siebenundfünfzig Jahre alt. Vor drei Wochen ist mein Mann verstorben, er wurde gerade neunundfünfzig Jahre. Sie können sich denken, wie tief der Schmerz sitzt. Zuvor hatte ich noch Ihr phantastisches Handtuchset in Schwarz gekauft, wie auch die schwarze Bettwäsche – die mit den vielen Kronen und mit der großen Krone. Mein Mann sagte noch: Du bist meine Königin mit den vielen Kronen, und ich bin der King mit einer.

Ich möchte Ihnen auf diesem Wege von Herzen danken für Ihre aufmunternden Worte in jeder Sendung. Für Ihren absoluten Optimismus, der für mich sehr ansteckend ist. Ihre Art, Produkte zu präsentieren und dabei Menschen so viel Fröhlichkeit und Mut zu geben. Auch Sie gehören mit zu den Menschen, die mir in meiner

schweren Situation Aufmunterung, Lebenswillen und Kraft geben. Schön, dass es Sie gibt.

*Liebe Grüße,
Karin H.*

Dass Kleidung und schöne Dinge Macht haben, habe ich schon mit sechs Jahren gewusst, als ich meine Mutter in Anitas Stadtvilla begleitet habe. Mode kann Selbstbewusstsein zurückgeben. Denn eine Frau, die sich lange Zeit als unsichtbar empfunden hat, als ungeliebtes Mauerblümchen, und die plötzlich Komplimente bekommt, verändert sich: Sie strahlt von innen. Für mich waren all diese Dankesbriefe ein Wunder und ein Grund, trotz aller Querelen weiterzumachen. Außerdem gab es noch einen Punkt: Während für viele meiner »Kollegen« das Homeshopping den Endpunkt einer Karriere markierte, fühlte ich, dass da noch viel mehr auf mich wartete. Sehr viel mehr.

Der Himmel ist wolkenlos und durchdringend blau. Vor mir plätschert das Meer an den Strand. Heute habe ich leichte Chiffon-Sommerkleider im Angebot. Ich sitze in meinem Regiestuhl und warte, dass die Sendung losgeht. Dass man da vorher noch nicht draufgekommen ist, Außenshows zu machen. Ich sehe, wie sich am Ufer vor dem glitzernden Meer die Silhouette einer Frau nähert, die ein elegantes dunkelblaues Kleid im Stil der Zwanziger und einen großen Hut trägt. »Da ist Marlene! Dann können wir gleich anfangen!«, höre ich Gina Lollobrigida rufen. Ich drehe mich zu ihr um, sie sitzt neben mir und ist jung und strahlend schön. Marlene Dietrich kommt näher, ich springe auf, um sie zu begrüßen. Auch sie ist jung, ganz wie in ihren großen Filmen. Marlene lächelt und haucht mir Küsse auf die Wangen:

»Na, na, na, das wurde aber Zeit, dass du endlich nach Hollywood kommst, Harald«, sagt sie.

Irgendetwas klirrt, und ich schlage die Augen auf. Ich muss eingeschlafen sein in der Frühlingssonne, das passiert mir sonst nie. Dieter reicht mir eine eisgekühlte Limonade.

»Trink mal was, und setz dir was auf den Kopf, sonst bekommst du noch 'nen Sonnenstich.«

Bunte Punkte tanzen vor meinen Augen, und ich blinzle. »Vielleicht hab ich den schon. Hab gerade von der Dietrich geträumt. Ich war in Hollywood.«

Dieter lächelt. »Hollywood kommt auch noch, da bin ich sicher. Aber ich schätze, leider ohne die Dietrich.«

Ich nehme einen Schluck und sage: »Pah! Wunder gibt es immer wieder. Elvis lebt schließlich auch noch!«

Hollywood lag – vorläufig – noch nicht unmittelbar auf dem Weg, stattdessen hatte das Schicksal für mich erst mal Reisen Richtung Osten vorgesehen. Statt eines Filmstudios in Los Angeles rief mich ein Herr Kroll an. Der Name sagte mir nichts, aber er erklärte mir, er sei einer der Chefs von Pranda & Kroll, eines deutsch-thailändischen Joint Ventures, das sich auf Schmuckproduktion spezialisiert hatte. Die deutsche Traditionsfirma Kroll hatte ihren Sitz in Pforzheim, die Herstellung des Schmucks war Sache der ebenso traditionsreichen Firma Pranda in Bangkok.

Herr Kroll war an einer Pompöös-Lizenz interessiert und wollte mich gern kennenlernen. Kurze Zeit später saß er mir in unserem Showroom im Modecenter gegenüber. Kroll wirkte auf Anhieb wie ein seriöser Geschäftsmann, und ich hatte direkt ein gutes Gefühl, als er mir mit festem Druck die Hand zur Begrüßung reichte. Er war begeistert von den Ideen, die ich spontan aus dem Ärmel schüttelte: »Großartig! Toll!«

Wir wurden uns schnell einig, und bereits am nächsten Tag arbeitete ich an den ersten Kollektionen. Meine Phantasie sprudelte über, und ich zeichnete wie verrückt. Die Entwürfe waren wie immer sehr opulent und pompös – aber auf ganz unterschiedliche Art. Ich hatte Ideen für vergoldeten Silberschmuck mit Zirkonasteinen. Ich entwarf Colliers, die perfekt in die Achtziger-Fernsehserie *Der Denver Clan* gepasst hätten. Ich dachte mir Rokoko-Geschmeide aus wie die von Marie Antoinette höchstpersönlich oder als Modeschmuck Emaille-Armreife im Tiger- oder Zebra-look.

Unter meinen Entwürfen war auch der einer dreireihigen Perlenkette mit einem großen Medaillon. Diese Kette hatte eine besondere Geschichte, die sich vor vielen Jahren, als Dieter und ich noch den Laden in Stuttgart führten, abgespielt und ihren Anfang in Paris genommen hatte ...

Wenn ich in der französischen Hauptstadt bin, statte ich fast immer dem Palais Royal einen Besuch ab und bummle anschließend durch die wunderbaren Antiquitätengeschäfte in unmittelbarer Nachbarschaft. Bei einer dieser Gelegenheiten hatte ich in einem kleinen Laden dort genauso eine dreireihige Perlenkette mit Medaillon entdeckt. Sie hatte mich damals an einen der vielen verwirrenden Träume meiner Kindheit erinnert, der in einem anderen Leben spielte und mir sofort wieder einfiel.

Ich bin ein kleiner Junge. Wieder bin ich in einer Kutsche unterwegs, neben mir sitzt eine Frau in einem schweren dunkelblauen Reiseumhang. Ich weiß intuitiv, dass sie meine Mutter ist, eine russische Adlige. Wir sind auf der Flucht vor den Truppen Napoleons, doch wir kommen nicht weit, wir werden von französischer Kavallerie gestoppt. Ich habe Angst und schreie, aber die Soldaten reißen mich aus den Armen meiner Mutter. Was mit ihr geschieht,

weiß ich nicht. Aber ich werde nach Paris gebracht und dort in ein Kloster gesteckt.

Plötzlich bin ich im Traum dann kein Kind mehr, sondern ein groß gewachsener junger Mann. Am Tag meines Abschieds aus dem Kloster wird mir vom Abt die Kette überreicht, die meine Mutter am Tag des Überfalls trug: Sie hat drei Reihen Perlen und ein Medaillon.

Wieder eine andere Szene: Ich schenke den Schmuck einer Freundin, und auf einmal sind wir gemeinsam auf einem Ball im Palais Royal, sie trägt die Kette zu einer wunderbaren Seidenrobe. Da stürzt plötzlich eine andere Frau wie eine Furie auf meine Begleiterin zu und reißt ihr die Kette vom Hals, deren Perlen in tausend Richtungen über den Boden davonspringen.

Damit war der Traum zu Ende, denn vor lauter Schreck war ich in meinem Zimmer aufgewacht. Die Kette in Paris, vor der ich so viele Jahre später stand, ähnelte der in meinem Traum sehr. Ich hatte sie dann zusammen mit einigen anderen Schmuckstücken für unseren Laden in Stuttgart erstanden, eigentlich eher zu Dekorationszwecken als mit der Absicht, sie zu verkaufen.

Doch eines Tages war bei uns eine Dame in den Laden gekommen, die sich als Antiquitätenhändlerin vorstellte – und diese Kette unbedingt kaufen wollte. Keine andere – nur dieses eine Schmuckstück.

Ich konnte es nicht erklären, aber ich hatte in diesem Moment das überwältigende Gefühl, dass sie die Frau war, die im Traum die Kette vom Hals meiner Freundin gerissen hatte. Aber natürlich hielt ich meinen Mund – ich konnte ja schlecht eine Kundin mit Anschuldigungen konfrontieren, die aus ihrer Sicht nur wahnsinnig geklungen hätten.

Doch einige Tage später war sie wieder vorbeigekommen. »Können Sie sich an die Kette erinnern, die Sie mir vor ein paar Tagen verkauft haben? Damit ist etwas ganz Merkwürdiges passiert ...«

Ich hatte ihr einen Kaffee angeboten, sie hatte sich gesetzt und sah ehrlich verwirrt aus.

»Wissen Sie, ich war zu einer Feier eingeladen und hatte die Kette an. Und plötzlich ist sie gerissen, alle drei Reihen, wie von Geisterhand und ohne Vorwarnung, und die Perlen haben sich überall auf dem Boden verteilt. Ich habe ewig gebraucht, um sie wieder aufzusammeln.«

Ich hatte eine Gänsehaut bekommen und sie ungläubig angesehen. »Aber die Perlen waren einzeln zwischen Knoten aufgereiht!«

»Das ist ja das Merkwürdige.«

Das Entwerfen des Schmucks für Pranda & Kroll war wieder eine Arbeit, in der ich vollkommen aufging und bei der ich die Zeit vergaß. Mindestens ebenso gut fand ich, dass der Lizenznehmer von Anfang an alles genauso produzierte, wie ich es vorgab. Ohne Diskussionen, ohne Gezeter.

Dieter und ich flogen wenig später nach Bangkok. Die Metropole riss uns sofort hin, dieser Hexenkessel mit den Hunderten Motorrädern, mindestens so vielen Rikschas, den farbenprächtigen Märkten und den duftenden Essensständen.

Begeistert waren wir aber vor allem vom Enthusiasmus und der Professionalität der Leute im Unternehmen dort. Die Menschen waren mit viel Liebe und Leidenschaft bei der Arbeit. Die ganze Firma war so sozial eingestellt, davon können sich die meisten deutschen Firmen mehrere Scheiben abschneiden. Es gab ein kostenloses kleines Krankenhaus und einen Kindergarten für den

Nachwuchs der Angestellten. Außerdem konnte jeder Mitarbeiter gratis in der Kantine zu Mittag essen, selbst während des Urlaubs.

Die Firmenphilosophie ähnelte meiner eigenen – für Pranda war es ganz selbstverständlich, zu spenden. Einem Kinderheim in der Nähe, das regelmäßig von der Firma unterstützt wurde, statteten Dieter und ich auf meinen Wunsch sogar einen Besuch ab. Es war toll zu sehen, wie liebevoll die Kleinen dort betreut wurden. Es gab für jede Altersgruppe ein anderes Haus: für Babys, für Kinder bis drei Jahre, bis sechs Jahre und so weiter. Alles luftig und licht und mit viel Platz zum Toben und Spielen. Natürlich hätte ich niemals nach Hause fahren können, ohne selbst eine großzügige Spende dort zu lassen.

Den Schmuck präsentierte ich zum ersten Mal im März 2007 auf der wichtigsten Schmuckmesse der Welt, der Baselworld in der Schweiz. Der Messestand war gigantisch. Auf sechzig Quadratmetern hatten mir Pranda & Kroll eine barocke Wunderwelt gebaut, eine »Pompöös-Suite«. Zwei Models flanierten in meinen Haute-Couture-Kleidern wie wunderschöne Feen über den Stand und trugen immer wieder andere Colliers.

Noch viel toller war: Die Einkäufer rannten mir die Bude ein.

Das lag nicht nur am Schmuck. Es war *der* Trend, dass Modemacher auch Schmuck verkauften. Die Leute orderten nicht nur Colliers, Armreife und Ringe, sondern wollten gleich Pompöös-Fashion mitbestellen. Am zweiten Messetag stellten sich bei mir auch zwei britische Einkäufer vom Shopping-Sender QVC in London vor. Die beiden waren ganz aus dem Häuschen und sagten in herrlichem British English: »Herr Glöockler, Ihre Mode und der Schmuck sind genau das, was die britischen Frauen lieben. Glauben Sie uns!« Und sie wollten nicht nur meine Kreationen,

sondern mich gleich mit einkaufen. Für Pompöös-Shopping-Sendungen, wie ich sie in Deutschland mit HSE24 produzierte.

Ich war total überrascht. Bisher hatte ich immer nur gehört, dass die Briten eigentlich nicht so sehr auf deutsches Design standen. Man sagte, weil sie annahmen, dass die Deutschen modisch gesehen immer noch mit der Keule durch den Wald rennen. Als ich eine Andeutung in die Richtung machte, lachten die Jungs. »*But Mr. Glööckler, you are not German, you are Harald!* – Aber Herr Glööckler, Sie sind doch nicht deutsch, Sie sind Harald!«

So erfolgreich die Messe für Dieter und mich war, so anstrengend war sie auch. Abends war ich nach einem Tag auf den Beinen mit tausend verschiedenen Leuten um mich herum, dem Lärm auf der Messe und der trockenen Hallenluft völlig kaputt.

TU GUTES – UND REDE DARÜBER

Schon als ich in der Ausbildung in Mühhlacker mein erstes eigenes Geld verdiente, begann ich mit dem Spenden. Zunächst meistens für Einrichtungen, die Tieren halfen, aber zunehmend auch für Vereine und Institutionen, die sich um Kinder in Not kümmerten. Der Horror meiner eigenen Kindheit war mir noch zu gut im Gedächtnis. Gutes zu tun und denen abzugeben, die es nötig haben, war für mich selbstverständlich.

Ich halte nach Gelegenheiten Ausschau, bei denen sich mir eine besondere Möglichkeit bietet, zu helfen. Mit meiner Popularität, meinen wachsenden finanziellen Möglichkeiten oder meinen Erfahrungen.

Nachdem Dieter und ich nach Berlin gezogen waren, beschränkte ich mich nicht mehr auf das Spenden. Ich recherchierte und suchte mir Einrichtungen wie Kinderheime oder Kindertagesstätten, die ich für unterstützenswert hielt – dann fuhr ich dorthin und übergab meine Zuwendung persönlich.

Mein Engagement in Eigeninitiative kam 2004 den Leuten vom Deutschen Kinderhilfswerk zu Ohren. Sie sprachen mich an, ob ich bereit wäre, mich für sie als Botschafter und als Schirmherr des Kindernothilfefonds einzusetzen. Ich erkundigte mich zunächst über die Aktivitäten des Vereins. Dabei fand ich heraus, dass das Kinderhilfswerk seit fast vier Jahrzehnten aktiv war, wirklich etwas bewegte und außerdem seit Langem jedes Jahr eine Auszeichnung für seine besondere Vertrauenswürdigkeit erhielt. Ich sagte zu. Von diesem Zeitpunkt an gingen sämtliche Gagen für meine Fernsehauftritte ohne Abzüge an diese Organisation.

In Stuttgart soll ich den Grundstein für den Neubau einer Bibliothek in der Kita »Sandbuckel« legen, die sich in einem sozialen Brennpunkt befindet. Es ist ein wunderschöner Tag im Frühherbst, auf Tapeziertischen haben die Betreuerinnen ein kleines Buffet mit Kuchen, Kakao und Saft aufgebaut. Alle Kinder betrachten mich mit großen, erwartungsvollen Augen. Ich überreiche der Leiterin der Kindertagesstätte einen Scheck über 3000 Euro, die in ein Programm zur Gewaltvorbeugung und in die Bibliothek fließen sollen.

Als ich kurz danach mit ihr und den Leuten vom Kinderhilfswerk zusammenstehe und plaudere, zupft mich plötzlich etwas an der Hose. Ein kleiner Junge von vielleicht fünf Jahren legt den Kopf in den Nacken und schaut mit sehr ernstem Blick zu mir auf.

»Bist du ein König?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, ich bin kein König.«

Der Kleine ist mit dieser Antwort nicht zufrieden. »Dann bist du ein Prinz?«

Ich muss lachen und sage: »Nein, ich bin auch kein Prinz, ich bin ein Designer.«

Er runzelt ernst die Stirn. Offenbar kann seiner Ansicht nach ein Mann, der so viel Schmuck und Glitzerkram wie ich trägt, nur von königlichem Geblüt sein, denn nun läuft er hinüber zu dem Fotografen der Zeitung, der die Aktion gerade abgelichtet hat. Er zeigt auf mich und erkundigt sich: »Ist er ein König?« Als auch der Fotograf dies verneint, steht das Kind unzufrieden mit verschränkten Armen da. Man kann sehen, dass es der Ansicht ist, dass alle Erwachsenen es zu veräppeln versuchen.

Als ich mich ein paar Minuten später verabschiede, höre ich, wie der Junge leise vor sich hin sagt: »Und er ist doch ein König!«

Die Faszination, die ich durch meine schillernde Erscheinung auf die Kleinen ausübte, konnte ich gut nutzen: Sie fassten Vertrauen, ich war für sie eine Art lebendige Märchenfigur. Ein König, ein Prinz, ein Maharadscha. Ich merkte auch sehr schnell, dass ich ein Talent darin hatte, mit den Kindern zu sprechen und ihnen Mut zu machen. Sie stammten oft aus zerrütteten Familien, in denen Gewalt eine große Rolle gespielt hatte. Wenn ich ihnen von meiner schwierigen Kindheit erzählte, bekamen sie große Ohren: »Ja? Wirklich? Bei dir war das auch so?« Und manchmal erzählten sie mir dann, sozusagen auf Augenhöhe, was sie sonst immer verbargen. Für mich war das nicht einfach, denn mir geht so etwas unglaublich nah. Aber ich wusste, dass es wichtig war, dass die Kinder wieder Vertrauen zum Leben fassten.

Ich erklärte ihnen, dass sie sich für nichts, was ihre Eltern je getan haben, schämen müssen. Kinder fühlen sich ja oft für das Fehlverhalten der Erwachsenen, die ihnen etwas antun, verantwortlich. Oder sie haben das Gefühl, die Schuld daran zu tragen, wenn jemand anders leiden muss.

Ich kannte das so gut. Auch ich hatte nach dem Tod meiner Mutter lange gegrübelt und mich mit dem Gedanken gequält, dass ich es vielleicht hätte verhindern können. Ob ich an diesem schrecklichen Tag damals zu passiv gewesen war. Dass ich kein schlechtes Gewissen haben muss, habe ich erst viele Jahre später wirklich begriffen.

Es scheint ein universales psychologisches Gesetz zu sein: Kinder sehen sich nicht als Opfer von Gewalt, sondern suchen fast immer die Schuld bei sich. Das hinterlässt Narben in der Psyche. Kindern und Jugendlichen zu helfen, auch mit einer schlimmen persönlichen Geschichte ein schönes Leben zu führen und nicht zu verbittern, das ist einer meiner Herzenswünsche.

Neben den Kindern liegen mir auch Tiere am Herzen. Seit ich auf dem Land mit Tieren groß geworden war, hatte ich eine enge Beziehung zu ihnen. Selbst die Hühner trugen bei uns Namen, und wenn ich sie rief, kamen sie angerannt und angeflattert. Aber ganz egal, ob es die Hühner waren oder unsere Hunde, die Katzen und Vögel, die Ziegen, Schweine oder die Pferde meiner Tante, ich liebte sie alle. Anders als den Menschen konnte ich ihnen vertrauen. Sie lästerten nicht, brüllten nicht herum und hätten nie jemanden böswillig verletzt. Die Tiere waren in meiner Gegenwart immer sehr zutraulich. Sie ließen sich anfassen, und die Katzen schliefen gern auf meinem Schoß. Das Fell war so weich und seidig, und wenn sie dann anfangen zu schnurren, weil ich sie streichelte, und der Bauch unter meiner Hand vibrierte, war der ganze Horror für einen Moment einfach weg.

Natürlich wurden bei uns auch die Nutztiere wie Schweine und Hühner geschlachtet, um sie zu essen – mein Vater war nun mal Metzger. Vegetarier waren in Zaisersweiher und Umgebung so etwas wie Marsmännchen: Man hatte davon gehört und wusste, dass sie irgendwie grün sein sollen, aber persönlich gesehen hatte noch niemand ein Exemplar. Ich begriff das Essen von Fleisch als Teil eines natürlichen Kreislaufs, unsere Hunde und Katzen aßen schließlich auch Fleisch. Aber bei uns wurde niemals etwas verschwendet, und Massenhaltung war ein Fremdwort. Die Ziegen und Schweine hatten ein schönes Leben auf der Weide, die Hühner liefen frei draußen herum und konnten im Staub scharren. Außerdem wurde mir von Anfang an eingetrichtert, dass man andere Lebewesen respektvoll behandeln muss. Besonders meine Mutter und die Großmutter in Illingen legten darauf viel Wert.

Als ich acht Jahre alt war, hatte Großmutter sich empört, dass sie ab sofort beim Bauern nebenan keine Eier mehr kaufen würde: »Der hat mit so einer Käfighaltung angefangen. Wenn der zu faul

ist, seine Hühner draußen rumlaufen zu lassen, werde ich das nicht unterstützen. So etwas gehört verboten, die armen Vögel haben überhaupt keinen Platz.« Auch bei der Gärtnerei in der Nachbarschaft kaufte sie keine Blumen mehr, weil der Gärtner seit einer Weile Unkraut mit Pestiziden bekämpfte. Großmutter sagte: »Da kann man eine Hacke nehmen und den Boden kurz umgraben. Das ist ganz einfach, da braucht man nicht das ganze Gift. Wenn das die Tiere fressen, gehen sie ein.«

Diese Einstellung hat mich stark geprägt. Dass Tiere gut behandelt werden, ist mir wichtig. Von Anfang an habe ich in meinen Kollektionen keine Pelze verwendet. Das Leiden von Nerzen und anderen Pelztieren ist vollkommen sinnlos – sie sterben nur, damit irgendwelche Snobs so tun können, als seien sie was Besseres.

Was viele Leute auch nicht wissen, ist, dass es auch »versteckte« Pelze gibt. Manche Firmen verwenden zum Beispiel echte Katzen- und zum Teil auch Hundefelle für Applikationen an Kapuzen von Parkas oder als Futter von Skistiefeln. Die meisten Leute glauben, das Fell sei unecht, in Wirklichkeit wird es in Asien »produziert«. Dort werden kleine Kätzchen oder Welpen unter schlimmsten Bedingungen eingepfercht und oft über Tausende von Kilometern in engsten Drahtkäfigen ohne Wasser und Futter transportiert, bevor man sie, nur ein paar Monate alt, stranguliert – damit kein Blut das Fell »verdirbt«.

Als mich die Tierschutzorganisation PETA fragte, ob ich bereit wäre, mich für die Kampagne »Tiere tragen Pelz, Menschen tragen Mode« nackt fotografieren zu lassen, musste ich nicht lang überlegen. Obwohl ich eher Nachtmensch und Langschläfer bin, stand ich für das Shooting sogar in aller Herrgottsfrühe auf, weil Fotograf Holger Scheibe das Morgenlicht für seine Bilder brauchte. Auf einer Sanddüne in Spanien ließ ich für ihn die Hüllen fallen und

posierte auf allen vieren mit traurigem Blick – als Tier, dem man das Fell abgezogen hatte. Man sah sogar noch »Fell«-Reste an meinen Armen, die waren in diesem Fall natürlich aus Stoff mit Leopardendruck.

Überhaupt fühle ich mich allen Katzen seelenverwandt. Meine gute Freundin Nastassja Kinski hat mir einmal schmunzelnd ein Kärtchen geschenkt, auf dem eine Katze abgebildet war, und darunter stand: »*If you do what I want, we will have no problems.* – Wenn du tust, was ich will, werden wir keine Probleme miteinander haben.« Nastassja sagte: »Das ist wie bei dir, Harald!« Ich protestierte nicht. Nastassja und ich sind seelenverwandt. Sie ist eine wunderbare Frau. Nicht nur eine großartige Schauspielerin, sondern auch eine faszinierende Persönlichkeit. Einerseits eher introvertiert, ja fast scheu und verletzlich, mutiert sie zur Kämpferin, wenn sich jemand gegen ihre Freunde oder Familie stellt. Und sie liebt Tiere über alles.

Kurze Zeit später wurde ich im Berliner Tierpark Friedrichsfelde Pate für die fünf Wochen alten sibirischen Tigerbabys Dushan und Arnanka. Aus diesem Anlass gab es einen Fototermin im Tierpark, der gleichzeitig den Beginn meines Engagements als Botschafter der Berliner Zoos markierte. Die Pflegerin hatte die beiden süßen Fellknäuel aus dem Korb genommen und vor mir auf den Tisch gesetzt. Den Fotografen hatte ich vorher gesagt, sie müssten ruhig sein und schnell machen. Denn sobald die Tiere auch nur ein Anzeichen sehen ließen, dass sie sich unwohl fühlten, und anfangen zu fauchen, wollte ich aufhören. Doch nichts passierte. Die zwei waren sofort ganz fasziniert, schauten mich mit ihren großen blauen Augen an und knabberten selbstvergessen an meinen Ringen.

Besonders das Männchen, Dushan, interessierte sich für mich, das Weibchen war ein bisschen reservierter. Aber beide ließen sie sich ganz problemlos streicheln, und Dushan spielte bald

ausgelassen mit meiner Hand – mit eingezogenen Krallen. Während der ganzen Aktion standen jede Menge Kinder mit glänzenden Augen um uns herum, und ich merkte einmal mehr: Kinder lieben Tiere genauso, wie ich es tue.

Das brachte mich dann auf eine Idee: In Zusammenarbeit mit dem Kinderhilfswerk rief ich ein Projekt ins Leben, das es Kindern und Familien aus armen Verhältnissen über Spenden ermöglichte, in den Zoo zu gehen. Im reichen Deutschland leben heute viele Familien in solcher Armut, dass sie selbst für so ein vergleichsweise kleines Vergnügen keinen Cent übrig haben. Wenn ich Zeit hatte, ging ich ab sofort auch selbst mit Gruppen von Kindern in den Zoo und zeigte ihnen meine pelzigen Patenkinder. Die waren allerdings ziemlich schnell keine süßen Kätzchen mehr, sondern ausgewachsene Tiger – und leider nicht mehr zum Streicheln geeignet.

Wie gut Kindern Tiere tun, stellte ich bei meinem ersten Besuch in der »Nische« fest. Das ist eine wunderbare Einrichtung im Stralauer Kiez in Berlin, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Großstadtkindern den Kontakt zur Natur zu ermöglichen. In einem 2500 Quadratmeter großen Garten gibt es Ziegen, Kaninchen, Frettchen und Meerschweinchen, um die sich die Kleinen mit Begeisterung kümmern. Die Kinder, die in den Stadtwohnungen oft selbst keine Tiere halten dürfen, übernehmen Patenschaften und lernen dabei, Verantwortung zu tragen.

Hier säubern sie die Ställe, füttern die Tiere, bürsten und striegeln sie. Die Kinder nahmen mich aufgeregt an die Hand und wollten mir »ihre« Tiere zeigen.

Die meisten Betreuer arbeiten für wenig oder zum Teil auch gar kein Geld hier mit – sonst könnten solche Projekte gar nicht fortbestehen. Auf die »Nische« war ich gestoßen, nachdem ich *Das*

perfekte Promi Dinner auf Vox für mich entschieden und überlegt hatte, wem ich die gewonnenen 5000 Euro am besten zukommen lassen konnte. Als ich den Scheck überreichte, war die Chefin total gerührt und sagte zu mir: »Das ist ungefähr doppelt so hoch wie unser jährliches Budget, das wir vom Amt bekommen.« Unglaublich, aber wahr.

2004 unterstützte ich mit dem Kinderhilfswerk auch erstmals die »Goldene Göre«. Das ist ein Preis, mit dem kreative und meistens privat ins Leben gerufene Projekte für Kinder und Jugendliche ausgezeichnet werden – wie ein Kinder-Café oder ein Hip-Hop-Workshop. Wichtig bei der Auswahl ist, dass damit effektiv etwas gegen Ungerechtigkeiten und Diskriminierung getan wird. Der erste Preis ist mit 5000 Euro dotiert, der zweite mit 3000 und so weiter. Bei der Preisverleihung hielt ich eine Rede und legte spontan aus eigener Tasche noch mal 5000 Euro obendrauf, die zwischen den Gewinnern aufgeteilt wurden.

Das entspricht einfach meiner Philosophie: Je mehr ich verdiene, desto mehr gebe ich auch ab. Wenn das jeder – entsprechend seinen Möglichkeiten – tun würde, lebten wir in einer besseren Welt, denn jeder Cent für einen guten Zweck macht einen Unterschied. Menschen, die ängstlich an ihrem Vermögen kleben, tun sich selbst keinen Gefallen. Ich glaube daran, dass man alles, was man von ganzem Herzen und freiwillig spendet, auf anderem Wege doppelt und dreifach wieder zurückbekommt. Diese Erfahrung habe nicht nur ich gemacht, es ist ein kosmisches Gesetz: Geld, das fließt, vermehrt sich. Meine Tante Katharina drückte es immer etwas bodenständiger aus: »Man muss das Geld aus dem Fenster hinauswerfen, damit es zur Tür wieder hereinkommt.«

(M)EIN HERZ FÜR KINDER

Dass nicht alle an dieses Gesetz des Geldflusses glaubten, merkte ich bei einer Charity-Veranstaltung des Kinderhilfswerks. Das Hilfswerk hatte eine Vernissage organisiert, es sollten Bilder versteigert werden, die Kinder nach einem Zoobesuch gemalt hatten. Der Erlös sollte »meinem« Zoo-Projekt für arme Familien zugute kommen. An dem Nachmittag im noblen Berliner Hotel Palace waren zwar keine großen Stars, aber doch ziemlich viel lokale Prominenz aufgelaufen. Politiker, Prinzessinnen und einige andere Leute, von denen ich zuverlässig wusste, dass sie nicht gerade in bescheidenen Verhältnissen lebten, standen in Cocktailkleid und Smoking herum und nippten an ihrem Schampus.

Die Versteigerung begann mit bescheidenen fünf Euro für ein sehr hübsches Bären-Bild eines kleinen Jungen. Doch es war wie damals in Stuttgart bei meiner Freundin Manuela: Niemand begann zu bieten. Ich hatte eigentlich vor, erst bei den höheren Geboten einzusteigen, um die Preise ein bisschen nach oben zu treiben, aber nicht einer der wohlhabenden Gäste tat einen Mucks.

Also ergriff ich doch die Initiative. »Zweihundert Euro«, rief ich. Ich hoffte, dass die anderen einen ähnlichen Plan verfolgten und erst bei den höheren Geboten mitbieten wollten. Aber ich hatte mich getäuscht. Das deprimierende Resultat meines Vorstoßes war das gleiche wie damals. Manche guckten peinlich berührt und starteten in ihr Proseccoglas, als verberge sich dort eine tiefere Wahrheit, einige der Gäste verschwanden auf die Toilette – und kamen einfach nicht wieder. Warum waren diese Leute überhaupt hergekommen?

Das Schlimmste an der ganzen Sache war, dass die kleinen Künstler zum Teil anwesend waren. Wie fühlt man sich mit acht

oder neun Jahren, wenn den Erwachsenen das eigene Werk nicht mal fünf Euro wert ist?

Je mehr ich mich engagierte, umso mehr stellte ich fest, dass Kinder in diesem Land keinen hohen Stellenwert haben. Nicht nur wegen solcher enttäuschenden Momente wie auf der Vernissage. Durch das Kinderhilfswerk bekam ich einen Einblick in den depressierenden Zustand der Bundesrepublik: Jedes fünfte Kind in Deutschland lebt in Armut. Die öffentlichen Zuwendungen werden immer mehr gekürzt, die Möglichkeiten der Kinderbetreuung sind bei Weitem nicht ausreichend. Den Mangel an Zuwendung kann niemand messen. Hinzu kommt, dass viele Kinder in Deutschland tatsächlich Hunger leiden. Das Kinderhilfswerk hat festgestellt, dass mehr als ein Sechstel aller armen Kinder morgens hungrig in der Kindertagesstätte ankommt.

Ich stehe mit Lizzy, einer Mitarbeiterin des Kinderhilfswerks, in einer Leipziger Suppenküche und schmiere für die Kinder Stullen. Manche reißen mir die Käse- und Wurstbrote geradezu aus der Hand und schlingen sie gierig in wenigen Bissen herunter! Lizzy seufzt plötzlich.

»Ach, Harald, wir müssten viel mehr tun, es brennt an allen Ecken und Enden, aber wir sind zu unbekannt. Die Leute kennen Unicef, aber wir sind ein kleines Licht.«

Dazu fällt mir nur eines ein: »Dann müsst ihr einfach mehr auf euch aufmerksam machen.«

Lizzy buttert nachdenklich die nächste Schnitte und belegt sie mit Gouda. Dann sagt sie: »Das ist leichter gesagt als getan. Das kostet ja auch alles, und das Geld fehlt dann wieder an anderer Stelle.«

Diese Aussage ist typisch für Leute, die sich ehrenamtlich engagieren. Sie haben die edelsten Motive, aber nicht den blassesten Schimmer von Marketing. Ich sage:

»Wer behauptet denn, dass ihr das bezahlen müsst? Ihr braucht Sponsoren! Habt ihr schon mal eine Charity-Gala gemacht?«

Lizzy sieht mich mit großen Augen an. »Eine Charity-Gala?«

Als Erstes engagierte ich eine Agentur, die mir empfohlen worden war und deren alleiniger Job darin bestand, Sponsoren zu besorgen. Derweil durchforstete ich mein Adressbuch und telefonierte herum, um Stars zu rekrutieren – denn die waren bei so einer Veranstaltung wichtiger als alles andere. Stars sorgten für Presse, und ohne Presse würde es keine Publicity fürs Kinderhilfswerk geben. Eine der Ersten, die mitmachen wollten, war meine Freundin Brigitte Nielsen – ich hatte nichts anderes erwartet. Sie war nicht nur ein treuer Pompöös-Fan, sondern auch selbst Mutter von einer ganzen Rasselbande. Brigitte wollte aus Los Angeles anreisen und ohne Gage für mich modeln.

Bonnie Tyler sagte zu, kostenlos zu singen. Bonnie hatte ich vor einigen Jahren bei der Premiere zum Musical *Tanz der Vampire* in Stuttgart kennengelernt. Dort war ich im weißen Glitzermantel angekommen – und mit einer »Blutspur« am Hals, als Opfer eines Vampirs. Bonnie konnte sich darüber gar nicht beruhigen, so lustig fand sie mein »Motto-Styling«, und wir hatten damals auf der Premierenparty viel Spaß. Sie war sofort einverstanden und schlug vor, ihre größten Hits zur Gitarrenbegleitung vorzutragen. Vorausgesetzt, sie dürfte das in einem Kleid von mir tun. Das Gleiche galt für Musical-Star Angelika Milster, die schon einige Bühnenoutfits von mir besaß. Als Veranstaltungsort suchten Dieter und ich wieder das Berliner Ritz-Carlton aus. Einerseits, weil es ein

herrliches Hotel ist, aber auch weil wir dort einen Stein im Brett haben, seit wir 2004 die Eröffnungs-Veranstaltung bestritten hatten.

Alles lief also wunderbar an, und ich freute mich schon sehr auf den Abend. Wenn ich etwas liebe, dann sind es Veranstaltungen, bei denen Synergie entsteht und sich am Ende das Ganze als mehr als die Summe der Teile erweist. Und eine Charity-Gala mit Modenschau war genau so eine tolle Geschichte, bei der alle profitieren konnten: das Kinderhilfswerk in erster Linie, aber auch alle Sponsoren.

Doch zwei Wochen vor dem geplanten Termin erhielt ich einen Anruf von der Sponsoring-Agentur.

»Herr Glöckler, ich traue mich kaum, es auszusprechen, aber wir müssen die Gala absagen.«

Ich dachte, ich höre nicht richtig. »Wie bitte? Absagen? Sie machen Witze!«

Doch der Marketing-Mann blieb zerknirscht. »Ich habe wirklich alles probiert, aber ich habe keine Sponsoren gefunden.«

Ich wusste, dass Berlin ein schwieriges Pflaster war, wenn es um Charity-Veranstaltungen ging. Das hatte ich schon von vielen Seiten gehört, und das hatte mich unter anderem die deprimierende Kinderbilder-Vernissage gelehrt. Im reichen Monaco oder in Cannes blätterten alle Mitglieder der Society ohne Zögern tausend oder zweitausend Euro für den Eintritt zu einer Benefiz-Gala hin. So einen Preis hätte ich in Berlin gar nicht aufzurufen gewagt, darum war der Eintritt auch frei – stattdessen hatte ich auf der Einladung um Spenden gebeten.

Aber dass sich nicht ein einziger Sponsor finden sollte, der das Kinderhilfswerk unterstützen wollte, damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. Ich hatte keine Ahnung, was der Grund für diese Zurückhaltung war. Vielleicht war es das schiere Überangebot an

Einladungen zu den verschiedensten Veranstaltungen, das dafür sorgte, dass bei den Leuten die Jalousien runtergingen.

Doch über die Gründe zu spekulieren war müßig. Die Frage war: Was sollte ich jetzt tun? Der Abend war bereits angekündigt, der Saal gebucht, das Programm stand, die Gäste waren eingeladen. Jetzt alles abblasen? Nein, dachte ich, das kommt nicht infrage. Ich sagte zu dem Mitarbeiter der Sponsoring-Agentur: »Abgesagt wird gar nichts. Zur Not finanziere ich den Abend eben selbst.«

Die Fahndung nach Sponsoren schrieb ich ab, stattdessen versuchte ich jetzt, bei großen Unternehmen Spenden zusammenzutrommeln. Nicht auszudenken, wenn die Gäste am Abend ebenfalls einen solchen Igel in der Tasche hatten, dass am Ende für das Kinderhilfswerk nichts rumkam. Ich schaffte es, schon mal eine akzeptable fünfstellige Summe auf die Beine zu stellen, sodass ich beruhigt in den Abend gehen konnte. Vermutlich hätten Dieter und ich die Sponsorensuche auch selber in die Hand nehmen sollen, aber darüber nachzudenken war nun müßig.

Es wurde trotz allem – oder gerade deswegen – ein wundervoller Abend. Vor der Modenschau gab es logischerweise einen Champagner-Empfang und hinterher ein Abendessen für vierzig geladene Gäste – diejenigen, die uns am meisten geholfen hatten. Aber das Wichtigste war, dass die beiden Ziele, die ich mir für den Abend gesetzt hatte, erreicht worden waren: Das Deutsche Kinderhilfswerk bekam die Medienaufmerksamkeit, die es verdiente. Und wir schafften es außerdem, insgesamt 55000 Euro aus Spendengeldern zusammenzutragen. Wie viel davon aus meiner Aktion vorab stammte und wie viel tatsächlich am Abend gespendet wurde, darüber decke ich aus Höflichkeit den Mantel des Schweigens.

HALALD GLÖÖCKLEL SUPELSTAL – UND EIN BESUCH AUS HOLLYWOOD

Dieter und ich lebten in unserer Anfangszeit in Berlin zunächst im Intercontinental in einer Suite, für die uns die Hotelleitung einen guten Preis gemacht hatte. Längere Zeit im Hotel zu leben hat ja eine mondäne und sehr kreative Aura. Ich fühlte mich da in bester Gesellschaft, denn es gibt unheimlich viele Künstler, die das mal gemacht haben. Thomas Mann, Marcel Proust, Ernest Hemingway, Andy Warhol und Nico mit Velvet Underground ...

Doch als eine befreundete Prinzessin uns ihr gerade nicht genutztes, möbliertes Apartment in Wilmersdorf anbot, schlugen wir dennoch zu. Wir hatten uns allerdings zu früh gefreut. Nach einigen Wochen mussten wir dort schon wieder raus, weil ein Familienmitglied der Prinzessin Ansprüche angemeldet hatte. Daraufhin quartierten wir uns vorübergehend in einer Zwei-Zimmer-Wohnung ein, bis die Räume der Prinzessin wieder frei waren – diesmal für länger.

Dieses Hin und Her war natürlich lästig. Aber erstens befanden wir uns damals noch in der »Berlin-Testphase«, zweitens waren wir ohnehin so viel unterwegs. Die Konstante in dieser turbulenten Zeit war unser Showroom im Modecenter.

Zuletzt hatten wir in einer hübschen Drei-Zimmer-Wohnung im gediegenen Grunewald gelebt. Bis Dieter eines Tages sagte: »Harald, ich will hier weg, es ist ja schön grün hier draußen – aber hier ist überhaupt kein Leben, hier passiert nichts. Ich bin noch nicht tot.« Dieter war häufiger zu Hause als ich, darum bekam er die »Altersheim-Atmosphäre«, wie er es nannte, stärker mit.

Also schauten wir uns nach einem Domizil in der Stadt um. Diesmal sollte es etwas »Richtiges« sein, denn dass wir in Berlin blieben, hatte sich inzwischen herauskristallisiert. Das war mal wieder was für eine Bestellung bei meinen Engeln. Als ich einen ruhigen Moment fand, erklärte ich ihnen, dass wir eine neue Bleibe brauchten. »Ihr wisst ja, was zu mir passt ...«, sagte ich, »... also nur das Beste.« Dann fügte ich noch hinzu: »Charlottenburg würde mir gefallen.« Es war dann auch mitten in Charlottenburg, wo wir sehr bald über einen Bekannten das perfekte Penthouse fanden. Ein richtiges Haus auf dem Haus – über zwei Etagen. In allen Räumen Parkett und hohe Decken, dazu eine wundervoll sonnige Dachterrasse.

Unser Unternehmen wuchs, und monatlich kamen neue Standbeine hinzu. Jedes für sich genommen war für Dieter und mich ein riesiger Erfolg. So hatte ich mit der amerikanischen Firma Fiji Blend eine ebenso luxuriöse wie tierversuchsfreie Solariumkosmetik mit Kaviar- und Trüffelöl entwickelt, die weltweit vertrieben wurde. Und Pompöös wurde im Quelle-Katalog für die Frühlingssaison 2009 aus dem Stand die erfolgreichste Marke. Als das Versandhaus kurz darauf in Schwierigkeiten geriet und Insolvenz anmelden musste, stand bei uns sofort das nächste auf der Matte: der Klingel-Versand. Sobald eine Tür zuging, sprangen mindestens drei andere auf.

Ich kam gerade von meinem morgendlichen Fitness-Training in unseren Showroom, da sagte Dieter: »Du glaubst nicht, wer gerade angerufen hat.«

Ich zuckte die Achseln. »Keine Ahnung? Prinz Charles? Die Queen? Mach's doch nicht immer so spannend.«

Dieter schüttelte den Kopf. »Der Shop Channel.«

Ich hatte keinen Schimmer. Es war klar, dass es sich um einen Teleshopping-Sender handeln musste, aber das war auch alles.

»Shop Channel? Klingt ein bisschen wie Chop Suey vom Chinamann«, sagte ich. »Wo befindet sich der Kanal denn?«

Dieter grinste. »Die Richtung ist gar nicht mal verkehrt. Der Shop Channel ist der größte Shopping-Kanal in Japan. Und die wollen dich!«

Japan! Das war halb um den Globus. Ich dachte an den Jetlag, der mich in Thailand geplagt hatte. Und ich dachte daran, wie viel Zeit ich mittlerweile in Teleshopping-Studios verbrachte. Zu HSE24 hatte sich ja nun tatsächlich noch QVC London gesellt – davon war man bei HSE24 zwar alles andere als begeistert, aber verbieten konnte mir das keiner, weil mein Vertrag sich nur auf Deutschland bezog. So flog ich nun alle paar Wochen auch in die britische Hauptstadt.

Irgendwie schien ich mit meiner Art auch in England einen Nerv zu treffen. Bei den QVC-Sendungen dürfen die Zuschauer live SMS schicken, die dann in Echtzeit über den Bildschirm flimmern. Und die Zuschauerinnen hatten mich sofort in ihr Herz geschlossen und zu »Prince Harald« erklärt. Ich erhielt Nachrichten wie »Harald, I love you« oder »Ich will dich heiraten, mein Sohn liebt dich auch«. Das fand ich sehr süß – auch wenn das bestimmt ein interessantes Arrangement gewesen wäre.

Das zusammen war alles wunderbar, aber ganz schön stressig. Irgendwann musste ich doch auch noch ein bisschen Zeit haben, kreativ zu sein. Nun also Japan?

Am Abend schaute ich mir, sozusagen zur Recherche, mit Dieter noch einmal *Lost in Translation* mit Bill Murray und Scarlett Johansson an. Eine Szene spielte in der Bar in der obersten Etage des Park Hyatt Tokyo, und man sah die Lichter der Großstadt im

Hintergrund verführerisch flimmern. Ich sagte zu Dieter: »Viel leicht muss ich Japan doch eine Chance geben.«

Im Mai 2009 saßen wir im Flugzeug auf dem Weg ins »Land der aufgehenden Sonne«. Mein erster Eindruck am Flughafen in Tokio war allerdings weit von Fujiyama-Romantik entfernt und nicht besonders exotisch. Die Japaner hatten eine Riesenpanik vor der Schweinegrippe. Dieter und ich wurden mit großem Abstand kritisch beäugt und mussten schließlich per Unterschrift versichern, dass wir keine Schweinegrippe hatten. Interessante Strategie – und viel billiger als eine Impfung.

Viel Zeit, uns in Tokio umzuschauen, hatten wir danach erst mal nicht. Vor dem Flughafen wartete schon der Rolls-Royce. Wir wurden direkt ins Hotel – das Ritz-Carlton – chauffiert, wo wir uns ein bisschen ausruhen durften, der 14-Stunden-Flug steckte uns in den Knochen, First Class hin oder her. Ein paar Stunden später ging es dann schon zur ersten Besprechung ins Studio, danach gab's fürs Erste keine Freizeit mehr.

Ich sprach logischerweise kein Wort Japanisch, darum sollte ich auch die Sendung auf Deutsch bestreiten – mit einer Dolmetscherin. Der Sender hatte für mich ein paar europäische Models engagiert. Warum sie keine japanischen Models genommen hatten, war mir nicht ganz klar. Vermutlich wollte man für den Designer aus Europa auch alles bis ins Detail »europäisch« gestalten. Fürs nächste Mal regte ich an, wenigstens eine Japanerin zu engagieren, damit sich die japanischen Zuschauerinnen besser vorstellen konnten, wie die Sachen an ihnen aussehen würden.

Während der Sendestunde kam ich mir dann wirklich vor wie Bill Murray in seinem Whisky-Werbespot in *Lost in Translation*: Die Dolmetscherin war eine ganz reizende Person, hätte aber sonst was erzählen können, und ich hatte keinerlei Kontrollmöglichkeit.

Aber wahrscheinlich war das auch ganz egal. Etwas Schlechtes schien die Übersetzerin vor laufender Kamera jedenfalls nicht gesagt zu haben: Der Schmuck und die Kleider, die ich mitgebracht hatte, waren nach einer Stunde ausverkauft.

Am nächsten Tag hatten Dieter und ich endlich Zeit, uns Tokio anzuschauen. Aber weit kamen wir nicht. Kaum hatte ich einen Fuß auf die Straße gesetzt, wurde ich von einer hübschen Dame im schicken Kostüm angesprochen – sie wollte ein Autogramm. Bei dem einen Mal blieb es nicht, immer wieder wurden wir von Frauen gestoppt, alle hatten sie die Sendung gesehen. Das war bemerkenswert. Schließlich war die Show nicht in der Primetime auf einem der Hauptsender des Landes gelaufen, sondern auf einem Shopping-Kanal. Außerdem hatte Tokio unglaubliche achteinhalb Millionen Einwohner.

Später erfuhr ich, dass das YouTube-Video von meiner Sendung in Windeseile im Internet die Runde gemacht hatte. Vielleicht lag es auch an meinen schwarzen Haaren, die zu diesem Zeitpunkt etwas länger waren und die ich nach oben frisiert hatte wie bei einer punkigen Manga-Figur. Die Japaner schienen mich jedenfalls für eine Art lebenden Comic-Charakter zu halten, sie waren völlig von den Socken. Dieter konnte nach unserem Bummel sämtliche Digitalkameras problemlos bedienen, so viele Schnappschüsse hatte er von mir mit begeisterten asiatischen Damen machen müssen.

Dabei hatten mich alle vorher gewarnt, ich solle nicht allzu große Erwartungen haben. Die Japaner, hieß es, leben auf einer Insel, das sei so ähnlich wie in Großbritannien. Eine Freundin hatte gesagt: »Relevant ist bei denen nur, was aus Japan kommt. Der Rest der Welt ist uninteressant, selbst Hollywood liegt auf einem anderen Planeten.« Aber was mich betraf, schienen mal wieder

andere Gesetze zu gelten. Nichts, über das ich mich beschweren wollte.

Mir fiel bei den Japanerinnen ein bemerkenswertes Bewusstsein für Mode und Stil auf – und vor allem hatten sie Mut, nicht langweilig zu sein. Niemals würde man eine Japanerin in einer formlosen »Funktions-Jacke« sehen, es sei denn, sie macht gerade eine Trekking-Tour.

Stattdessen waren die japanischen Frauen ab etwa Mitte zwanzig schon zur Teatime sehr bewusst gestylt, mit taillierten Kostümen und eleganten Pumps. Die jungen Mädels liefen dagegen total verrückt herum mit unglaublich kurzen Röcken und sexy Kleidchen zu ganz hohen Schuhen. Und alle waren sie sehr süß zurechtgemacht, mit Zöpfchen und Schleifen und Gürtelchen, Blumen im Haar und buntem Schmuck. Meine Mode verbindet beide dieser Stile, sie ist gleichzeitig elegant und verspielt. Lady, Mädchen und eben Prinzessin. Wahrscheinlich schloss ich damit eine Lücke und rannte deshalb mit meinem Angebot in Japan offene Türen ein.

Und noch etwas hat mich sehr beeindruckt: Die Japanerinnen waren alle gertenschlank. Dabei hatte ich genau beobachtet, wie sie im Café alle mit doppelten und dreifachen Portionen vom Kuchenbuffet zurückkamen, während ich mir schon ein einziges Stück Torte verkneifen musste. Von wegen: Die essen in Japan alle nur Sushi. Dass der Japan-Trip nicht gerade eine Fastenkur war, lag allerdings auch an unseren japanischen Gastgebern vom Shop Channel, sie verwöhnten uns nach Kräften. Abends wurden wir in die besten Restaurants und exklusivsten Clubs der ganzen Stadt ausgeführt. Darum war ich sehr froh, dass das Ritz-Carlton in Tokio einen Fitness-Bereich hatte, wo man einige überschüssige Kalorien verbrennen konnte.

Doch als ich ins Spa herunterkam und mir ein paar Handtücher für mein Training leihen wollte, wurde ich direkt gestoppt. Die

Mitarbeiterin am Tresen deutete auf das Tattoo auf meiner Brust, von dem nur ein winziges Stückchen aus dem Shirt herausguckte.

»Es tut mir sehr leid, aber das müssen Sie abdecken. Wenn sich jemand davon gestört fühlt, kann er die Polizei rufen – und dann werden Sie verhaftet.«

»Verhaftet?«, fragte ich ungläubig. Sie nickte.

Ich war baff. Da dachte ich, ich hätte mich hervorragend vorbereitet, weil ich mich schon vor unserer Abreise nach allen möglichen Verhaltens- und Höflichkeitsregeln erkundigt hatte – wann man sich wo wie stark verbeugen muss und all diese Dinge –, und dann so was. Da hätte ich aus reiner Unwissenheit sogar in der Zelle auf der Polizeistation landen können, weil Tätowierungen in Japan als anstößig gelten. Und Tattoos habe ich einige. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich musste mir ein »züchtigeres« T-Shirt aus dem Zimmer holen und Schwimmen und Sauna mangels Ganzkörper-Badeanzug ausfallen lassen.

Ein paar Wochen nachdem wir aus Japan wieder zurück in Berlin waren, lief in Deutschland der Film *Brüno* an. Darin spielt der britische Komiker Sacha Baron Cohen einen schwulen österreichischen Modejournalisten. Plötzlich bekam ich zig Anrufe und Interviewanfragen. Aber nicht wegen meiner Mode, sondern weil Baron Cohen Reportern erzählt hatte, ich sei das Vorbild für seine Figur gewesen. In dem Moment wurde mir einiges klar ...

Es war etwas mehr als ein Jahr her. Damals hatte das Management von Sacha Baron Cohen bei uns angerufen, um einen Termin mit mir auszumachen. Zu dem Zeitpunkt war ich gerade in München bei HSE24 und wahnsinnig gestresst. Das Teleshopping fraß Zeit, und ich kam mit der Arbeit an neuen Entwürfen kaum hinterher. Dieter hatte den Anruf angenommen, und ich fragte:

»Um was geht es denn?« Doch das hatte Baron Cohen nicht enthüllt, er wollte mich einfach mal kennenlernen.

Ich sagte spontan ab. Wenn man mir nicht sagen kann, was man von mir will, dann ist mir das zu vage. Der Name war mir auch vollkommen unbekannt, aber eine Recherche im Internet förderte zutage, dass Cohen schon in den Neunzigern den Comedy-Charakter »Ali G.« verkörpert hatte und später den »Borat« im gleichnamigen Film gespielt hatte. Die Filme hatte ich nicht gesehen, überhaupt schaue ich mir selten Filme an, mein Leben selbst ist meistens filmreif genug. Aber natürlich hatte ich davon etwas mitbekommen und einige Ausschnitte gesehen, beides war ja ein ziemlicher Hype. Und ich erinnerte mich, dass Zeitungen schon früher oft Fotos von Ali G. meinen gegenübergestellt hatten, weil der schmale Teil meines Barts gewisse Ähnlichkeit mit Alis hat. Später war das Gleiche mit Borats Schnäuzer passiert.

Doch das bewog mich nicht, Baron Cohen zuzusagen. Ich hatte gedacht, die Sache sei abgehakt, aber Baron Cohens Manager ließ einfach nicht locker. Beim letzten von fünf Anrufen sagte er, Sacha sei in den nächsten Tagen in Berlin und wolle mich in den Gourmet-Tempel Borchardt einladen. In dem Moment gab ich auf – die Beharrlichkeit imponierte mir.

Sacha Baron Cohen sieht so ganz anders aus als der »Borat« mit seinem dichten Schnurrbart. Viel jünger. Ein schlanker Mann mit offenem Blick, glatt rasiert und mit kurz geschnittenen dunklen Haaren in Jeans und Hemd. Wie der perfekte englische Gentleman. Kurz nachdem wir uns begrüßt haben, holt Cohen eine kleine Kamera und ein Stativ aus seiner Umhängetasche.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich sie laufen lasse?«

Ich zucke mit den Schultern. »Von mir aus.« Ich habe keine Ahnung, warum er uns filmen möchte, aber ich habe nichts zu verbergen und bin Kameras gewohnt.

Dann entkorke ich eine Flasche Champagner, und mit dem Glas in der Hand veranstalte ich eine kleine Führung durch den Showroom. Er zeigt sich begeistert von meiner Arbeit, und ich frage ihn, was ihn nach Berlin führt. Er antwortet, er recherchiere für einen neuen Film, mehr sagt er nicht. Stattdessen erzählt er mir vom Leben in den USA. Er lebt, obwohl er Brite ist, mit seiner australischen Freundin in Los Angeles. Cohen erzählt von Beverly Hills, Venice Beach, der Borat-Hysterie und seiner kleinen Tochter Olive. Ich berichte von Dieters und meinen Anfängen in Stuttgart und unserem Weg nach Berlin, von Japan und Hongkong und Bangkok.

Irgendwann schaue ich auf die Uhr. »Oh, wir müssen los.« Doch Cohen erwidert: »Können wir nicht hierbleiben? Ich würde gern das nette Gespräch nicht unterbrechen. Wir können unser Essen doch hierher bestellen.«

Mir ist das nur recht, den Trubel draußen muss ich nicht unbedingt haben. Cohen ruft bei den Freunden an, die im Restaurant auf ihn warten – davon hatte ich nichts gewusst –, und sagt, sie sollen ohne ihn feiern.

Noch an jenem Abend hatte mich Cohen nach Los Angeles eingeladen, und am nächsten Tag brachte ein Bote einen riesigen Geschenkkorb mit Delikatessen von den Berliner Galeries Lafayette. Ich bedankte mich natürlich, aber um nach Los Angeles zu fliegen, fehlte mir schlicht die Zeit. Dabei hätte ich bei der Gelegenheit Brigitte Nielsen besuchen können oder Chaka Khan.

Leider war der Kontakt zu Cohen anschließend im Sande verlaufen – jetzt wusste ich, warum: Er hatte *Brüno* gedreht. Den Film

habe ich immer noch nicht komplett gesehen, nur Ausschnitte, aber eines kann ich schon mal sagen: In der Lederhose sehe ich geiler aus.

WHO IS THAT MAN? – EINE VORSCHAU ALS NACHWORT

Im selben Sommer, in dem Sacha Baron Cohen mein Gast war, hatte ich *Das perfekte Promi Dinner* bei Vox gewonnen. Die Schauspielerinnen Sharon Brauner und Yvette Dankou waren damals meine charmanten Mitspielerinnen, auch Rolf Eden kochte mit. Der ließ allerdings eine ehemalige Flamme brutzeln und rührte selbst nicht einen Finger. Mittendrin rauschte er dann zu einer Party von Udo Walz ab und ließ uns, seine Gäste, einfach sitzen.

Ich habe logischerweise beim Menü richtig pompös auf den Putz gehauen: Es gab Champagner, Kaviar, Rinderfilet und Hummer. Das war ich meinem Namen schuldig. Eigentlich war mir von vornherein klar, dass ich gewinnen musste – und zwar nicht nur, weil ich noch als Kind bei uns im Gasthof kochen gelernt hatte.

Den wirklich süßen Nachtschisch des Dinners bekam ich allerdings einige Monate später serviert. Da meldete sich plötzlich der Chef von Granada TV bei mir. Granada ist die Kölner Produktionsfirma, die das *Promi Dinner* ausrichtet. Dort hatte man einen Anruf von der Mutter-Gesellschaft ITV in London erhalten, nachdem die Kölner routinemäßig einen Zusammenschchnitt der Sendung nach London geschickt hatten.

»Die haben mich nur gefragt: *Who's that man?* – Wer ist dieser Mann?«, berichtete mir der Granada-Boss nun. Dann erfuhr ich, dass Kromschröder daraufhin zunächst ohne mein Wissen nach England geflogen war und mit der gesammelten Mannschaft noch einmal die DVD mit meinem Auftritt angeschaut hatte.

»Und was bedeutet das jetzt für mich?«, wollte ich wissen.

»Wenn Sie wollen, einiges«, sagte er. »Können wir uns treffen?«

Ich flog nach Köln und fuhr dann weiter mit dem Taxi in die Einöde des Industriegebiets in Ossendorf. Nichts als plattes Land, Äcker, ein paar Bäume – und dazwischen ein Komplex riesiger, schmuckloser Büros und Produktionshallen. Hier schlägt das Herz der TV-Metropole Köln, hier sitzen die meisten privaten Sender und Produktionsfirmen. Auch Granada TV.

Man erwartete mich schon, und nach ein bisschen Small Talk zur Begrüßung kam er gleich zum Eingemachten.

»Ich war also in London, und jeder war von Ihnen begeistert. Herr Glöckler, was halten Sie von einer eigenen Show in London?«, fragte er. »Eine richtige Show – keine Verkaufssendung.«

Eine Show in London. Die Worte musste ich erst mal verdauen. Das war nicht nur eine andere Dimension als Teleshopping. Das war eine andere Galaxie. Eine Idee war, dass ich als eine Art Promi-Reporter für ITV durch England reise, zum Pferderennen in Ascot, und in Pubs auf dem Dorf gehe oder vielleicht auch zum Empfang der Queen. Ich musste plötzlich grinsen, denn im Grunde hieße das, so etwas Ähnliches zu machen wie Sacha Baron Cohen als *Brüno* – nur, dass ich nicht eine fiktive Person, sondern allein mich selbst spielen würde. Dazu wollte man die U-Bahnen, Busse und Städte plakatieren: *Who the hell is Harald Glöckler?*

Doch der Granada-Boss hatte noch mehr Überraschungen in seiner Wundertüte. Er wollte mich nicht komplett an die Engländer verlieren und hatte sich für mich auch schon ein Format in Deutschland ausgedacht: eine eigene Styling-Show, in der ich Damen vor laufender Kamera in Prinzessinnen verwandeln sollte. Außerdem fragte er mich, ob ich daran interessiert sei, in der nächsten Staffel der Tanz-Show *Let's Dance* in der Jury zu sitzen – eine der Kandidatinnen sei eine Freundin von mir, orakelte er.

»Wer denn?«, wollte ich wissen.

»Brigitte Nielsen«, gab er zurück.

Ich antwortete: »Muss ich mich eigentlich für irgendwas entscheiden, oder kann ich einfach alles machen?«

Das Treffen in Ossendorf ist noch nicht so lange her. Bei *Let's Dance* habe ich aus dem Stand die Herzen vieler Zuschauer erobert, die mich bisher nur vom Teleshopping oder gar nicht kannten. Vor der ersten Sendung hatte ich echtes Lampenfieber, ich war es gewohnt, eigene Shows zu machen, zu agieren, nicht nur zu reagieren. Doch meine Nervosität war wie weggeblasen, sobald die Scheinwerfer aufflammten und das rote Licht, das »auf Sendung« signalisiert, auf den Kameras leuchtete. Ich genoss die schöne Musik und die Tänze, schon allein deswegen hätte sich das Mitmachen gelohnt. Aber es kam noch besser.

Die Fanpost, die ich bereits nach der ersten Ausstrahlung bekam, zeigte mir, dass meine Entscheidung für *Let's Dance* goldrichtig gewesen war. Die Leute, die mir schrieben, hatten begriffen, welche Mühe ich mir jedes Mal gab. Sie lobten die Outfits, das Make-up und das Styling, das ich trug, um die Kunstfigur Harald Glööckler in Szene zu setzen. Dabei liebten die Leute meine dazu in Kontrast stehende Ehrlichkeit, wenn ich vor der Kamera offen darüber sprach, dass ich mir Botox spritzen ließ oder mir Extensions ins Haar hatte machen lassen. Und sie waren begeistert, dass ich – »der wild aussehende Typ mit den vielen Tattoos und den gigantischen Oberarmen«, wie es ein Fan formulierte – für alle Tänzerinnen und Tänzer immer ein lobendes Wort fand. Einfach, weil ich der Ansicht war, dass die Kandidaten, jeder und jede einzelne, das mehr als verdient hatten für das harte Training.

Die Presse sprach schnell von der »Weisheit des Harald Glööckler« und nannte mich »Mann des Volkes«. Mit gezielten Sprüchen

ließ ich die kleinen Spitzen des Moderators und des »Bad Guy« in der Jury, Joachim Llambi, einfach an mir abprallen – mit dem Ergebnis, dass ich am nächsten Tag überall von meinem Charme las. So etwas macht mich glücklich.

Ich bin an einem Punkt in meinem Leben angekommen, an dem sich mir die Welt zu Füßen zu legen scheint wie einem Pharao. Der Traum meiner Kindheit wird Wirklichkeit, jeden Tag geschieht ein neues Wunder.

Ich wusste immer, dass das passieren würde, irgendwann. Auch mein »Schloss« habe ich inzwischen – es ist zwar nicht Versailles, aber Dieters und mein eigenes Reich über den Dächern von Berlin. Ich habe Kronleuchter, Spiegel mit goldenen Rahmen, barocke Möbel, glänzendes Parkett, und immer stehen überall riesige Sträube frischer Blumen. Meistens Rosen in allen Farben. Rosen, wie sie bei meiner Großmutter in Illingen im Garten wuchsen, und Bouquets, wie ich sie bei Anita und Tante Katharina gesehen habe. Meine Wände sind voller Gemälde, die meisten habe ich gemalt, ich habe eine Galerie wie Anitas Familie. In meinem Kühlschrank steht immer der Champagner kalt – falls meine Freunde mich besuchen, und das tun sie oft. Bei mir glitzert und funkelt es so sehr, dass die Elstern auf der Dachterrasse mit meinem kleinen Rosengarten, sehnstchtig an die Scheibe picken.

Ich lebe, wie ich es mir als kleiner Junge mit sechs Jahren erträumt habe. Ich empfehle das jedem: zu träumen und Visionen zu folgen! Ich habe mein Leben lang gesät und meine Vision, die Welt zu einem schöneren Ort zu machen, gegossen und gepflegt. Nun fallen mir die Früchte vor die Füße. Plötzlich erfüllt sich mir auf wundersame Weise ein Wunsch nach dem anderen – und alle helfen sie mir, Frauen zu Prinzessinnen zu machen. Auf der ganzen Welt, auf ganz verschiedenen Wegen.

Nachdem Herr Dr. Konrad Hilbers 2007 von HSE24 zu Arcandor gewechselt hatte, änderte sich beim Sender vieles. Die neue Geschäftsführung verfolgte eine neue Politik und es kristallisierte sich immer mehr heraus, dass unsere gemeinsamen Interessen immer weniger wurden. Ich habe inzwischen bei HSE24 gekündigt und bin in Deutschland zu QVC gewechselt. Der Geschäftsführer von QVC Deutschland, Mathias Bork, sein Team und ich stellen gerade eine sensationelle Produktlinie zusammen. Wir gehen am 2. Januar 2011 damit das erste Mal auf Sendung. Mit Mode, Kosmetik, Schmuck, Accessoires und Home Couture unter dem Label POMPÖÖS Design by Harald Glöckler. Die Firma Klingel präsentiert in ihrem Katalog Frühjahr/Sommer 2011, der im Dezember 2010 erscheint, über 18 Seiten exklusive Mode, Schmuck und Home Couture unter dem Label Glöockler. Ich werde also nicht aufhören, den Menschen Luxus zu erschwinglichen Preisen zugänglich zu machen. Außerdem hat ein Shopping-Kanal in den USA Interesse an einer Sendung mit mir bekundet. Unabhängig davon möchte eine Produktionsfirma aus Los Angeles mit mir eine Serie drehen. Dort drüben, in Hollywood. Hatte ich es nicht vorhergeträumt? Hollywood? Beverly Hills? Die Sonne? Den Pazifik?

Während ich dies schreibe, sitze ich mit Dieter im Flugzeug nach New York. Wir werden von ITV eingeflogen zu Gesprächen mit verschiedenen amerikanischen Produktionsfirmen und TV-Sendern. Geplant sind eigene Shows mit Harald Glöockler in Hollywood. Was habe ich immer gesagt, wenn das Telefon klingelte? – »Das ist bestimmt Hollywood!« Was am Anfang ein Jux war, ist nun Wirklichkeit geworden. Zwischenzeitlich haben wir in New York auch Lizenzpartner, die meine Produkte in den USA an den Mann bzw. an die Frau bringen.

Auch mein soziales Engagement wächst mit Pompöös. Hier in Deutschland habe ich den Angel Award ins Leben gerufen, einen mit 5000 Euro dotierten Preis, mit dem ich weibliche Stars stellvertretend für alle Frauen der Welt ehre. Dafür, dass sie die Welt zusammenhalten und besser machen. Das Geld kommt natürlich nicht den Prominenten selbst, sondern einem guten Zweck zugute, den ich zusammen mit den prämierten Stars auswähle – die ersten der Damen waren im November 2009 Nastassja Kinski und Bonnie Tyler.

Ich habe dekorative Kosmetik für die Schweizer Firma 5th Avenue entworfen – mehrere Linien, von Punk-Chic bis zum Glamour-Make-up. Ich werde Computertaschen und Handytuis verschönern – eine komplette Kollektion ist bereits entworfen. Alles, was das Herz des Elektronik-Fans begehrt. Präsentiert wird diese Kollektion durch den Lizenzpartner Peter Jöckel auf der IFA. Es wurde eine Lizenz für »Harald Glöckler Interieur« vergeben und ich gestalte nun auch Möbel – natürlich nur so, wie ich sie mag, im Stil des Rokoko, pompös, opulent und wunderschön. Ich entwerfe eine feine neue Porzellan-Linie für die Marke Königlich Tettau, die 1794 mit dem Segen des preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. gegründet wurde. Dazu gehören nicht nur Services, Vasen, Porzellantische und einzelne Tassen mit meinem Konterfei, sondern auch Porzellanfiguren und Büsten, die mich darstellen. Stellen Sie sich vor, statt einer Goethe-Büste können Sie sich jetzt einfach einen Glöckler ins Wohnzimmer stellen!

Wenn das kein echter Fortschritt ist!

DANKSAGUNG

Ich danke allen Menschen, die mir in meinem Leben Steine in den Weg gelegt haben oder Steine nach mir geworfen haben – denn aus diesen Steinen habe ich mir mein Schloss erbaut.

Ich danke

Dieter Schroth

allen Freunden, die im Laufe meines Lebens zu mir standen

der Presse, den Fotografen, meinem Management, meinen Angestellten, dem Deutschen Kinderhilfswerk und allen karitativen und gemeinnützigen Organisationen,

allen, die meine karitative Arbeit unterstützen und unterstützt haben

allen Frauen dieser Welt

allen, die mir eine Chance gegeben haben und mich unterstützt haben

meinen Kundinnen und Kunden und meinen Fans

den Leserinnen und Lesern dieses Buches

den Models

meinen Geschäftspartnern

Axel Kranz, Christiane Stella Bongertz, dem Lübbe Verlag und mir selbst.